

Jahrbuch des Oberaargaus 2015



Herzlichen Dank unserem Hauptsponsor dieser Ausgabe:

**Schweizerische Mobiliar Versicherungsgesellschaft,
Generalagenturen Herzogenbuchsee und Langenthal**

Ebenfalls besten Dank für die finanzielle Unterstützung an:

SWISSLOS/Kultur Kanton Bern

58. Jahrgang

Herausgeber: Jahrbuch des Oberaargaus
mit Unterstützung der Gemeinden

Umschlag: Stadttheater Langenthal (Foto: Hans Hunziker, Lotzwil)

Geschäftsstelle: Oberaargauer Buchzentrum OBZ
Oschwandstrasse 18, 3475 Riedtwil
Telefon 062 922 18 18
www.jahrbuch-oberaargau.ch

Satz: Oberaargauer Buchzentrum OBZ

Druck: Merkur Druck AG, Langenthal

Ältere Jahrbücher
im Volltext im Internet: www.digibern.ch/katalog/jahrbuch-des-oberaargaus

Jahrbuch des Obergeraargaus 2015

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	6
(Martin Fischer, Leissigen)	
Ein Fund zwischen alten Brettern	
Jeremias Gotthelf in Inkwil	8
(Ruedi Graf, Marianne Derron, Norbert D. Wernicke)	
Hans Moser (1939-2014)	22
(Valentin Binggeli, Bleienbach, und Kurt Nützi, Rumisberg)	
300 Jahre Schloss Thunstetten: Beitrag zum Jubiläum	26
(Simon Kuert, Langenthal)	
Stadttheater Langenthal – Ein Portfolio	46
(Hans Hunziker, Lotzwil)	
Der Biber im Oberaargau: Gekommen, um zu bleiben	66
(David Gerke, Zuchwil)	
Die Lushütten Alp	
55 Jahre im Besitz einer Oberaargauer Familie	74
(Regina M. Heiniger-Leuenberger, Thun)	
Will gschwind die Feder zur Hand nehmen und dir ein Brieflein schreiben	102
(Jürg Rettenmund, Huttwil)	
Wie Eriswil zu zwei Bahnhöfen und einer Bahn kam	122
(Jürg Rettenmund, Huttwil)	
Eminio Armando Felice De Polo	
Taucher beim Elektrizitätswerk Wynau	142
(Walter E. De Polo, Langenthal)	

Aufzeichnungen aus dem Ersten Weltkrieg	148
(Hans Bühler, Langenthal, 1896-1953)	
Keramikfunde bei der Villa «Forsthaus» in Langenthal	158
(André Masson, Langenthal)	
Schieferkohlenabbau in Ufhusen.	174
(Albert Wüest, Ufhusen)	
150 Jahre Konzertchor Oberaargau	188
(Esther Amrhein, Verena Arn, Renate Bigler, Hanspeter Jakob, Martin Lienhard, Hanspeter Trauffer, Urs Zurlinden)	
Neuerscheinungen.	220
Autoren, Redaktion	228

Vorwort

An die Freunde

«Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll still an uns vorübergehn.
Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie;
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!»

So formulierte Friedrich Schiller 1803 die letzte Strophe seines berühmten Gedichts und prägte damit die Redensart von den Brettern, die die Welt bedeuten. Diese Bretter ächzten in den letzten Jahren in Langenthal zunehmend, so dass sie nun - mit allem was dazugehört – renoviert werden. Dies ist einer der Gründe, dass wir dem Stadttheater Langenthal in der aktuellen Ausgabe des Jahrbuchs Wort und Bild widmen und bereits auf dem Umschlag mit ihm beginnen. Ein Ort der Kultur wird erneuert.

Dies gilt auch für das Jahrbuch Oberaargau:

Sie lesen die 58. Ausgabe des Jahrbuchs des Oberaargaus, das seit 1958 Jahr für Jahr zuverlässig erscheint. Damit dies möglich ist, braucht es jedes Jahr zahlreiche an der Kultur im Oberaargau interessierte Menschen, die sich für dieses Werk und damit auch für die Identität des Oberaargaus engagieren. Es braucht aber auch stetige Erneuerung und Anpassung an das Umfeld, in dem das Jahrbuch angesiedelt ist, damit dieses wie unsere Phantasie nie veraltet. So ist diese Ausgabe unter neuen Vorzeichen entstanden.

Der Redaktionsleiter Jürg Rettenmund, der während den letzten 15 Jahren die Geschicke der Redaktionsgruppe leitete, hat sein Amt als Redaktionspräsident abgegeben, wird aber künftig weiterhin in der Redaktion und als Autor tätig sein.

Auch Erwin Lüthi, der die Geschäftsstelle des Jahrbuches 22 Jahre zusammen mit seiner Frau Frieda Lüthi führte, übergibt diese Funktion an seinen Nachfolger.

Die beiden Aufgaben hat Daniel Gaberell übernommen. Damit sind die Leitung der Redaktion, die Geschäftsstelle und der Vertrieb in der Obhut eines Verlegers, der bereits über 60 Bücher herausgegeben hat.

Daniel Gaberell hat gleichzeitig mit der Übernahme dieser Aufgaben im März 2015 sein Oberaargauer Buchzentrum OBZ in Riedtwil eröffnet und in Betrieb genommen hat.

In der ehemaligen Kunstgiesserei hat das Jahrbuch nun erstmals eine Heimat gefunden. Unser Lager, das bisher in Herzogenbuchsee, zuletzt in der Zivilschutzanlage, untergebracht war, ist dorthin gezügelt worden. Unsere Bücher haben dort zusammen mit weiteren rund 50 Publikationen über den Oberaargau einen passenden Ort gefunden. Von dort aus werden die Neuerscheinungen und sonstige Bestellungen vertrieben und die neuen Jahrbücher lanciert. Redaktionspräsidium, Herstellungsleitung und Vertrieb sind unter einem Dach. Wer etwas Gedrucktes, Beratung oder Informationen über den Oberaargau sucht, geht nach Riedtwil.

Zusammen mit dieser Konzentration und Professionalisierung streben wir an, die Herausgabe des Jahrbuches unter gesicherten und zukunftssträchtigen Bedingungen herauszugeben: Die Produktionskosten sollen gesenkt werden, die öffentliche Hand soll für regelmässige Unterstützung gewonnen werden und die Verkaufszahlen möchten wir stabilisieren oder sogar erhöhen. Der Oberaargau verdient nach wie vor, dass sein Kulturgut erhalten wird, es ist schützenswert in seiner ganzen vielfältigen und bunten Art. Wie alle Jahre findet sich ein Teil davon zwischen den Buchdeckeln des Jahrbuchs.

Wir danken Ihnen als Leserin und Leser, dass Sie uns unterstützen.

Martin Fischer

Jahrbuch-Redaktion

Daniel Gaberell, Riedtwil, Präsident

Martin Fischer, Leissigen

Andreas Greub, Lotzwil

Simon Kuert, Langenthal

Ueli Reinmann, Wolfisberg

Herbert Rentsch, Herzogenbuchsee

Jürg Rettenmund, Huttwil

Fredi Salvisberg, Subingen

Esther Siegrist, Langenthal

Ein Fund zwischen alten Brettern: Jeremias Gotthelf in Inkwil

Ruedi Graf, Marianne Derron, Norbert D. Wernicke

1996/97 renovierte die Familie Urben ihr stattliches altes Bauernhaus in Inkwil. Als man die Bretter zwischen Parterre und erstem Stock ersetzte, fand sich auf einem Balken ein alter, von Mäusefrass etwas beschädigter Brief aus dem Jahr 1826. Unterzeichnet war er von einem gewissen «Alb. Bitzium V.». Bitzium ist der bürgerliche Name des Berner Schriftstellers, der elf Jahre später mit seinem ersten Roman, «Der Bauern-Spiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf – von ihm selbst beschrieben», zu seinem Pseudonym kam und unter diesem Namen in die Literaturgeschichte eingegangen ist. Dass es sich dabei wirklich um einen Brief des berühmten Berners handelt, lässt sich aus mehreren Indizien zweifelsfrei erschliessen.

Albert Bitzium in der Zeit, bevor er Jeremias Gotthelf wurde

Albert Bitzium wirkte von 1825 bis 1829 als Vikar von Pfarrer Bernhard Hemmann (1781–1847) in Herzogenbuchsee. Das Schulwesen gehörte traditionell zum Aufgabengebiet des Pfarrers, zumal damals im Kanton Bern der Schul- und Kirchenrat ein einziges Gremium bildete. Auch Bitzium hatte als Vikar – denn dafür steht das Kürzel «V.» – mit dem Schulwesen zu tun, und so erklären sich sowohl der Absendeort Herzogenbuchsee als auch der Gegenstand des Briefes. Ausserdem ergibt die Analyse seiner Schrift, die sich im Laufe der Zeit wenig veränderte, ohne Zweifel, dass die Schriftzüge des vorliegenden Briefes diejenigen des späteren Jeremias Gotthelf sind.

Aber wie kam Bitzium dazu, einen Schulbesuch in Inkwil zu machen, und wie gelangte der Brief in die Decke des Bauernhauses am Ausgang von Inkwil?



In dem Inkwiler Bauernhof der Familie Urben aus dem Jahre 1813 fand sich bei der Renovation im Jahre 1996/97 ein Brief des Pfarrvikars Bitzium.
Foto: Herbert Rentsch

Albert Bitzium war nach seinem Theologiestudium an der Berner Akademie von 1820 bis 1821 Pfarrvikar bei seinem Vater in Utzenstorf, absolvierte von 1821 bis 1822 ein Auslandsjahr an der Universität Göttingen und kehrte danach als Vikar nach Utzensdorf zurück. Als Bitzium's Vater Sigmund am 9. Februar 1824 im Alter von 67 Jahren starb, wurde, obwohl es dem Wunsche der Gemeinde entsprochen hätte, nicht sein Sohn Albert zum Nachfolger gewählt, denn er hatte die nach dem Gesetz vorgeschriebenen fünf Jahre Vikariatsdienst noch nicht abgeleistet, sondern dessen Studienkollege aus Göttinger Zeiten, Ludwig Fankhauser (1797–1886). Bitzium erhielt im Gegenzug Fankhausers Vikariatsstelle in Herzogenbuchsee.¹



Der junge Bitzios
Foto: Archiv Stadtbibliothek
Burgdorf

Zu den Pflichten der Pfarrer und ihrer Stellvertreter gehörte damals neben der Seelsorge auch die Aufsicht über das örtliche Schulwesen. Beim jungen Bitzios lässt sich schon in seiner Utzenstorfer Vikariatszeit feststellen, dass der Einsatz für die Schule für ihn nicht einfach eine Amtspflicht neben andern war. Die Schule wurde ihm zur eigentlichen Herzensangelegenheit und zum Kern der pastoralen Tätigkeit, schrieb er doch im Entwurf zum Visitationsrapport von 1824, im «Bericht über die Gemeinde Utzenstorf», die Schulen seien «gegenwärtig fast die einzige Handhabe, woran ein Seelsorger das Wohl der Gemeinden aufrichten kann, und fast auch das einzige Mittel, das oft verwahrloste Mittel, der zerfallenden Religion und Sittlichkeit emporzuhelfen» (EB 11, S. 26). Entsprechend intensiv setzte er sich für die Dorfschule ein und kämpfte etwa gegen starke Widerstände der Dorfgewaltigen für den Bau eines neuen Schulhauses. Der erfolgreiche Ausgang dieses Kampfes wird auf jene unerhört kühne und mit bissiger Ironie gespickte Predigt vom 4. Februar 1821 zurückgeführt (EB 3, S. 7–16),² die in den «Leiden und Freuden eines Schulmeisters» literarisch geworden ist (SW 2, S. 285f.).

Dieses Engagement setzte Bitzios in seiner Herzogenbuchseer Zeit fort. Die Kirchhöri, d.h. die Kirchgemeinde Herzogenbuchsee, war ausserordentlich gross und umfasste mit Berken, Bettenhausen, Bollodingen, Graben, Heimenhausen, Hermiswil, Inkwil, Niederönz, Oberönz, Ochlenberg, Röthenbach, Thörigen und Wanzwil noch dreizehn andere Gemeinden. Bitzios hatte demnach, gerade in Schulfragen, ein überreiches Tätigkeitsgebiet vor sich. In der frühen Neuzeit war Herzogenbuchsee Schulort für die gesamte Kirchgemeinde, bis ab 1645 die äusseren Gemeinden allmählich begannen, eigene Dorfschulen einzurichten.³ Diese Dezentralisierung des Schulwesens erfuhr zu der Zeit, als Bitzios als Vikar in Herzogenbuchsee weilte, einen neuen Schub.

Eine eigene Schule für Inkwil

Zu Beginn von Bitzios' Vikariatstätigkeit besuchten die Kinder von Inkwil die Schule in Röthenbach oder in Oberönz. Das Gebäude in Röthenbach war jedoch viel zu klein und zudem einsturzgefährdet.⁴ Auch Oberönz

bot den Inkwilern keine Alternative, denn dort wurden 230 Kinder von nur einem Lehrer in einem viel zu kleinen Schulzimmer unterrichtet. Am 18. Brachmonat [Juni] 1824 beschlossen daher die Inkwiler an ihrer Gemeindeversammlung, ein eigenes Schulhaus zu errichten.⁵ Damit stiessen sie allerdings auf den Widerstand der Röthenbacher und Wanzwiler, die laut den Akten des Schul- und Kirchenrats wünschten, «daß Inkwyl angehalten werde, mit ihnen ein neües Schulhaus auf einem für den gesammten Schulbezirk schicklichen Platz zu bauen».⁶ Inkwil jedoch beharrte auf einem eigenen Schulhaus, bot den Röthenbachern eine Abgeltung an und versicherte zudem, dass es den eigenen Schulmeister anständig entlönnen werde. Der bernische Schul- und Kirchenrat liess sich von den Argumenten der Inkwiler überzeugen und begrüsste, auch angesichts der in Aussicht gestellten Abgeltungsleistungen, die Trennung der Schulen. Mit der Ausführung des Geschäfts beauftragte er den Oberamtman von Wangen, Rudolf Emmanuel Effinger (1771–1847).⁷ Vikar Bitzjus, der auch später für Schulstandorte eintrat, welche den Kindern keinen allzu grossen Schulweg zumuteten, unterstützte die Inkwiler in ihrem Bestreben, eine eigene Schule einzurichten. Aus dem Bericht des Oberamtmanns über die Trennungsverhandlungen geht hervor, dass Effinger «durch Herrn Pfarr-Vikar Bitzjus die Gemüther hatte vorbereiten laßen», damit die Trennungsverhandlungen im Schulhaus zu Röthenbach zu einem erfolgreichen Abschluss geführt werden konnten. Die Verhandlungen führten dann tatsächlich «zur Zufriedenheit samtllicher Partheyen»⁸ zum Erfolg. Inkwil versprach der «holzarmen Gemeinde Röthenbach noch eine erkleckliche Steuer an Holz, wenn dieselbe mit Wanzwyl ihr neües Schulhaus zu bauen unternimmt».⁹

Die Trennung erfolgte offenbar noch im gleichen Jahr, so dass die Inkwiler sofort einen Schulmeister einstellen und einen provisorischen Schulraum zur Verfügung stellen mussten, wie man wiederum einem Schreiben des Oberamtmanns entnehmen kann. Darin wurde Vikar Bitzjus zudem angewiesen, die in einem Inkwiler Privathaus abgehaltene Schule zu beaufsichtigen: «Die bevorstehende Winterschule betreffend, so wird auch hier seits die Veranstaltung, daß eine Private Schule in einem Partikular Hause zu Inkwyl eingeführt und durch den Herren Pfarrvicar beaufsichtigt werde, belobt, und gutgeheißen.»¹⁰ Diese provisorisch ein-

Herzogenbuchsee den 25^{ten} November 1826.

Wohlachtbare Vorgesetzte!

Bey meinem heütigen Schulbesuch in Jnkwyl war es mir leid zu sehn, wie in diesem Sommer nicht einmal das Nothwendigste an Eürem Schulhause gemacht wurde. Ich muß daher ernstlich darauf dringen daß unverzüglich, ehe der Winter mit Ernst einbricht, noch folgendes als das Nöthigste *in* Stand gesezt werde.

1. Die Wohnung des Schulmeisters.

2. Die Schöpfe um das Haus. Es würde sich jeder Bauer schämen einen solchen Zugang zu seinem Viehstall zu haben, wie gegenwärtig ein *Zugang[?]* zum Schulhaus ist. *Die* armen Kinder, die oft schlechte *Schuhe[?]* und Strümpfe haben, *können* nie troknen Fuß in die *Schule* kommen und das neue Haus werde nothwendig mit Koth ganz angefüllt, daß man es kaum mehr *reinigen* könnte.

3. Auch das s. h. B'schüttloch muß in Stand gesezt werden, daß es haltet, es wäre wahrlich der Gemeinde keine Ehre, *wenn* sie schon ihrem ersten *Schulmeister* Ursache zu so gegründeten Klagen geben würde.

In *der* Hoffnung, daß Sie Wohlachtbare Vorgesetzte meinen *billigen[?]* Begehren baldigst entsprechen und ich nicht nöthig haben werde, Höhern Orts nach Hülfe zu suchen verbleibe mit freündlichem Gruß

Jhr bereitwilliger
Alb. Bitzius V.

Dr. Jegenknecht 25 November 1826.

Wesfl. Prov. Münster

[illegible]

At the University of Cambridge.

2. Die Menge von Fußstapfen, welche sich jeder Bauer in seinem
jährl. Gange der Felder Fußstapfen sah, wie gegenwärtig in

Braun Nadelwald. P. *weisse Kiefer, die oft sehr*
mit Buchen zusammenwachsen *mit uns Buchen im Löss der Gg.*

[illegible][illegible]

In offener, zu 3 bis 4 Zoll hoher, hölzerner, oder
eiserne, mit einem Deckel versehenen, mit einem
Brennapparat versehenen, mit einem Brennstoff
Brennungsfeld, in einem mit einem Brennstoff
Brennungsfeld, in einem mit einem Brennstoff

J. J. Smith

Am Brief des Pfarrvikars Bitzius hat deutlich der Zahn der Zeit genagt. Trotzdem lässt sich der grösste Teil des Inhalts noch einwandfrei entziffern. Verderbte Stellen wurden sinngemäss ergänzt, die Adresse ist leider nicht lesbar. Die Ergänzungen sowie die Auflösungen von Abkürzungen sind kursiv gedruckt.

gerichtete Schule war so erfolgreich, dass ein Teil der Röthenbacher ihre Kinder auch lieber nach Inkwil hätte schicken wollen. Der Grund dafür lag freilich eher beim unfähigen Röthenbacher Schulmeister Adam Hermann, weshalb die Vorgesetzten beider Gemeinden den Kirchenrat baten, sie von diesem Trunkenbold zu erlösen.¹¹ Auch Bitzius unterstützte dieses Ansinnen mit Nachdruck, eben weil die Kinder aus Röthenbach beim Alkoholiker Hermann nichts lernten.¹²

Diese Begleitumstände mögen dazu beigetragen haben, dass die Inkwiler rasch an ihr Bauvorhaben gingen. Am 16. Januar 1825 verkauften Gerichtsäss Jakob Schär und Alt-Chorrichter Jakob Ingold für insgesamt 3'000 Pfund Land für das neue Schulhaus samt einem «Gärtlein».¹³ Den Kirchenrat setzte die Gemeinde Inkwil jedoch erst am 20. August 1825 von ihren Plänen in Kenntnis, als der Rohbau schon bis zum Dach vorge-rückt war, und suchte bei dieser Gelegenheit um eine Subvention nach. Die Behörde wies nun die Inkwiler darauf hin, dass sie vor Ausführung des Baus einen Antrag auf Unterstützung hätten stellen müssen, wie es ein Kreisschreiben aus dem Jahr 1822 vorschrieb. Jetzt, wo der Bau fast vollendet sei, könne der Rat keinen Einfluss mehr auf den Bauplan nehmen. Von diesem Kreisschreiben wusste allerdings der Inkwiler Gemein-derat nichts, denn als die Inkwiler ihren Plan Oberamtmann Effinger einreichten, informierte sie dieser nicht darüber, dass sie vorgängig der Bauausführung ein Subventionsgesuch beim Kirchenrat hätten einreichen sollen. Trotz der verspäteten Eingabe der Inkwiler hatte aber der Kirchen-rat ein Einsehen, anerkannte die Bemühungen der Inkwiler und lobte deren grosszügigen Plan, der «einen Raum für 100. Kinder» sowie «zwey Schulmeister Wohnungen»¹⁴ vorsah. Deswegen erhielt Inkwil am 17. September 1825 einen Zustupf von 300 Pfund, unter der Bedingung, dass das Gebäude mit Ziegeln gedeckt und in die Brandversicherung aufgenommen werde.¹⁵ 1826 wurde der Betrag ausbezahlt.¹⁶

Als das Schulhaus errichtet war, hielt Vikar Bitzius die «Aufrichti Rede», wie bereits bei der Errichtung des Schulhauses von Utzenstorf im Sommer 1824. Diese Rede, die handschriftlich überliefert ist und im Band «Päd-agogische Publizistik» der Historisch-Kritischen Gotthelf-Ausgabe (HKG) ediert wird,¹⁷ folgt dem Muster der Ansprache von Utzenstorf zwei Jahre

zuvor. Das genaue Datum der Rede ist nicht bekannt; wahrscheinlich ist jedoch ein Tag im Herbst 1825, nachdem die Inkwiler die Anweisungen des Kirchenrats befolgt und auch das Ziegeldach fertiggestellt hatten.

Die Schule – ein Repräsentationsobjekt

Das Schulhaus, das erst im Sommer 1824 beschlossen worden war, war also bereits im Herbst 1825 bezugsbereit. Oder doch nicht? Tatsächlich ist die Geschichte der Inkwiler Schule noch nicht zu Ende, wie der von der Familie Urben entdeckte Brief vom 25. November 1826 zeigt. Bitzius wandte sich darin an die Vorgesetzten der Gemeinde und beklagte sich, dass die Inkwiler nach der «Aufrichti» für die Angelegenheit Schulhausbau keinen Finger mehr gerührt hätten. Innenausbau und Umgebungsarbeiten blieben einfach liegen.

Durchaus sprechend für Bitzius ist, dass er sich im Schreiben für den Lehrer einsetzte und insistierte, dass die Gemeinde ihm eine anständige Wohnung bieten und die mit der Lehrerwohnung verbundenen landwirtschaftlichen Infrastrukturen wie Schopf und «B'schüttloch» zur Verfügung stellen solle, damals für jeden Lehrer integraler Lohnbestandteil. Das Gemeindeprotokoll belegt, dass zum Lohn des Lehrers noch «5 Klafter Holz, 2 Eichen und 2 Buchen wie auch 200 Wedelen von verschiedenen Studen» sowie «28 Mäss Dinkel» gehörten.¹⁸ Andere Äusserungen von Bitzius aus seiner Vikariatszeit in Herzogenbuchsee zeigen, dass er in der nachlässigen Behandlung der Lehrer nicht nur eine Geringschätzung des Lehrerstandes, sondern eine Missachtung der Schule generell sah. Im Visitationsbericht von 1825, den die Pfarrer dem Kirchenrat über die lokalen Schul- und Kirchenverhältnisse abstaten mussten, schrieb er: «[...] wenn man nämlich weiß, daß eine Schulmeisterbesoldung, die nicht die Hälfte einer Landjägerbesoldung beträgt, sehr erklecklich gefunden wird, so kann man schon a priori auf den Wert, der auf die Schulen gesetzt wird, auf ihren innern Zustand, auf die Achtung, welche die Eltern vor dem Schulmeister und für die Schule haben, schließen» (EB 11, S. 49f.).

Zudem fällt auf, dass er sich auch für das Wohl der Schüler einsetzt, und zwar gerade für das Wohl der Ärmsten, für die der Morast um das Schulhaus am unangenehmsten war, weil ihr Schuhwerk und ihre Strümpfe, wenn sie überhaupt welche besaßen, schlecht oder löchrig waren. Das Schulhaus sollte also nicht nur ein Repräsentationsbau für die Gemeinde sein, es sollte allen Volksklassen dienen und ein für alle Jugendlichen zugänglicher und zumutbarer Ort der Bildung und Erziehung sein.

Schliesslich zeigt der Brief, dass Bitzios auf seinen Schulbesuchen genau hinschaute. Er liess es nicht damit bewenden, dass die formellen Bedingungen des Kirchenrats erfüllt waren. Für die Inkwiler hingegen war mit Aufrichtefest, Einsegnung des Schulhauses und Auszahlung der Subvention die Angelegenheit erledigt und mit letzterer die Fertigstellung gewissermassen amtlich beglaubigt; denn die Subvention wurde nach den Vorschriften des Kirchen- und Schulrats erst dann ausbezahlt, als der Bau vollendet und brandversichert worden war.

Für Bitzios indessen war mit der amtlichen Beglaubigung die Sache noch nicht abgeschlossen. Er drängte auf einen vollständigen Abschluss der Arbeiten und auf ein für Lehrer und Schüler akzeptables Schulhaus. Daher wandte er sich direkt an die Vorgesetzten der Gemeinde und verlangte, was diese 1824 versprochen hatten, als sie sich von der Röthenbacher Schule trennten. Im vorliegenden Brief klingt eine ähnliche Strategie an, die Bitzios auch gegenüber den Gemeindevertretern von Utzenstorf in der Predigt vom 4. Februar 1821 eingeschlagen hatte. Er nahm sie bei ihrem Bauernstolz und deutete an, dass ein Schulhaus, dessen Räume wegen der unterlassenen Umgebungsarbeiten schon im ersten Jahr verdreckt waren, kaum vorzeigbar sei. Bitzios' Brief fand sich übrigens in jenem Bauernhaus, das kaum einen Steinwurf vom neu erbauten Schulhaus entfernt steht. Der Hof, 1813 über einem älteren Vorgängerbau errichtet,¹⁹ ist auch heute noch einer der grössten und schönsten im Dorf. Er gehörte in den 1820er Jahren Gerichtsäss Johann Jakob Schär, dem Vater des späteren Berner Regierungsrates Johannes Schär (1824–1906).²⁰ Als Gerichtsäss gehörte Schär zu den Respektpersonen im Dorf. Sein Amt entsprach dem des späteren Amtsrichters der Regenerationszeit, und die Amtsinhaber waren im Kanton Bern meist

Im alten Schulhaus von Inkwil befindet sich jetzt die Gemeindeverwaltung. Ein Zimmer wird immer noch Unterricht genutzt.
Foto: Herbert Rentsch



auch Gemeindevorsteher. Schär, vermutlich identisch mit jenem Gerichtssäss, welcher der Gemeinde einen Teil des Grundstücks für die künftige Schule verkauft hatte, wäre folglich als Gemeindevorsteher auch einer der Hauptverantwortlichen und als Landverkäufer einer der Nutzniesser des Schulhausbaus. Vielleicht deshalb erkor sich der junge Vikar genau diesen einflussreichen Nachbarn des Schulhauses zum Adressaten, um ihm vor Augen zu führen, dass er es sich als Gemeindevorgesetzter, angesehener Bauer, Verantwortlicher und möglicherweise Profiteur des Schulhausbaus nicht leisten könne, ein Schulhaus in seiner Nachbarschaft zu dulden, das nicht einmal über ein anständiges «B'schüttloch» verfüge.

Unmittelbar gewirkt hat der Appell offenbar nicht: Der Brief hat, aus welchem Grund auch immer, anscheinend nie den Weg in die Gemeindeakten gefunden, und in der Tat findet man dort erst für 1831 wieder einen Beleg, dass am inzwischen fünf Jahre alten Schulhaus gearbeitet worden war. Am 20. März dieses Jahres zahlte die Gemeinde Johannes Geiser, einem Maurer aus Röthenbach, etwas für die «Derraßen um das Schulhaus, um das bestechen [Überziehen mit Mörtel] und das Weisgen».²¹ Im Namen Inkwils unterzeichnete ein Johann Jakob Urben, Chorrichter. Die Umgebung des Schulhauses, die bei schlechtem Wetter wohl

immer wieder dazu geführt hatte, dass der Schmutz in die Räume hineingetragen wurde, wurde demnach erst terrassiert, als Bitzios die Kirchgemeinde Herzogenbuchsee wieder verlassen hatte. Die Inkwiler nahmen sich also Zeit, aber sie machten ihre Arbeit offenbar gut, denn das Gebäude steht noch heute, beherbergt grösstenteils die Gemeindeverwaltung, enthält aber weiterhin einen Raum für Schularbeiten (Handwerken).

Epilog: Begegnung mit einer pädagogischen Ikone ...

Zwischen den Zeilen lässt Bitzios' Brief an die Inkwiler Gemeindevorgesetzten erkennen, dass es ihm nicht nur um die Voraussetzungen von Schule, Schulhausbau, Funktionsfähigkeit der Schule und akzeptable Bedingungen für das Schulleben ging, sondern schon damals um die Qualität des Unterrichts selbst. Im selben Jahr, in dem er den Brief an die Inkwiler Gemeindebehörden schrieb, besuchte er auch die Jahresversammlung der Helvetischen Gesellschaft im Hotel Bären in Langenthal, also ganz in der Nähe seines Vikariatsgebiets, und wohnte dort dem letzten öffentlichen Auftritt Johann Heinrich Pestalozzis (1746–1827) bei. Dieser war im Jahre zuvor zum Präsidenten der Gesellschaft gewählt worden und hielt daher im Folgejahr die Präsidialrede. Nach der Absicht der liberalen Meinungsführer der Gesellschaft sollte Pestalozzi zum Thema «Vaterland und Erziehung» sprechen, das er in seiner Person als Patriot sowie als national und international bekanntester Schweizer Erziehungsreformer verkörperte. Seine Rede aber, von der damals nur der Teil über das Vaterland verlesen wurde, während der Auszug über die Erziehung dem Protokoll der Gesellschaft beigeheftet wurde, entsprach nicht dem dominanten liberalen Schulprogramm, das die Grundschulpflicht staatspolitisch begründete und sie in einer durch Wissen und Vernunft erlangten Chancengleichheit fundiert sah. Pestalozzi stand damals gar nicht mehr für ein öffentliches Schulwesen ein, sondern vertrat das Konzept der sogenannten Wohnstubenerziehung, gemäss dem die öffentliche Schule vor allem Erziehung sein müsse und sich am Modell der Familie zu orientieren habe. Für die liberalen Mitglieder der Helvetischen Gesellschaft jedoch bedeutete Vaterland vor allem Kampf für einen neuen Bundesstaat, und die Erziehung zum Staatsbürger war eines der zentra-

len Mittel, diesen neuen Staat zu schaffen. In diesem Sinne meinte etwa der Gesellschaftspräsident des folgenden Jahres, Aloys Vock (1785–1857), in seiner Präsidialrede über Pestalozzi: «Der Geist Deiner Elementarbildung ist in die Schulen unseres Vaterlandes eingedrungen; du hast das Erbarmen für die Verlassenen im Volke wieder angeregt, und den Eifer für Volksbildung zu neuem Schwunge belebt.»²²

Es ist nicht bekannt, wie der junge Bitzios damals Pestalozzis Rede aufnahm, da weder von ihm noch von Dritten Zeugnisse dazu überliefert sind. Der latente Gegensatz zwischen den liberalen Pestalozzianhängern und dem alten Pestalozzi jedoch, der damals nicht an die Öffentlichkeit drang, kam in den Schulkämpfen der Regenerationszeit ab 1831 an die Oberfläche. Er äusserte sich unter anderem in der zunehmenden schulpolitischen Isolierung von Albert Bitzios und dessen schärfer werdenden Kritik an der Berner Schulpolitik der 1830er und 1840er Jahre.

An der liberalen Schule kritisierte Bitzios, dass sie sich nicht nur von der Kirche, sondern auch vom Elternhaus emanzipiert habe, dabei aber, indem sie vorgab, für das Leben zu erziehen, das Christliche aus Schule und Haus verdrängt habe. Der späte Bitzios sieht in Pestalozzi denjenigen, der die Schule wieder ins Leben zurückgebracht habe, indem er sich dem Kinde zugewandt, die «Rechte seiner Natur» vertreten und «es aus der einseitigen Richtung», wie sie die liberale Schule mit ihrer Orientierung an blosser Wissensvermittlung vertrete, «zur Mutter, zum Hause»²³ geführt habe. Mit dieser Haltung geriet Bitzios, der sich auch nach dem politischen Umbruch (1830/31) im Kanton Bern als Pfarrer von Lützelflüh, als Mitglied der Grossen Landschulkommission und als Schulkommissär (ab 1835) für eine umfassende Schulreform eingesetzt und zunächst noch auf eine Versöhnung von liberalem Verfassungsdenken und seinem eigenen christlichen Republikanismus gehofft hatte,²⁴ in einen fundamentalen Gegensatz zur Berner Schulpolitik. Dies gipfelte 1845 schliesslich in seiner Absetzung als Schulkommissär.

... und ein Abgang im Streit

Zunächst endete jedoch Bitzias' Schulengagement im Oberaargau in einem andern Konflikt, dem sogenannten Bollodinger Schulstreit.²⁵ Die Ausgangslage war eine ganz ähnliche wie in Inkwil: Die Bollodinger hatten früher ihre Kinder in dieselbe Schule geschickt wie die Dorfbewohner von Nieder- und Oberönz; 1828 wollte die Gemeinde Bollodigen aber ein eigenes Schulhaus bauen lassen. 1829 wehrte sich Bitzias für den Lehrer Johann Steiger (*1769), dem Bollodigen den Lohn kürzen wollte, obwohl der Schulmeister alt und gebrechlich war und stets vorbildlich gearbeitet hatte. Der Konflikt, der schliesslich zu Bitzias' unfreiwilligem Wegzug aus dem Oberaargau führte, hatte nichts mit Pädagogik im engen Sinne zu tun. Es ging weder um Methoden noch Lehrmittel, sondern einzig um Geld und Macht: Die Behörden, ganz besonders Oberamtmann Effinger, mit dem er in der Sache Inkwil noch harmonisch zusammengespant hatte, waren erbost über den jungen, «frechen» Vikar, der so selbstbewusst auftrat.

Der Bollodinger Schulstreit hatte zur Folge, dass Albert Bitzias im Amtsbezirk Wangen nicht mehr genehm war und daher über ein Zwischenspiel an der Heiliggeistkirche in Bern schliesslich Vikar und nach dem Tod seines Amtsvorgängers Fasnacht Pfarrer in Lützelflüh wurde. Wenn Gotthelf heute als Emmentaler Schriftsteller gilt, dann hat dies also auch mit Bitzias' Engagement im Oberaargauer Schulwesen zu tun.

Verdankungen

Wir danken Rita und Ueli Urben in Inkwil herzlich für den Hinweis auf den Brief von Albert Bitzias, ihre Auskünfte und die Ermächtigung, das Schriftstück zu transkribieren und zu veröffentlichen. Eliane Bürki von der Gemeindeverwaltung Inkwil danken wir für die zuvorkommenden Auskünfte.

Anmerkungen

Gotthelfausgaben SW und EB: Jeremias Gotthelf: Sämtliche Werke in 24 Bänden [SW], hg. von Rudolf Hunziker und Hans Blösch, und 18 Ergänzungsbände [EB], hg. von dens., fortgeführt von Kurt Guggisberg, Werner Juker u.a. Erlenbach (ZH): Rentsch

1911–1977. Quellen aus dem Staatsarchiv Bern werden mit der Abkürzung StAB und der Angabe der Signatur zitiert.

¹ Vgl. Fankhauser, Heinz und Rytz, Walter: Drei Berner Studenten in Göttingen – drei Pfarrer in Utzenstorf. 1. und 2. Teil. Sonderdruck aus dem Burgdorfer Jahrbuch 1980; Fehr, Karl: Jeremias Gotthelf. Zürich 1954, S. 89–103. ² Vgl. Montandon, Jens: 2. Utzenstorfer Anfänge. In: Jeremias Gotthelf und die Schule. Katalog zur Ausstellung in der Gotthelf-Stube Lützelflüh 2009. Hg. von Barbara Mahlmann-Bauer u.a. Bern 2009, S. 18–20. ³ Vgl. Dubler, Anne-Marie: «Herzogenbuchsee». Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 6, S. 328 (online konsultierbar unter www.hls.ch). ⁴ StAB B III 309, fol. 85: [1824 – Manual des Schul- und Kirchenraths No XVII] «Auszug aus den Kapitels-Acten pro 1824», Auszug pag. 1009 [Herzogenbuchsee]. ⁵ Gemeindearchiv, Inkwil, Signatur G2: Gemeindsprotokoll vom Jahr 1817 an bis 1833, S. 124. ⁶ StAB B III 309, fol. 333, «Wangen. Schreiben an das Oberamt», 28. Oktober 1824. ⁷ Effinger war von 1821 bis 1830 Oberamtmann von Wangen. Vgl. Zürcher, Christoph: «Effinger, Rudolf Emanuel von». Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 4, S. 70. Effinger soll der Figur des Oberamtmanns in Gotthelfs Novelle «Der Oberamtmann und der Amtsrichter» von 1852 (SW 22, S. 47–125) Pate gestanden haben. ⁸ StAB B III 377: Oberamtmann von Wangen Rudolf von Effinger an den Kirchen- und Schulrat in Bern, 22. November 1824. ⁹ StAB B III 309, fol. 388: «Wangen. Schreiben an das Oberamt – Sonntag d. 4. ten Decembris 1824». ¹⁰ Ebd., fol. 387. ¹¹ StAB B III 377 – Schreiben der Vorgesetzten von Röthenbach und Inkwil Andreas Gränicher (Gerichtssäss), Johann Ingold und Andreas Bösigler (beide Chorrichter) an den Kirchenrat vom 25. April 1825; Schreiben des Schulkommissärs Lauterburg vom 9. Mai 1825. ¹² Ebd., Schreiben von Albert Bitzios an den Pfarrer und Schulkommissär Lauterburg, 1. Mai 1825. ¹³ Gemeindsprotokoll Inkwil, wie Anm. 5, S. 128f. ¹⁴ StAB B III 310, fol. 548: 1825 – Manual des Kirchen- und Schulraths. ¹⁵ Ebd., fol. 549. ¹⁶ StAB B III 1298, fol. 4: 5. September 1826 – Landschul- und Bureau-Cassa Rechnung des Kirchenraths pro 1826. ¹⁷ Jeremias Gotthelf: Pädagogische Publizistik 1824–1849. Hg. von den Autoren des vorliegenden Artikels und Barbara Mahlmann-Bauer. Hildesheim, voraussichtlich 2016 (1 Text- und 1 Kommentarband; HKG F 2.1/2). ¹⁸ Gemeindsprotokoll Inkwil, wie Anm. 5, S. 141. ¹⁹ Vgl. Bauinventar der Gemeinde Inkwil revidiert und ergänzt 2011. Hg. von der Einwohnergemeinde Inkwil und der Denkmalpflege des Kantons Bern, 2012 (Grundstücknummer 401). ²⁰ Schär war ein Veteran des Sonderbundskrieges 1847, Gemeindepräsident von Inkwil, Berner Grossrat sowie Regierungs- und Nationalrat von 1886 bis 1890 (Volkspartei). Vgl. das Register im StAB, Regierungsräte 1831–2001, LS AMS 1 SKB und Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 11, S. 13. ²¹ Gemeindsprotokoll Inkwil, wie Anm. 5, S. 227. ²² Verhandlungen der Helvetischen Gesellschaft zu Schinznach im Jahr 1827. Aarau 1827, S. 39. ²³ «Ein Wort zur Pestalozzifeier». In: HKG F 2.1, wie Anm. 17, Nr. 18. ²⁴ Vgl. Graf, Ruedi: «Unsere Religion heisst uns alle Brüder, unsere Verfassung stellt uns alle gleich». Jeremias Gotthelf und der Republikanismus. In: Berner Zeitschrift für Geschichte 4 (2014), S. 106–119. ²⁵ Vgl. Fehr 1954, wie Anm. 1, S. 100–103, 112f.

Hans Moser (1939-2014)

Valentin Binggeli und Kurt Nützi

Jahrzehntelang wirkte Hans Moser als Gemeindeschreiber von Wiedlisbach und jahrelang als Mitarbeiter beim Jahrbuch des Oberaargaus. Er war unser Kollege in der Redaktion. Bald auch ein guter Freund. Im Folgenden stammen die biografischen Teile von Kurt Nützi: *In Wiedlisbach aufgewachsen; Gemeindeschreiber mit Profil* (SZ 29.6.1996 / Amt Wangen). Die Würdigung aus der Sicht des Jahrbuchs hat der Erstautor verfasst.

Interessiert und engagiert

Hans Moser war ein ausgesprochen vielseitig interessierter Mensch. Neben seinen beruflichen Tätigkeiten standen die kulturellen, zudem seine Liebe zum Sport (Tennis) und zur Natur (Pilze sammeln). All seine Tätigkeiten hat er mit Hingabe und Durchhaltewillen ausgeführt. Nebenbeschäftigungen wurden ihm oft zu Lieblingsbeschäftigungen. Was auch für sein Bemühen um das Jahrbuch des Oberaargaus gilt.

An vorderster Front, stets Hand in Hand mit dem legendären Bipperämter Arzt Robert Obrecht, setzte er sich ein für sein heimatliches Kleinod Wiedlisbach. Unermüdlich. Unbeirrt. Für Erhaltung und stilgerechte Weitergestaltung wie auch für die Belebung. Ein Höhepunkt in seiner Biografie war die Verleihung des Wakkerpreises 1974, eine hohe nationale Anerkennung des sorgfältigen Umgangs mit der historischen Kleinstadt, dem Städtli.

In seinem Wohnhaus im Städtli und in einem Altstadt Keller arrangerite er mit seiner Frau Rosemarie und weiteren Gleichgesinnten Kunstausstellungen. Sein persönliches Arbeitspensum führte mithin zur Überbelastung, der auch der engagierte Nimmermüde Tribut zahlen musste. Er war halt ein gefragter Mann. Und sagte meistens zu. In einem Interview mit Kurt Nützi kam die Macht eines Gemeindeschreibers zu Wort. Moser: «Eine Gemeinde profitiert enorm von einem guten Gemeindeschreiber, der mitgestalten hilft. Ich setze meinen Wissensvorsprung immer zum Nutzen der Gemeinde ein.»



Zum Abschied vom Amt des Gemeindeschreibers erhielt Hans Moser manches Lob, so auch von Gemeindepräsident H. U. Leuenberger: «Wiedlisbach verliert einen grossen Schaffer und ausgezeichneten Kenner des bernischen Gemeindewesens. Die Gemeinde hat von seinen Kenntnissen und seiner Kreativität, die er auch auf kultureller Ebene einsetzte, unendlich profitiert.»

In Wiedlisbach aufgewachsen

Hans Moser wurde 1939 geboren, besuchte in Wiedlisbach die Primarschule und absolvierte anschliessend auf der Wiedlisbacher Gemeindeschreiberei die dreijährige Verwaltungslehre. Danach arbeitete er ein Jahr in Rüschegg auf dem erlernten Beruf, bevor er für anderthalb Jahre nach England reiste, zu einem Sprachlehraufenthalt. Dort lernte er seine spätere Gattin Rosemarie Eugster aus Balsthal kennen, die er 1961 heiratete. Dem Ehepaar wurden zwei Söhne und eine Tochter geschenkt. Nach der Rückkehr in die Schweiz arbeitete Moser fünf Jahre bei einer US-amerikanischen Firma in Zürich. 1966 trat er seine Gemeindeschreiber-Stelle in Wiedlisbach an. Auf Ende 1997 reichte er, vor allem aus gesundheitlichen Gründen, seine Demission ein.

Gemeindeschreiber mit Profil

Am neuen, wenn auch bekannten Arbeitsort hatte er vorerst viel aufzuräumen. Doch die vielen verschiedenen Tätigkeitsgebiete machten ihm Spass. Einzig die Abendsitzungen bereiteten ihm mit der Zeit Mühe. Da er sich keiner Partei politisch verpflichtet fühlte, wagte er immer wieder, sich zu exponieren. Das wurde ihm hie und da übelgenommen.

Hans Moser erlebte während den drei Jahrzehnten als Gemeindeschreiber eine gewaltige technische Veränderung seines Berufsalltags. Am Anfang wurden von Briefen und Dokumenten Durchschläge mit Kohlepapier hergestellt. Zahlreiche Rodel wurden von Hand nachgeführt. Darauf folgten das Umdruckverfahren mit Matrizen und die elektrische Schreibmaschine, bevor um 1990 die elektronische Datenverarbeitung Einzug hielt.

Grosse Verdienste erwarben sich Hans und Rosemarie Moser um die kulturelle Belebung des Städtchens: Zuerst organisierte das Ehepaar Konzerte in der Katharinen-Kapelle im Hinterstädtchen. Es folgten die ersten Hobby-, dann Kunstaussstellungen. Unzweifelhafter Höhepunkt war die Russen-Ausstellung 1989 in der Froburg, ein Jahr darauf der Besuch der beteiligten Schweizer Künstler in Moskau.

Hans Moser und das Jahrbuch des Oberaargaus

Das Vorwort zum Jahrbuch 1985 stammt aus der Feder von Hans Moser. An den Anfang unserer Würdigung setzen wir dessen Einführung: «Unter das Motto – Eine Zukunft für unsere Vergangenheit – stellt der Europarat seit zehn Jahren seine Bestrebungen um die Erhaltung des architektonischen Erbgutes. Nachdem der neue Band des Jahrbuches wieder ein breit gefächertes Angebot an Beiträgen aus den unterschiedlichsten Sachgebieten aufweist, könnte dieser Leitsatz auch für unser Jahrbuch gelten. Es will indessen nicht nur erhalten, sondern in erster Linie erfreuen.» Über Jahrzehnte hin war sozusagen dieselbe Jahrbuch-Redaktion am Werk. Ein kleiner verschworener Haufen. Eine reine Männerrunde. Man suchte die Frau. Immer wieder. Fand sie nicht in jener Frühzeit. Man hatte keine Ideologie. Zumindest keine gemeinsame. Da waren zu viele Köpfe. Zu viel Eigenwilligkeit. Eigensinn. Sture Gringe, hiess es anderswo. Aber wir hatten dieselben Ideale. Und denselben Grundton. Das hielt. Die Freundschaft trug durch manche Ausmarchung. (Zur Geschichte des JbO s. Band 50, 2007.)

In diesen Kreis trat Hans Moser 1972. Ein neuer Eigenkopf. Hans kam als Sekretär. Er konnte auf die Unterstützung von uns allen zählen. Er hatte in Karl H. Flatt zudem einen Präsidenten an der Seite, der ihm zugeneigt und eine tatkräftige Hilfe war, war Not am Mann. Und das war es. Immer wieder. Hans wurde eine Stütze des Jahrbuchs. Er wirkte in der Redaktion von 1972-1987 und 1997/98 (Rettenmund, JbO 2007).

Hans Moser war ein lebenswürdiger geselliger Mensch. Mit Ecken und mit Kanten. Und sicher kein Weichei. Er hatte öfters einzustecken. Er liebte das Leben. Und lebte es voll. Offen und ehrlich war er. Ging direkt auf jenen zu, den er als Gleichgesinnten empfand. Wen er nicht mochte,

der merkte es bald. Er war kein Diplomat. Das passte nicht. Wen er schätzte, dem wurde er ein treuer Freund.

Spontane Hilfsbereitschaft war Teil von Hans Moser. Wie jener verschmitzte Humor. Wie sein ansteckendes Lachen. Sein Urteil gab er unverblümt ab. Ironisch wurde er, wenn potente Sponsoren knauserten, dadurch das Fortbestehen des Jahrbuches in Frage stellten. Oder falls sich jemand, etwa auf einen Bettelbrief hin, über unsere Arbeit abschätzig äusserte. Da konnte er in Zorn geraten.

Hans wurde unser Finanzfachmann. Da besass er Vorkenntnisse und Erfahrungen aus seinem Beruf. Wie sie kein anderer unter uns hatte. Er wirkte als Mittelbeschaffer, setzte seinen Kollegen auf den Oberaargauer Gemeindeschreibereien zu. Ihre Gemeinden sollten Mitglied werden oder ihren (wie er schätzte) mageren bisherigen Beitrag erhöhen. Und er liess nicht locker, wenn keine Antwort kam. 1977 startete er eine Grossoffensive, die als «Finanzaktion Moser» in die Geschichte des Jahrbuchs eingegangen ist. Und sie hatte einen unerwarteten Erfolg. Einen weiteren oberaargauweiten «Hilferuf» liess er 1996 folgen. «Wieder war das Echo überaus erfreulich.» (Flatt, JbO 1997)

Eine mancherseits gewünschte Arbeitshilfe erstellte Hans unter der Ägide von Kari Flatt: das Jahrbuch-Register 1977 (20 Bände). Er liess sodann das 25jährige 1982 und das 30jährige 1987 folgen. So machte er sich zudem als «Chronist» verdient. Rückblickend zeigt sich, wie vielseitig tätig er auch in unsrer Mitte war. Wir vom Jahrbuch des Oberaargaus haben allen Grund, Hans Moser Dank zu sagen. Dem engagierten Mitarbeiter. Und dem lieben Freund.

300 Jahre Schloss Thunstetten Beitrag zum Jubiläum

Simon Kuert

Historische Notizen

Thunstetten ist wegen der vor 1210 entstandenen Niederlassung (*domus hospitalis*) der *Johanniter* und dem 1715 von Hieronymus von Erlach erbauten Schloss historisch von Bedeutung. Die *Stifter des Johanniterklosters* sind wohl unter dem lokalen Adel zu suchen. Jedenfalls schenkten im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts unter anderen die Herren von Balm, von Luternau und von Önz der Komturei Teile ihres Besitzes. Zugleich vergrösserten die Johanniter selbst ihren Grundbesitz durch eigene Käufe. Ihre Grund- und Gerichtsherrschaft umfasste bald das grosse Gebiet der heutigen Gemeinde Thunstetten und ihr Güterbesitz dehnte sich neben dem Oberaargau auch ins bernische Seeland und in das Gebiet um Solothurn aus. Die Johanniter kauften Rebberge in Twann und



Pfarrhaus (alte Komturei)
mit Kirche. Zeichnung von
Eduard Le Grand, 1989
Quelle: 150 Jahre OGV



Hieronymus von Erlach, Gemälde von Johann Rudolf Studer um 1740. Quelle: Wikipedia

erwarben Kirchensätze in Lotzwil, Ursenbach, Egerkingen, Aetigen, Rohrbach und Waldkirchen (Gemeinde Niederbipp). Die Komturei bestand zunächst aus dem auf das 13. Jahrhundert zurückgehende Haus des Komturs. Es ist heute noch erhalten und dient als Pfarrhaus.¹

Dann gehörte ein grosser Eigenhof dazu, sowie die vorklösterliche Kirche, die Johannes dem Täufer geweiht war. Von dieser Kirche stammt vermutlich noch der Turm. Er lässt sich in das 12. Jahrhundert datieren. Der Thunstetter Kirchensatz sowie der Zehnt innerhalb der Grundherrschaft gehörte ebenfalls den Johannitern. Zu Thunstetten waren vor der Reformation auch Schoren und Teile von Langenthal kirchgenössig.

Die heutige Thunstetter Kirche ist ein Neubau von 1745. Vor der Reformation waren die beiden Komtureien Thunstetten und Münchenbuchsee miteinander verbunden. Verschiedene Komture betreuten die beiden Häuser von Münchenbuchsee aus. In Thunstetten wirkte in der Regel ein Prior. Ab 1274 führte die Komturei Thunstetten ein eigenes Siegel. Wie die Zisterzienser von St. Urban schlossen auch die Johanniter von Thunstetten 1329 mit Bern ein Burgrecht und erneuerten es 1466, 1494 und 1504. Bereits 1320 stand Thunstetten mit der Landvogtei Wangen im Burgrecht. Im Vorfeld der Reformation (1525) kam es auch in Thunstetten zu Auseinandersetzungen mit den grundzinspflichtigen Bauern² und als Bern 1528 die Reformation einführte, unterstand Thunstetten dem Komtur in Münchenbuchsee. Dieser musste zusammen mit dem örtlichen Prior zulassen, dass das Kloster aufgehoben wurde. Rechtsnachfolger der Johanniter wurde der Staat Bern. Er übernahm deren Besitz und übertrug die Verwaltung der Liegenschaften in Thunstetten dem Landvogt von Aarwangen. Die Erträge der übernommenen Güter dienten von 1528-1538 dem Aufbau der reformierten Kirchgemeinden Thunstetten und Langenthal. Der Landvogt von Aarwangen *Hieronymus von Erlach* (Landvogt von 1707-1713), der in den Jahren 1713-1715 auch das Schloss bauen liess,³ errichtete 1713 bzw. 1721 die Herrschaft Thunstetten mit dem Niedergericht Thunstetten (ohne Bützberg). Sie wurde 1721 im Tausch gegen die solothurner Herrschaft Inkwil eingehandelt. Kurz vor seinem Tod 1746 verkaufte von Erlach, inzwischen Reichsgraf in österreichischen Diensten und Berner Schultheiss geworden, die Schlossherrschaft Thunstetten (180 Jucharten Land, zwei Bauernhöfe und das

Schlossgut). Die Schlossbesitzer wechselten daraufhin mehrmals. 1780 gelangte das Schlossgut unter anderen an Sigmund Emanuel Hartmann von Bern, den späteren Oberamtmann des nach der Helvetik neu geschaffenen Amtsbezirk Aarwangen. In Hartmanns Zeit war das Schloss auch vorübergehend Bernischer Verwaltungssitz. Auch der Langenthaler Johann Friedrich Gugelmann, Besitzer des Bären und Gründer der Firma Gugelmann – Künzli in Roggwil war kurze Zeit Besitzer des Schlosses. 1865 kaufte Emile Le Grand aus Basel (1837-1913) die Schlossliegenschaft. Emile war der Sohn des Kaufmanns Adolf Le Grand und der Margarete, geb. Werthemann. Mit seinen beiden älteren Geschwistern Adolphe 1830-1896 (ledig, Kaufmann in Le Havre) und Marie 1833 -1910 (Heirat mit Oscar Schlumberger) wuchs er in Basel auf, verbrachte dort seine Schulzeit bis er sich nach einer kaufmännischen Ausbildung in Lausanne weiterbildete. Wieder in Basel trat er in das Geschäft seines Grossvaters Nicolas Le Grand ein. Er führte die Filiale «Nicolas Legrand à Bâle» der Filature e Tissage à Tann mit Hauptsitz der Maison au Hâvre. In Le Havre und Liverpool, wo er sich weiterbildete, fühlte er sich zunehmend zur Landwirtschaft und zum Arbeiten in freier Natur hingezogen und wechselte das Tätigkeitsfeld: In Northumberland in England liess er sich zum Agraringenieur ausbilden und suchte in der Schweiz nach einem Landwirtschaftsgut, das ihm erlaubte, seinen neuen Beruf auszuüben. Er



Schloss um 1970, seit 1965 unter
Bundesschutz stehend.
Fotoarchiv Fam. Le Grand





Eduard Le Grand
1908-2003
Quelle: 150 Jahre OGV

fand es in Thunstetten mit dem Schloss und den beiden Schlossgütern. Bei der Bewirtschaftung half ihm zunächst ein Meisterknecht und 1879 verpachtete er die beiden Höfe und lebte bis 1913 mit seiner Familie ganzjährig im Schloss, seine Nachfahren bloss während den Sommermonaten. Das Schloss blieb über drei Generationen im Familienbesitz.

Bis 1970. Damals boten Emiles Grossöhne, der Langenthaler Arzt Eduard Le Grand und sein Bruder Marc Le Grand, Ingenieur in Wallisellen, die Schlossherrschaft zum Verkauf an. Die Familie Le Grand hatte das Schloss gut unterhalten und dafür gesorgt, dass es in das Inventar der bernischen, später der nationalen Kulturgüter (eidgenössischer Denkmalschutz) aufgenommen wurde. Die beiden Brüder beabsichtigten, das Schlossgut zu einem günstigen Preis (Fr. 700'000.-) einer öffentlichen Institution zu verkaufen. Sie wollten, dass das Schloss mit seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung als Kulturgut der Oberaargauer Bevölkerung erhalten und öffentlich zugänglich bleibt, namentlich sollten darin auch kulturelle Veranstaltungen stattfinden.

Die Gründung der Stiftung «Schloss Thunstetten»

Die Besitzerfamilie dachte an eine Stiftung, getragen vom Staat, von Privaten und vom Gemeinwesen. Langenthaler Persönlichkeiten (Fritz Baumann, Walter Flury, Peter Geiser und andere) erhielten vom Willen der Besitzer Kenntnis und ergriffen die Initiative zur Gründung einer Stiftung.⁴ Der Verkaufspreis war günstig, deshalb waren die Chancen für das Gelingen des Vorhabens gut. Die Initianten hofften das nötige Geld mit Stiftereinlagen der öffentlichen Hand (Kanton und Gemeinden) und der lokalen Wirtschaft aufzubringen. Während die lokale Wirtschaft 100'000.- Franken zusicherte, der Kanton mit Fr. 300'000.- nachzog, musste nur noch die Gemeinde Langenthal mit Fr. 250'000.- und die Gemeinde Bützberg/Thunstetten mit Fr. 50'000.- der Stiftung beitreten. In Langenthal brauchte es dazu eine Gemeindeabstimmung vor allem weil die Gemeinde auch einen jährlichen Betriebskostenbeitrag von Fr. 60'000.- beisteuern sollte. Die Abstimmung war auf den 2./3. Mai 1970 angesagt. Im Vorfeld konnte die Bevölkerung an zwei Wochenenden

das Schloss besichtigen. Ueber 1000 Besucherinnen und Besucher verschafften sich bei Führungen durch das Schloss und die dazugehörenden Liegenschaften ein Bild und viele äusserten darauf ihre Meinungen in zahlreichen Leserbriefen der lokalen Zeitungen. Sie zeigen wie die Abstimmung Emotionen weckte. Es ging um die Grundsatzfrage, ob es die Aufgabe eines Gemeinwesens ist, wertvolles Kulturgut zu erhalten und mitzuhelfen, in einem Schloss etwas abseits des Zentrums von Langenthal («ännet dem Wald») Kultur zu veranstalten. Während der Gemeinderat und die grossen Parteien dem Volk die Zustimmung zum Geschäft empfahlen, gelang es der damals rührigen Sektion des Landesrings mit Flugblättern und Leserbriefen im Volk Stimmung zu machen. Vor allem mit dem Argument, hinter der Vorlage stehe eine elitäre Kulturgemeinde. Da traf einer mit seinen undifferenzierten aber direkten Ansichten offenbar die Volksseele wenn er schrieb: *«Ein Kulturzentrum in Thunstetten wäre ein Zentrum für die oberen sozialen Schichten. Ein Zentrum des Establishments innerhalb des Establishments und ein Zentrum für die Snobs, welche in ein Konzert gehen, weil <man> hingeht.»* (LT 23.4.70) – Offenbar war diese Stimmung im Volk verbreitet. Da vermochte auch der Aufruf der populären Lydia Eymann nichts auszurichten, die drei Tage später schrieb: *«Als mein Vater anfangs der zwanziger Jahre einmal einen österreichischen Erzherzog nach Thunstetten führte, erhielt er von diesem zwei Fränkli Trinkgeld. Nicht die zwei Fränkli, sondern der Besuch des Erzherzogs beweist doch, dass das Schloss schon damals im Ausland bekannt war»* – nicht knauserig solle die Gemeinde sein, vielmehr mit 60 bis 70 Prozent Ja-Stimmen für die Erhaltung und Belebung der Kultureinrichtung Schloss Thunstetten eintreten (LT 25.4.70)

Lydia Eymanns Hoffnung erfüllte sich nicht. Am Abend des 3. Mai 1970 liessen alle, die sich für die *«Verwirklichung eines zeitgemässen Kulturzentrums in einmaligem historischem Rahmen für Langenthal und den Oberaargau»* eingesetzt hatten die Köpfe hängen. Die Langenthaler erlagen den populistischen Argumenten der Gegner und lehnten bei einer hohen Stimmbeteiligung von 56% die Vorlage unerwartet deutlich mit 1562 Ja Stimmen gegen 2764 Nein Stimmen ab. *«Mangelnder Idealismus»* kommentierte Albrecht Ochsenbein im Langenthaler Tagblatt. *«Man ist bereit, für Hoch- und Tiefbauten Millionen auszugeben, wenn*

Für ein Kulturzentrum — aber nicht «ännet» dem Wald

Brauchen wir heute ein Schloss ?

Das Schloss Thunstetten wurde als aristokratischer Repräsentationsbau errichtet. Der Gemeinderat möchte daraus ein Kulturzentrum machen. Dieses Gebäude, das aus einer vergangenen Epoche stammt, ist kein Rahmen für das Kulturleben unserer demokratischen Industriegesellschaft. **Kultur muss aus dem Leben einer Gesellschaft herauswachsen, Schloss Thunstetten entspricht aber nicht mehr unserem Lebensstil.**

Was kostet ein Schloss ?

1,6 Millionen sollen Kauf und Renovation des Schlosses kosten, davon übernimmt die Gemeinde Fr. 250'000.— (Die Kosten für den absolut notwendigen Ausbau der Zufahrtsstrasse werden in der Botschaft wohlweislich nicht erwähnt.)

Als Betriebskostenzuschuss sind jährlich Fr. 50'000.— vorgesehen. **Bei jedem andern Projekt weist der Gemeinderat auf die prekäre Finanzlage der Gemeinde hin. Warum hier nicht ?**

Für wen kauft man ein Schloss ?

Schloss Thunstetten war der Treffpunkt der dünnen Schicht des «gebildeten Bürgertums». Der Rest des Volkes (die grosse Mehrheit) blieb draussen. Der Gemeinderat behauptet, solche sozialen Verhaltensmuster würden sich plötzlich ändern. Er weiss zwar auch nicht welche Faktoren hier eine Änderung bewirken sollten. **So wie es aber heute aussieht, wird Schloss Thunstetten eher ein Tummelplatz für «Kultur» und «Weinkenner».**

Was geschieht mit dem Schloss ?

Auch wenn die Gemeinde das Schloss nicht ankauft, so steht es weiterhin unter Denkmalschutz, es darf also keineswegs abgerissen oder verändert werden. Es muss auch weiterhin der Öffentlichkeit offenstehen.

Wo bleibt der Kanton ?

Normalerweise kauft der Kanton solche erhaltenswerte Bauten. Handelt es sich aber um ein Schloss im Oberaargau, so wird die Sache der Gemeinde überlassen. Es fragt sich, ob unsere Grossräte die Interessen ihrer Region nicht besser vertreten können. Es kann aber nicht Aufgabe der Gemeinde sein, solche Fehler mit öffentlichen Mitteln auszubügeln.

Wozu wir unser Geld besser brauchen könnten:

Was Langenthal wirklich braucht ist ein «Kulturzentrum», das allen Bevölkerungsgruppen dient. Ein Kulturzentrum, das unserer Zeit und Gesellschaft entspricht.

Ein **NEIN** zum Schloss Thunstetten ist ein erster Schritt
zu einem zeitgemässen Kulturzentrum in Langenthal.

LANDESRING DER UNABHÄNGIGEN
Ortsgruppe Langenthal

Abstimmungspropaganda 1970.
Flugblatt der Gegner eines Kultur-
schlosses.
Quelle: Archiv Fam. Le Grand

irgend ein greifbarer Nutzen, ein materielles Plus, davon erwartet wird. Dort wo der Nutzen im Ideellen liegt, wo es um kulturelle Werte geht, wo weder Bequemlichkeit noch klingender Erfolg damit gefördert werden können, fürchtet man die Ausgabe jedes Fränkis» (LT 4.5.70).

Die Niederlage war bitter – doch die Initianten steckten nicht auf. Bereits einen Tag nach der negativen Abstimmung prüfte die Initiantengruppe die Möglichkeit einer privaten Stiftung ohne Beteiligung von Langenthal. Sie erhielt Auftrieb durch die Gemeinde Bützberg/Thunstetten, welche am 12. Mai 1970 an der Gemeindeversammlung mit 56 gegen 40 Stimmen beschloss, der Stiftung beizutreten. Unter der Führung von Fritz Baumann wurde die private Stiftung vorbereitet. Ihr trat auch der Besitzer des Schlosses selber mit einem Beitrag von Fr. 50'000.- bei. So konnte die Stiftungsurkunde bereits einen Monat nach dem negativen Langenthaler Entscheid unterzeichnet werden. Der Thunstetter Gemeindepräsident Fritz Jenzer sollte die Stiftung präsidieren. Die Urschrift definierte den Zweck: Das Schloss Thunstetten soll dem Kanton Bern und besonders dem Oberaargau als geschichtliches Denkmal erhalten, und als Ort der Begegnung und zur Pflege des kulturellen Lebens zur Verfügung gestellt werden.⁵

Zugleich formierte sich der «Verein der Freunde Schloss Thunstetten». Er sollte vor allem Mittel für anstehende Renovationen generieren und später im Schloss kulturelle Aktivitäten entfalten. Der Verein wurde am 26. Juni 1970 gegründet, sein erster Präsident war der Langenthaler Arzt Walther Flury. Die erste Stifter- und Mitgliederversammlung tagte am 31. Juli 1970. Sie wählte einen Stiftungsrat und genehmigte den Kaufvertrag.



Schlüsselübergabe am 4.8.1970
Quelle: Archiv Fam. Le Grand

Die Uebergabe des Schlosses an die Stiftung

Das Langenthaler Tagblatt berichtete von der Uebergabe des Schlosses an die Stiftung am 4. August 1970: *«Auf rotem Kissen übergab nun die Familie Le Grand den Schlüssel des Schlosses an die neuen Besitzer. Herr Dr. E. Le Grand verlieh gleichzeitig seiner Freude Ausdruck über das nun erreichte Ziel, eine Freude, in die sich auch Wehmut mische. Das Glück darüber aber überwiege, dass nun häufigem Handwechsel und damit*



Eduard Le Grand war einer der zeichnenden Aerzte der Schweiz. Hier die Zeichnung vom Weiler Weissenried (Bützberg).
Quelle: 150 Jahre OGV

neuem Zerfall vorgebeugt sei. Wenn sich auch mehrere Private spontan als Interessenten gemeldet hätten, sei es trotz damit verbundenen Opfer das Bestreben seiner Familie gewesen, eine Stiftung zu finden, die der Bevölkerung durch steten Umgang mit wertvollem Kulturgut wohl Verantwortung aber auch Freude bringe.»⁶

Nach der Stiftungsgründung

Im Sommer der Stiftungsgründung wurden erste kulturelle Zeichen gesetzt. Im Schlosshof führte die Lehrerschaft von Thunstetten-Bützberg ihre Serenade durch. Seit 1961 bildete das Schloss die Kulisse für diese jährliche Kammermusikveranstaltung. Beim ersten Konzert in der Stiftungszeit, im Sommer 1970 gastierte das Seminar – und Jugendorchester Langenthal. Die Seminaristen konzertierten unter der Leitung von Robert Favre mit dem Concerto grosso in d-Moll von Antonio Vivaldi und dem Konzert in g-Moll von Georg Friedrich Händel. Die Serenaden blieben bis 2001 ein Höhepunkt im Kulturjahr des Schlosses (vgl. Zusammenstellung in der Randspalte, S. 37.) Ebenso stellten im Sommer 1970 im Schloss die zeichnenden und malenden Aerzte der Schweiz in einer viel beachteten Ausstellung ihre Werke aus. Weitere kulturelle Veranstaltungen mussten allerdings in der Folge für zwei Jahre ruhen. Das Schloss brauchte eine Renovation. Zwar befand es sich baulich in einem guten Zustand, doch damit es neu der Oeffentlichkeit, Behörden, Firmen, Vereinen und Privaten zur Nutzung zur Verfügung gestellt werden konnte, mussten zweckmässige Räume eingerichtet werden. Namentlich die ganze elektrische Anlage musste ersetzt werden, für den Bankettbetrieb in den gewölbten Kellern und in den Betriebsräumen brauchte es eine Heizung, weiter mussten die Küche ausgebaut und Toilettenanlagen erstellt werden, dann hatte auch die Wasserversorgung und der Anschluss an die Kanalisation zu erfolgen.⁷

Am 26./27. August 1972 waren die Arbeiten soweit fortgeschritten, dass mit einem «strahlenden Schlossfest» die eigentliche Fest- und Kulturzeit im Schloss gestartet werden konnte.⁸



Bankettraum im Schloss.
Foto: Matthias Kuert

Neben der Vermietung des Schlosses durch die Stiftung an Private, Gemeinden, Vereine und Firmen plante der Verein der Freunde des Schlosses öffentliche kulturelle Veranstaltungen: Konzerte, namentlich im Schlosshof, Kleinkunst. Theateraufführungen im Freien, Ausstellungen und literarische Abende, aber auch hin und wieder offizielle Schlossbesichtigungen.

Geschlossene Veranstaltungen privater Gesellschaften⁹

Das Gästebuch und die Jahresberichte der Stiftung zeigen, wie das Schloss zu leben begann. Vor allem dank den unzähligen gesellschaftlichen Anlässen und vielen Familienfeiern. In den Sommermonaten bot das Schloss praktisch an jedem Wochenende die prachtvolle Kulisse für einen Empfang, einen Jubiläumsanlass einer Firma oder einer gesellschaftlichen Vereinigung oder für eine militärische Feier. Dann auch für Familienfeiern, wie Hochzeiten, Taufen oder Geburtstage. So besuchten durchschnittlich jährlich rund 7000 Gäste das Schloss. Die meisten liessen sich dabei auch die spannende Schlossgeschichte und die bewegte Vergangenheit der Herrschaft Thunstetten erzählen. Ein Höhepunkt war der 18. März 1979. An diesem Frühlingstag trafen sich, begleitet vom Gesamtbundesrat und vom Regierungsrat des Kantons Bern 150 Diplomaten aus der ganzen Welt in Thunstetten. Die Berner Regierung selber hatte bereits am 7. April 1972 das neu renovierte Schloss in corpore besucht. Bei dieser Gelegenheit hatte der damalige Regierungspräsident Erwin Schneider¹⁰ der Stiftung ein Gästebuch¹¹ übergeben.

Das Buch wurde reichlich benutzt und berichtet dem Leser heute von zahlreichen bedeutenden Anlässen, die im Schloss zwischen 1973 und 1994 stattgefunden haben. Ich erwähne hier die wichtigsten:

Gesellschaftliche Anlässe Politik

Ausflug der Grossräte der BGB-Mittelland / Besuch aller aktiven und ehemaligen, damals noch lebenden Bundesräte mit ihren Gattinnen / Besuch des Regierungsrates des Kantons Schaffhausen beim Regierungsrat des Kantons Bern / Bankett im Schloss Thunstetten (1973). Ausflug der freisinnigen Grossratsfraktion Bern / Ausflug des Stadtrates von Bern (1974). Ausflug des Obergerichtes des Kantons Bern (1976). Empfang



des diplomatischen Corps der Schweiz durch den Bundesrat und die Berner Regierung (1979). Jahres Pressekonferenz des Eidgenössischen Militärdepartements, Bundesrat Chevallaz (1983).

Gesellschaftliche Anlässe Militär

Taktischer Kurs der F Div 3 unter dem damaligen Divisionär Zumstein / Tagung Stab Geb Div 9 / Mot San Abt 3 / Letzter Sektionschef Dienstrapport mit Kreis Kdt Oberst Grütter (1983) Tagung der Militärattachés der Schweiz (1985) / Treffen der Verteidigungattachés in der Schweiz (1992)

Gesellschaftliche Anlässe Wirtschaft

Tagung des Verbandes der Schweizerischen Leinenindustriellen (1973) / Konferenz der Direktoren der kantonalen landwirtschaftlichen Schulen und Spezialschulen des Kantons Bern (1975) / Treffen von Bundesrat Kurt Furgler mit dem Verein Schweizerischer Textilindustrieller (1985)

Gesellschaftliche Anlässe Kultur/Sport

Gesellschaft der Freunde des Stadttheaters Bern: Lieder und Rezitationsabend (1973) / De Sede International, Ausstellung im Schloss (1981)

Auszüge aus dem Gästebuch des Schlosses: Jubiläumsfeier der Nationalliga (oben), Versammlung des diplomatischen Corps (rechts) mit dem Gesamtbundesrat. Unten links die Unterschrift von Bundespräsident Hans Hürlimann.







*Auswahl der von der Lehrerschaft Thunstetten-Bützberg
von 1961 bis 1994 im Schloss durchgeführten Serenaden:*

- 1961 Bläserquintett Radio Beromünster mit Werner Giger, Solothurn, Klavier
- 1962 Orchester des evangelischen Seminars Muristalden
- 1965 Orchesterverein Langenthal, Leitung Corrado Baldini, Hanni Moor, Sopran
- 1968 Furi-Quartett
- 1969 Miguel Rubio, Gitarre, Kammerchor Oberaargau
- 1970 Seminar und Jugendorchester Langenthal, Leitung Robert Favre
- 1973 Streichtrio mit Hansheinz Schneeberger, Violine, Walter Kägi, Viola, Rolf Looser, Violoncello
- 1975 Vladimir Skerlak, Violine, Urs Flück, Cembalo
- 1978 Regula Küffer, Querflöte; Martin Kunz, Violine, Hans Richard, Cembalo
- 1979, 1984, 1993 E Musicae gaudio
- 1986 Huttwiler Kammerorchester, Leitung Martin Kunz, Manfred Obrecht, Trompete
- 1988 Kammerensemble Langenthal, Leitung Heidi Stalder, Regula Küffer, Querflöte
- 1989 Anita Lüthi, Querflöte, Eva Lüthi, Violoncello. Jörg Lüthi, Irene Lüthi, Andreas Lüthi, Violinen, Annekäthi Lüthi, Marianne Lüthi, Violen, Rudolf Lüthi, Cembalo
- 1990 Niklaus Leuenberger, Jörg Holzer, Klarinetten, Walter Gfeller, Mado Allenbach, Hörner, Martin Gurtner, Christoph Schuler, Fagott
- 1991 Gemischter Chor Langenthal, Leitung Peter Lappert, Erich Plüss Violoncello; Hans Richard Cembalo

Schlossserenade 1999:

Wiener Kaffeehausmusik.

Foto: Margrit Kohler (Langenthaler Tagblatt = LT)

/ Nationale Pressekonferenz Eidgenössisches Schwingfest Langenthal (1983) / 50 Jahre Nationalliga – Fussball mit einem Auftritt von Paola (1983) / Nachsechseläuten der löblichen Zunft zur Letzi Zürich (1984) / Schweizer Fernsehen drs: Die Herrschaften lassen bitten. Ueber den Adel und das Patriziat in der Schweiz (1994).

Oeffentliche Kulturveranstaltungen¹²

Bei der Gründung der Stiftung hatte es der Verein der Freunde des Schlosses übernommen, den Schlosshof, die Schlossräume und den Schlossgarten mit kulturellen Veranstaltungen für die gesamte Bevölkerung zu beleben. In den ersten Jahren (zwischen 1973 und 1980) pendelte sich langsam ein Veranstaltungsprogramm ein, welches neben der mit einer kulturellen Darbietung umrahmten Hauptversammlung der Freunde des Schlosses (Rendez-Vous) und den seit 1994 in die Verantwortung der Freunde fallenden Sommerserenaden im Schlosshof, im Herbst einen Literatur- oder Chansonabend vorsah. Daneben wurde das Schloss-Zmorge bzw. das Schloss Znacht jeweils durch das Konzert einer Jazzband oder einer Gesangsgruppe bereichert.

Regelmässig veranstaltete die Gemeinde Bützberg-Thunstetten die Bundesfeier im Schlosshof. Zudem organisierte in den ersten Jahren die «Galerie Dreispitz» von Fritz Waldmann regelmässig Ausstellungen, vor allem kulturhistorischer Art (Pfahlbauer). Ab 1980 wurden die öffentlichen Kulturveranstaltungen der Freunde im Schloss genau verzeichnet. Nachstehend eine Auswahl:

- 1982 Familienznacht mit der Long Valley Jazz Band Langenthal
- 1982 Cabaret: Sabine Rasser und Paul Arth
- 1983 Cabaret: Huthmachers – Liebespfeile mit giftigen Spitzen
- 1984 Schloss-Zmorge: La Lupa Bandella: Grande Festa ticinese
- 1985 Liederabend: Martin Hauzenberger Roger Heinz
- 1985 Schloss-Zmorge: Band Fortissimo
- 1986 Kammermusik: Flötenspiele Paul Ragaz
- 1987 Sommerfest im Schloss: Il teatro ingénuo und die Street Stompers
- 1988 Cabaret: «Maul und Clownseuche»
- 1988 Sommerliche Zaubernacht mit «Häxebäse»



Konzert der Mittelschule mit Urs Flück, 1995 (oben). Schloss-Zmorge mit Jazz (unten).
Fotos: Margrit Kohler, LT

- 1988 Kammermusik: Altes Musizieren, Monika und Christian Schwander
- 1989 Schloss-Zmorge mit den City-Schtampfers aus Solothurn
- 1989 Literaturabend: Ernst Burren, Mundartschriftsteller, Solothurn
- 1990 Schloss-Zmorge mit der Kapelle «Heimelig» aus Herzogenbuchsee
- 1990 Schloss-Znacht mit den Berner Bänkelsängern
- 1991 Solo Liederabend mit Nina Dimitri
- 1991 Sommerveranstaltung mit Ursus und Nadeschkin
- 1991 Schloss-Znacht mit «Kalinka»
- 1992 Frühlingskonzert: Original Salon-Ensemble «Prima Carezza»
- 1992 Schloss-Zmorge mit den Swinging Forties Jazz Band
- 1992 Herbstveranstaltung: Liederabend mit den Berner Troubadours
- 1993 Frühlingsveranstaltung mit Screaming Potatoes aus Zug
- 1993 Sommertheater: 14 Vorstellungen von Barbara im Schlosshof
- 1993 Herbstveranstaltung: Tucholsky-Abend mit Silvia Jost
- 1994 Benefiz Konzert mit Ursula Holliger und Peter Lukas Graf
- 1994 Schloss Zmorge mit den «Fassdubeli» Langenthal
- 1994 «Quattro Stagioni» und ihrem Programm «Braut und Rüben»
- 1995 Frühling mit Kreisler Liedern von Paul Arth
- 1995 Jubiläums Anlass mit Clara Moreau und Marco Zappa
- 1995 Schlossserenade: Orchester Langenthaler Mittelschulen (Urs Flück)
- 1996 Frühlingsanlass mit Christof Stählin: Die Kunst der Herablassung
- 1996 Sommertheater im Schloss: 11 Aufführungen von «Barbara»
- 1996 Schlossserenade mit dem Pythagoras-Trio
- 1996 Rendez-Vous: Begegnung mit der Wölfli/Gyger Connection
- 1997 Salon Musik: «Belle Epoque»
- 1997 Schloss-Zmorge mit dem Andy Harder Quartett
- 1997 Schlossserenade mit Cançao do Amor: Konzert für Flöte und Gitarre
- 1997 Rendes-Vous mit Two Guitars
- 1998 Frühlingskonzert mit dem Duo Anklung «Shake Bambouti»
- 1998 Schlossserenade: Kammerensemble Langenthal und Regula Küffer
- 1998 «Wein und Kunst» mit Schang Hutter Musique Simili
- 1998 Rendez-Vous mit N. Strauphaar, Cello und N. Gutknecht, Klavier
- 1999 Frühjahrsveranstaltung: The Classic Buskers
- 1999 Schlossserenade: Wiener Kaffeehausmusik, Leitung Jürg Tenger
- 2000 Schloss-Zmorge mit den Schwyzerörgeli Trio Dysli/Kofmehl
- 2000 Schlossserenade: Fiori Musicali – Bläserquintett Oberaargau



Erster August im Schlosshof:
Stets ein wichtiger Marchstein
im Kulturjahr des Schlosses.
Foto: Margrit Kohler, LT



Die drei Verantwortlichen der
grossen Ausstellung: Willy
Schnetzer (Leinenweberei AG),
Jörg Baumann (Création Bau-
mann), Urs Baumann (Lantal).
Foto: Margrit Kohler, LT

2000 Rendez-Vous mit Franziska Lienhard und Trudy Steiner
2001 Schlossserenade mit den Harmonic Brass München

Diese Auswahl zeugt von einem reichhaltigen und vielseitigen Kulturprogramm, welches zu organisieren den Schlossfreunden viel Freude bereitete. Die Besucherzahlen waren allerdings sehr unterschiedlich. Während die Theateraufführungen von Barbara insgesamt 7000 Zuschauerinnen und Zuschauer erfreuten, gab es abendliche Lesungen und Kleinkunstveranstaltungen an denen weniger als 50 Personen teilnahmen.

Neben den Theateraufführungen waren es vor allem das Schloss-Zmorge und das Schloss z'Nacht mit den bekannten Oberaargauer Jazz Formationen das Menschen aus der Region anzog, und sie die besondere Schlosssathmosphäre geniessen liess. Offenbar wurde die barocke Umgebung verbunden mit klassischem Jazz als wunderbare Symbiose empfunden. Zu den kulturellen Ereignissen im Schloss wollen wir auch die jeweiligen, von der Gemeinde Thunstetten- Bützberg veranstalteten Feiern zum ersten August zählen. Der Schlosshof bildet weiterhin die Kulisse für unsere nationale Kulturveranstaltung mit einer besinnlichen Rede und Darbietungen der lokalen Vereine.

Aus der «grossen Kulturzeit» im Schloss ragen zwei Ereignisse heraus ,die schweizweit Beachtung fanden: Die grosse Ausstellung Stoffe und Räume im Jahre 1986 und die beiden Aufführungen des Theaterstücks von Heinz Künzi «Barbara» von 1993 und 1996. Künzi hatte 1948 als Hintergrund der Handlung Thunstetten in der Zeit des Schlossbaues (1712) gewählt.

Stoffe & Räume

Dank den drei Langenthaler Textilunternehmen, Leinenweberei Langenthal AG, création baumann und die Möbelstoffe Langenthal AG (heute lantal textiles, AG) konnte 1986 im Schloss Thunstetten eine einzigartige Ausstellung realisiert werden. Die drei Firmen hatten sich zu ihrem hundertjährigen Jubiläum entschlossen, der Oeffentlichkeit ein kulturelles Geschenk zu machen. Sie engagierten eine Gruppe von Museums- und Ausstellungsfachleuten und übertrugen ihnen die Aufgabe, in den Räu-



Berner Minnetepich, Wirkerei in Wolle und Baumwolle um 1500, ausgestellt in Thunstetten, Leihgabe des Historischen Museums Bern. Quelle: Ausstellungskatalog

men des Schlosses die Geschichte unserer Raumtextilien mit ihren gesellschaftlichen und technischen Aspekten zu bearbeiten und darzustellen. Eine Aufgabe, die bisher in dieser Art noch nie gelöst worden war. Es gelang ihnen mehr als bloss eine Stilgeschichte der Stoffe zu präsentieren. Tausende von Besuchern erlebten im Sommer 1986 in Thunstetten die Entwicklung des Wohnkomforts vom mittelalterlichen Wandbehang, frühen Bequemlichkeiten der Renaissance und des Barocks, vom bürgerlichen Wohnen über die Draperien der Gründerjahre bis zu den Reformen und dem Design des 20. Jahrhunderts. In einer lebendigen Gliederung und mit vielen Ausstellungsstücken aus den Depots schweizerischer Museen wurden die folgenden textilen Themen behandelt:

- Geflechte und Gewebe
- Textile Vielfalt
- Märkte und Messen
- Textilien als Handelsgut
- Entwicklung des Komforts
- Polster, Betten und gedeckte Tische, Stoffe für Wände und Fenster
- 19. Jahrhundert
- Mechanisierung des Handwerks, Verfügbarkeit der Stile, Industriekultur
- Moderne
- Reformen und Traditionen
- Boom der Synthetics

Barbara



Szene mit Barbara.
Foto: Margrit Kohler, LT

Der Frauen- und Männerchor Thunstetten war in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bekannt für seine initiative Theatergruppe. 1991 hatte sie mit grossem Erfolg im Saal des «Löwen» das Bühnenstück von Heinz Künzi «Barbara» inszeniert. Es war der Wunsch der Thunstetter Theaterleute das mit Thunstetten und dem Schloss verbundene Stück als Freilichttheater im Schlosshof aufzuführen. Erstmals 1993, später nochmals 1996 erfüllte sich dieser Wunsch. Die Handlung ist in einer Zeit angesiedelt, wo auch im Oberaargau Täufer verfolgt wurden, genau im Jahr 1712. Hieronymus von Erlach, der Erbauer des Schlosses war damals



Der Landvogt Hieronymus von Erlach zusammen mit dem Schlossbaumeister Jenner (rechts). Aufführung 1996



Im Schlosshof wurden Tribünen mit 400 Sitzplätzen aufgebaut. Foto: Margrit Kohler, LT

Landvogt von Aarwangen und stand mitten in den Planungs- und Vorbereitungsarbeiten für seine neue Sommerresidenz in Thunstetten. Barbara Lerch aus Busswil, erzogen in einem konsequenten christlichen Glauben, nicht getauft, weil in ihren Augen nur Erwachsene getauft werden konnten, wird deswegen verfolgt und später auf Drängen des Thunstetter Pfarrers Eyen und des Landvogts eingesperrt.

Die Kindertaufe war staatliches Gesetz. Nicht als Kind getauft zu werden und sich erst als Erwachsener taufen zu lassen war damals ein Offizialdelikt das geahndet werden musste. Barbara hatte sich in Daniel Sägeser, einen ehemaligen Söldner im Dienste des Landvogts verliebt. Sie durfte ihn aus Glaubensgründen nicht heiraten. Abraham Jenner, der Baumeister des Schlosses, war bestrebt, die Liebe der beiden zu retten und er deckte im privaten Gespräch mit dem Landvogt dessen geheimes Doppelleben auf.¹³ Dieses durfte nicht öffentlich werden. Deshalb willigte der Landvogt in die Flucht des jungen Paares in das Gebiet des Bischofs von Basel, in den Jura ein.

Tausende aus der ganzen Schweiz sahen das einmalige Schauspiel im Schlosshof. Sowohl 1993 wie auch 1996 waren an den Aufführungstagen stets alle der 400 Tribünenplätze besetzt. Die beiden Theateraufführungen des Täuferstücks bildeten den Höhepunkt der kulturellen Aktivitäten der Freunde des Schlosses, ja sie waren eine Sternstunde im kulturellen Leben des Oberaargaus im letzten Jahrhundert. Wer eine Aufführung erlebte, wurde auch angeregt, über die Aktualität des Stückes nachzudenken. Ueber Fragen nach der Bedeutung der Kirche in der Gesellschaft, nach der Funktion der Pfarrer in ihr und über die Bedeutung religiöser Freiheit.

Ausblick

Nach 2001 wurden im Schloss keine öffentlichen kulturellen Veranstaltungen mehr durchgeführt. Vor allem aus Kostengründen. Der Verein der Freunde des Schlosses wurde aufgelöst und in die Stiftung integriert. Für die Stifter, die Freunde und Gönner wurde jedes Jahr im Anschluss an die Stifterversammlung eine besondere «Soirée» organisiert.

Die Stiftung selber gab sich ein neues Leitbild das unter dem Motto stand:

Schlossführung anlässlich
der Jubiläumsfeier.
Foto: fotozone, Doris Kuert

«nutzen – aber nicht übernutzen». In der Folge wurden die Räumlichkeiten und Aussenanlagen vor allem privaten und gesellschaftlichen Nutzern zur Verfügung gestellt. Nach der neuen Werbeschrift für «Empfänge, Jubiläen, Firmenanlässe, Hochzeits- oder Geburtstagsfeiern, Tagesseminare, Kurse, Produktepräsentationen etc.». Die Betriebsleiterin Elisabeth Rickli ist seit 1994 zuständig für die Belegungen und die Betreuung dieser Veranstaltungen. Ebenso für die jährliche Soirée. Die Jubiläumsfeier zum 300-jährigen Bestehen des Schlosses vom 6. Juni 2015 bei der auch die Erinnerungsschrift des Langenthaler Ehrenbürgers Dr. Max Jufer,





Festakt 300 Jahre Schloss
Thunstetten. Rede von Hans Ulrich
Glärner, Leiter des Amtes für Kul-
tur im Kanton Bern
Foto: fotozone, Doris Kuert

präsentiert wurde, gab den Anstoss für das Anknüpfen an die lange Tradition auch der öffentlichen Kulturveranstaltungen im Schloss. Einen Anfang war die Ausstellung über die Geschichte des Schlosses im Museum Langenthal, welche im Rahmen des Regionalfensters Thunstetten-Bützberg präsentiert wurde und später als Dauerausstellung im Schloss Platz finden soll.

¹ Ich beziehe mich auf Margrith Wick-Werder, die Johanniterkomturei Thunstetten, in *Historica Sacra* IV/7 und Annemarie Dubler, HLS, Thunstetten / ² Der Oberaargau und der Aufstand des gemeinen Mannes von 1525, *Jahrbuch des Oberaargaus*, 2000, S. 169-S. 202 / ³ Ueber das Schloss Thunstetten hat der verdiente und hoch geachtete Langenthaler Historiker und Ehrenbürger Dr. Max Jufer anlässlich des Schlossjubiläums eine gehaltvolle Studie veröffentlicht: *300 Jahre Schloss Thunstetten*. Herausgegeben vom Stiftungsrat des Schlosses Thunstetten im Jahr des Jubiläums, 2015 Druckerei Merkur Langenthal). / ⁴ Ich beziehe mich auf die gesammelten Dokumente von Vera Le Grand aus dem Privatarhiv / ⁵ Stiftungszweck ⁶ Langenthaler Tagblatt, 4. August 1970 / ⁷ Vgl. Zusammenstellung in der Schlosspost 2/1971 / ⁸ Langenthaler Tagblatt, 27. August 1972 / ⁹ Quelle: Jahresberichte und Gästebuch des Schlosses (im Besitz der Stiftung) / ¹⁰ Erwin Schneider (SP), 1910-1998, Regierungsrat 1962-1978 / ¹¹ Gästebuch 1972-1994 / ¹² Quelle: Zusammenstellung von Urs Nyffeler / ¹³ Hieronymus von Erlach trat als junger Mann in die französische Schweizergarde ein. Als Hauptmann im Berner Regiment von Erlach in französischen Diensten heiratete er 1694 die französische adelige Françoise Trouette de Montrassier nach katholischem Ritus und schwor gleichzeitig dem evangelischen Glauben ab. 1695 verliess er seine Frau und eine inzwischen geborene Tochter. Die Ehe wurde nicht annulliert. Er kehrte 1695 nach Bern zurück und heiratete die begüterte Patrizierin Anne-Margarete Willading, Tochter des Schultheissen Johann Friedrich Willading. In Bern blieb das Doppelleben des Landvogts geheim.

Stadttheater Langenthal

Von Hans Hunziker





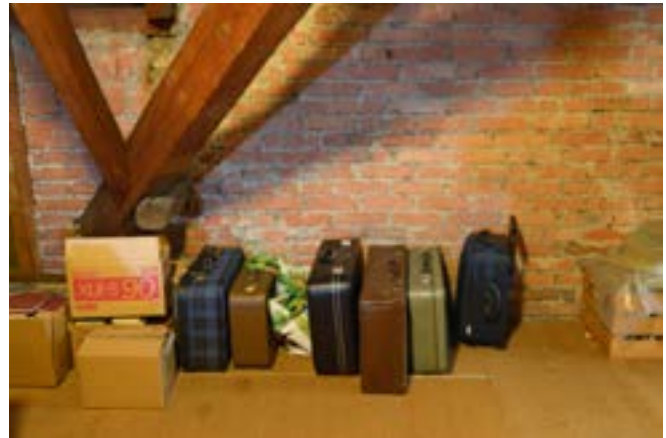
Jedes mal wenn ich in Langenthal gastiere, fallen mir die Höhenunterschiede zwischen Strasse und Trottoir auf. «Ja, wenn die Langete wieder einmal hoch kommt ...» heisst es dann als Erklärung. Da staune ich immer (obwohl ich es doch eigentlich schon wusste).

Im Theater von Langenthal ging es auch immer hoch zu und her, wenn ich dort auf der Bühne stand. So ein schönes Theater! Die Dimensionen des Raums, so perfekt, und jetzt macht Ihr es noch schöner! Dazu gratuliere ich, denn es ist heute nicht mehr so selbstverständlich, dass für Renovationen dieser Art Geld gesprochen wird.

Bei meinem letzten Gastspiel mit «Drei Engel!» war der Saal voll. Wir hatten Bedenken, weil am selben Abend ein wichtiges Ausscheidungsspiel der Schweizer Fussball-Nationalmannschaft stattfand. Vor der Pause konnte ich dann meinen Zuschauern ganz stolz das Zwischen-Resultat bekannt geben ... ein gutes Resultat!

Ich wünsche den LangenthalerInnen, dass sie nach der Renovation mit einem ganz grossen Strahlen und einem lauten «Ohhh!» den Saal betreten können.

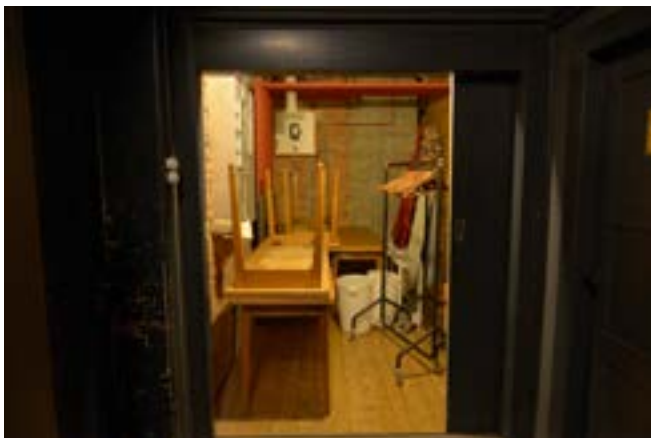
Emil Steinberger



Sie müssen um Ihre Wirkung wissen, es ist ja vielleicht eine ungemein kurze Szene, das will ich gerne zugeben, aber eben auch eine ungemein wirkungsvolle, sie wird haften bleiben, wird dem Publikum noch in den Ohren klingen, wenn es den Saal längst verlassen hat, aber damit das geschehen kann, müssen Sie Ihren Auftritt an dieser Stelle ganz anders hinbekommen, beginnen wir mit der Haltung, Sie können dies nicht vortragen mit einer Körperspannung, mit der Sie im Chrämerhuus an die Theke gelehnt ein Glas Weisswein bestellen, die Ironie der Szene wird ihren Ausdruck erst finden, wenn eine unheimliche Spannung sichtbar wird, wenn Sie von der Ferse bis in den obersten Halswirbel hinauf aus einem gespannten Drahtseil bestehen, am besten, Sie stellen sich vor, Sie stünden am Rand des Burgäschisees und schrien um Hilfe, stellvertretend für einen Nichtschwimmer, der im See draussen ertrinkt, dazu müssen Sie dicht an den Rand der Bühne treten, müssen die Hände in die Hüfte stemmen, Hüfte vor, Kopf zurück, als stünden Sie in einem Windkanal, so, sehr gut, und dann aber geht es mir vor allem um Ihre Stimme, die gesamte Körperhaltung bleibt unnütz, solange sie nicht in der Stimme ihre Entsprechung findet, hier benötigen wir die komplette, monochromatische Übereinstimmung, einen einzigen Farbton, alles zieht am selben Strick, erst dann wird diese Szene den gewünschten Effekt erzielen, und schliesslich muss auch die Aussprache stimmen, wir sind hier im Oberaargau, wir spielen nicht umsonst in Mundart, wir holen das Publikum ab in der Art, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, das muss nach Oberaargau klingen, nicht nach Bümpliz, denn allein im ununterbrochenen, dringlichen Wunsch, bedeutungsvoll und wichtig zu sein, äussert sich ja die Krankheit des Provinziellen, deswegen muss Ihre Mundart noch oberaargauerischer als oberaargauerisch sein, das gesamte kulturelle Gewicht der Region müssen Sie hier stemmen, und wenn Sie das vorbringen, müssen Sie sich jede Silbe wie ein ganzes Quartier dieses Dorfes vorstellen, etwa so: LANG-E-THU!

Urs Mannhart





Das STADTTHEATER LANGENTHAL markiert in meiner persönlichen Geschichte einen wichtigen Wendepunkt:

Hier habe ich 1982, anlässlich der KTV-KÜNSTLER-BÖRSE, zum ersten Mal in der Schweiz JEANNE D'ArPpo – DIE TAPFERE HANNA vorgestellt. Ich erinnere mich, wie etwa ein Dutzend aufgeregter Künstlerinnen sich in der grossen Garderobe umzog und nacheinander vor versammelter Direktion der Schweizer Kleinkunstszene auftrat, hoffend, eine oder zwei Vorstellungen zu verkaufen. Ich war zu aller Überraschung «der Renner», erhielt sofort etwa 30 Verträge, und die Nachfrage hat bis heute nicht aufgehört. Darum war dies meine erste und auch letzte Künstlerbörse.

Seither bin ich mit allen Stücken im STADTTHEATER LANGENTHAL aufgetreten. Ich liebe diese alten Gebäude. Sie sind nicht nur schön und stimmungsvoll, sie sind fürs Theater gedacht und gebaut. Nicht nur die Sicht und die Akustik sind perfekt, sondern der Kontakt zum Publikum ist sofort da. In Mehrzweckhallen muss ich auf der Bühne die doppelte Energie aufwenden, um die gleiche Präsenz zu erreichen.

Ich erinnere mich nur an schöne Abende in Langenthal. Das Publikum ist offen und hellwach. Ich erinnere mich auch an inspirierende Treffen nach der Vorstellung mit den Veranstaltern – mit immer gutem Essen und gutem Wein. Solche Orte tragen dazu bei, dass ich auch nach 34 Jahren Tournee immer noch mit Begeisterung durchs Land ziehe.

Gardi Hutter









DU, HAST DU GEHÖRT?
DAS STADTTHEATER LANGENTHAL
WIRD RENOVIERT.

AH, SUPER!
DANN KOMMT HOFFENTLICH
ENDLICH DIESER TEPPICH
WEG.

WELCHER TEPPICH?

DER TEPPICH AUF DER BÜHNE.

IN LANGENTHAL LIEGT EIN
TEPPICH AUF DER BÜHNE?

JA, GANZ BLÖD IST DER.
ODER LIEGT DER IM STADTTHEATER
ULTEN?

NEIN, IN ULTEN IST
EINFACH DIE BÜHNE SCHIEF, ABER OHNE
TEPPICH. AUCH BLÖD. ABER EGAL. DER KOMMT
JA EH WEG, WEIL DAS STIMMVOLK
«JA» GESAGT HAT.

DAS STIMMVOLK IN
LANGENTHAL HAT «JA»
GESAGT ZUM TEPPICH??

NEIN, ES HAT «JA» GESAGT,
DASS ER WERENOVIERT WERDEN
KANN.

SUPER! DANN KÖNNEN WIR KÜNFTIG IN
LANGENTHAL AUF DEN BREITERN, DIE DIE WELT
BEDEUTEN, AUPTRETEN UND NICHT WIE BISHER AUF DEM
BLÖDEN TEPPICH... HOFFENTLICH FÜLLEN SIE DANN
AUCH DEN GRABEN.

GRABEN???

JA, WEIST DU DAS NICHT MEHR?

DA WAR DOCH IMMER SO EIN BLÖDER GRABEN ZWISCHEN BÜHNE
UND PUBLIKUM, UND DA, WO DIE BÜHNE ZU ENDE WAR, WAR
ZUSÄTZLICH EIN KLEINES GELÄNDER DAMIT WIR KÜNSTLER
BEIM AUPTRIFF NICHT RUNTERFALLEN.

KÜNSTLER
FALLEN DOCH NICHT
VON DER
BÜHNE!

NATÜRLICH NICHT. DAS WEISS ICH AUCH!
ABER DIE ARCHITEKTEN WUSSTEN'S OFFENBAR
NICHT. DAMALS.

JA, WISSEN SIE'S
DENN HEUTE?

WENN SIE HIER
DAS JAHRBUCH LESEN,
SCHON!



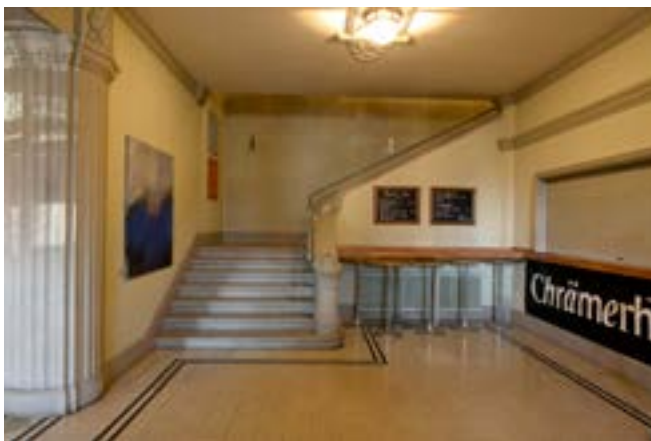






Euer Theater ist eines der schönsten und ich habe es sehr genossen, dort zu gastieren.

SimonENZler









In meiner Erinnerung ist es weit nach Mitternacht, als wir durch den Bühneneingang zum Stadttheater rauskamen. Wir waren eine ziemlich junge Tanztheater-Truppe, und die Stadt unterstützte uns dadurch, dass wir Endproben und Premiere im Stadttheater abhalten durften. Mit den Worten, «eigentlich bekommt hier niemand einen Haus Schlüssel, um alleine im Theater zu proben, aber dich kennen wir ja», wurde uns von den Technikern ein Stadttheaterschlüssel ausgehändigt.

So standen wir also beim Bühneneingang, an der frischen Luft und gruben uns durch Taschen, Beutel, Hosen- und Rucksäcke. Je länger wir suchten, desto kühler wurde es uns. Der Schlüssel war unauffindbar. Der STADTTHEATERSCHLÜSSEL war weg!

Die Möglichkeit, das Theater über Nacht offen zu lassen, war keine, und die zweite Option auch nicht gerade verlockend. Wir mussten Hans, den Techniker anrufen. Logisch war ich der Auserwählte, schliesslich kannte ich ihn ja. Mit weichen Knien klingelte ich ihn aus dem Bett und entschuldigte mich gefühlte hundert Mal für diesen jämmerlichen Fauxpas. Seine Reaktion? «Kein Problem, ich komme schnell vorbei». Zehn Minuten später war Hans da. Er schloss ab, wünschte eine gute Nacht und fuhr zurück nach Lotzwil. Kein Vorwurf, kein «das war aber das letzte Mal, dass du einen Schlüssel bekommen hast», nichts.

Dies ist es, was den Geist dieses Hauses für mich bis heute ausmacht. Da schaffen überaus hilfsbereite Menschen, unkompliziert und mit sehr viel Herzblut fürs Theater. Dazu muss Langenthal unbedingt Sorge tragen. Denn was auf der Bühne passiert, davon spricht der ganze Oberaargau. Was sich jedoch hinter der Bühne abspielt, erzählen sich Kulturschaffende im ganzen Land.

Und wie das so ist mit Schlüsseln, man findet sie fast immer wieder, aber leider meist zu spät.

Matthias Kunz



Als ich angefragt wurde, ob ich mich an einem schriftlichen Gedenkstein für die alten Mäuerlichkeiten des Stadttheaters beteiligen möchte, sagte ich ohne langes Zögern zu. Selbstverständlich möchte ich diesem wichtigen Kulturhaus die Ehre erweisen.

Schnell kamen die ersten Ideen. Kindheitserinnerungen gehen immer! Also erinnerte ich mich an die ersten Begegnungen bei Schulklassenbesuchen; an den Schlagzeugunterricht, den ich im Luftschutzbunker genoss; an die ersten eigenen Auftritte mit dem damaligen Musikverein Langenthal – ich wusste, hier böte sich viel Material, um darin zu schwelgen. Die Bewunderung, die diese ehrfürchtige Bühne unter den jungen Besuchenden verbreitet, die magische Schwelle, die sich zwischen Zuschauerraum und Bühne eröffnet, und das Erleben, wenn man das erste Mal hinter dem Vorhang stehen kann; das sind alles mächtige Gefühle, hatte mir für einen Gedenkstein dann aber doch zu viel Pathos – selbst für ein Theater.

Also suchte ich weiter. Vielleicht liessen sich ja die Leute, die das Stadttheater beleben, für ihre Arbeit würdigen. So wie Reto Lang, der mit seiner Aufopferung beispiellose Arbeit für Langenthal leistet. Oder Hans Gerhard, der als Bühnenmeister jedes noch so kleine Problem löst und dabei von Volker Dübner und Michael Grob konstruktiv unterstützt wird. Oder über Kormann Ruth, die dafür sorgt, dass auch alle im Stadttheater ihre Tickets erhalten. So sehr ihre Arbeit die Würdigung verdiente, musste ich mir dann doch zugestehen, dass meine Beteiligung am Gedenkstein dann doch etwas mit meinem Bezug zum Stadttheater zu tun haben sollte.

Also wollte ich eine Brücke zu meinem aktuellen Kunstschaffen spannen und darüber schreiben, wie mich das Stadttheater in meinem kulturellen Engagement prägte. Schnell diversifizierten sich Stränge, mit denen ich hätte arbeiten können. Fokussiere ich die inhaltliche Tiefe, die das Stadttheater ermöglicht, indem ich darüber schreibe wie es die erste Austragung des Philosophiefestivals «Aus der

Tonne», mit dem Theaterstück «Dämonie der Liebe» und dem «Club der toten Denker» sowohl am Freitag, als auch am Samstag mit Höhepunkten abschloss? Oder stelle ich die jugendliche Frische ins Zentrum, indem ich darüber schreibe, wie wir gemeinsam mit Jugendlichen das ToKJO-Projekt Stage Parade auf die Stadttheaterbühne holten? Oder betone ich die Experimentierfreude, beispielsweise anhand der Kulturnacht 2014, an welcher Knackeboul, Chocolococolo und ich quasi eine Carte Blanche erhielten und nach Mitternacht eine irrwitzige Improvisationsshow ablieferten?

Schliesslich musste ich feststellen, dass es unserem Stadttheater in keiner Weise gerecht würde, wenn ich nur einen einzelnen Aspekt ins Auge fasste. Das Stadttheater ist viel mehr – es ist eine wichtige Institution, die den unterschiedlichsten Kultursparten eine bezaubernde Bühne bietet. Ein wunderbares Team bringt hier sowohl lokale, als auch internationale Kunstschaaffende – sowohl Etablierte, als auch Nachwuchs auf die Bühne.

Ich freue mich, dass mit der Sanierung dieser wichtigen Funktion für das lokale Kunstschaffen nicht nur weiter nachgegangen werden kann, sondern neuer Raum für neue Möglichkeiten und Projekte eröffnet wird. Noch mehr freue ich mich aber auf viele weitere bereichernde Momente in diesem ehrfürchtigen Gebäude, das Jung und Alt fesselt und fasziniert.

Valerio Moser



Der Fotograf dieses Portfolios, Hans Hunziker, in einem Selbstporträt (mehr Informationen über seine Person auf Seite 229).



Der Biber im Oberaargau: Gekommen, um zu bleiben

David Gerke

Der Biber ist sichtbar im Oberaargau angekommen. Er besiedelt heute wieder zahlreiche Lebensräume an den Oberaargauer Hauptgewässern Aare, Önz und Langete, aber auch an vielen kleinen Bächen und Weihern. Seit der Rückkehr des Bibers in den 1990er Jahren erfolgte eine deutliche Zunahme des Bestandes. Heute leben im Oberaargau wieder rund 144 Biber in 40 Revieren.

Der Biber, ein Wassernager

Um die aktuelle Situation des Bibers zu verstehen, sollten wir einen kurzen Blick auf die Biologie und Ökologie dieser Tierart, aber auch auf seine Geschichte in der vom Menschen geprägten Landschaft werfen. Der Biber ist ein Nagetier, das grösste einheimische übrighens, und hat eine semi-aquatische Lebensweise. Das heisst nichts anderes, als dass er in und an Gewässern lebt, aber trotzdem auch Landlebensräume nutzt und beansprucht. Der Biber ist ein hervorragender Schwimmer und Taucher, braucht jedoch Luft zum Atmen. Er ist ein reiner Vegetarier, der seine Nahrung sowohl an Land als auch im Wasser findet. Die Wahl der Futterpflanzen ist saisonal unterschiedlich. Im Winter ist die Hauptnahrung Rinde von Bäumen, wobei er bestimmte Arten klar bevorzugt, namentlich Weiden (*Salix* spp.). In der warmen Jahreszeit hingegen ernährt er sich vermehrt von Gräsern, Blättern und Kräutern, aber auch von Wasserpflanzen.

Die Anpassung an das Lebensraum-Gewässer wird auch in der Morphologie und im Verhalten des Bibers ersichtlich. An seinen Hinterfüssen besitzt er Schwimmhäute, die ihm das Schwimmen erleichtern. Die grosse Schwanzkelle hat für den Biber verschiedene Funktionen, unter anderem dient sie im Wasser als Steuer. Das Fell wird mit einem fettigen Drüsensekret imprägniert, und Nase und Ohren können beim Tauchgang ge-

schlossen werden. Bei den Augen besitzt der Biber eine transparente Nickhaut, damit er unter Wasser sehen kann. Um im kalten Winterwasser überhaupt überleben zu können, besitzt er ein dichtes Fell, aber vor allem auch eine dicke Fettschicht, die für die Isolation ungleich wichtiger ist. Das Wasser ist für den Biber einerseits eine Transportbahn, andererseits aber auch ein Schutz. Er gräbt Höhlen ins Ufer oder legt Burgen (Holzhaufen) an, in denen er wohnt. Die Eingänge dazu liegen immer unter der Wasseroberfläche, so dass keine Fressfeinde eindringen können.

Rückkehr in den Oberaargau

Die stark ausgeprägte Anpassung an Gewässer könnte nun dazu verleiten, das einstige Verschwinden des Bibers auf die Verbauung und Verschmutzung der Gewässer zurückzuführen. Diese Annahme wäre aber falsch. Denn die letzten Biber der Schweiz verschwanden bereits Anfang des 18. Jahrhunderts, also Jahrzehnte vor den ersten grossen Wasserbauprojekten und Verschmutzungen. Der Biber ist aufgrund der Nachstellung durch den Menschen verschwunden. Er wurde einerseits als Schädling verfolgt, andererseits wurden Fell, Fleisch und Bibergeil – ein Drüsensekret zur Territorialmarkierung – verwertet. Die Anpassungsfähigkeit des Bibers ermöglicht es ihm, auch an den heutigen durch Menschen geprägten Gewässern gut zu überleben.

Wie die Rückkehr des Bibers in den Oberaargau ablief, schilderte Kurt Grossenbacher in seinem Beitrag im Jahrbuch Oberaargau von 2006¹ sehr anschaulich. Während im Kanton Bern keine Biber ausgesetzt wurden, erfolgten solche Ansiedlungen unter anderem in den Nachbarkantonen Neuenburg und Aargau. Bereits in den 1960er Jahren gelangten aus diesen Gebieten erste Biber in den Oberaargau, sie konnten sich jedoch nicht halten und verschwanden oder starben rasch wieder. Erst in den 1990er Jahren kehrten sie abermals zurück. Dieses Mal schafften sie es aber, sich zu etablieren und breiteten sich Schritt um Schritt weiter aus. Zuerst wurden die optimalen Lebensräume (Inseln und naturnahe Uferabschnitte) entlang der Ausbreitungsachse Aare besiedelt, in einer zweiten Phase die naturnahen Abschnitte der Önz.

Im Rahmen des eidgenössischen Bibermonitorings vom Winter 2007/08 wurden im Verwaltungskreis Oberaargau 13 Biberreviere gezählt (Angst 2010). Sie teilten sich auf in vier Familienreviere und neun Einzeltier-/Paarreviere. Daraus resultierte ein Bestand von rund 33 Bibern. Es wurden sechs Biberreviere an der Aare gefunden (darunter zwei Familienreviere), fünf an der Önz (darunter ebenfalls zwei Familienreviere), eines an der Altache und eines an der Murg.

Heutiger Bestand

Im Winter 2014/15 fand im Auftrag des bernischen Jagdinspektorates eine Erhebung des Biberbestandes im Kanton Bern statt. Für die Projektleitung zeichnete der Autor dieses Artikels verantwortlich. Biber lassen sich – wie viele andere Wildtiere auch – nicht so einfach zählen, weshalb für eine Bestandeserhebung eine andere Methode gewählt werden muss. Die Grösse von Biberbeständen lässt sich anhand einer Spurenkartierung abschätzen. Man kartiert dazu im Winter alle auffindbaren Spuren, grenzt die einzelnen Reviere ab und weist ihnen einen Status entweder als Einzeltier-/Paarrevier oder aber als Familienrevier zu. Aus der Anzahl Reviere lässt sich dann der Bestand errechnen. Diese Methode stellt zwar keine exakte Wissenschaft dar, hat sich aber in der internationalen Praxis bewährt und wird seit Jahrzehnten angewendet. Zudem ist es ohnehin nicht Sinn und Zweck, den Biberbestand exakt zu kennen, sondern es ist ausreichend, die ungefähre Grösse und Verbreitung sowie Trends und Entwicklungen in der Population zu erkennen. Dafür hat sich die Methode bewährt.

Der Biberbestand im Oberaargau ist seit 2008 deutlich gewachsen und hat sich auch räumlich weiter ausgebreitet. Im Winter 2015 wurden im Verwaltungskreis Oberaargau 24 Familienreviere und 16 Einzeltier-/Paarreviere festgestellt (Gerke und Angst 2015)². Davon sind zehn Reviere grenzüberschreitend mit den Kantonen Aargau, Luzern und Solothurn. Somit leben im Oberaargau rund 144 Biber. Der Biberbestand ist seit 2008 jährlich um ca. 23% gewachsen, deutlich schneller als im übrigen Kanton

Bern. Dies ist jedoch nicht überraschend, stand doch der Oberaargau 2008 noch am Anfang der Wiederbesiedlung und bot noch überdurchschnittlich viele freie Reviere. In anderen Kantonsteilen, die 2008 bereits stärker vom Biber besiedelt waren, fiel das Wachstum entsprechend geringer aus, zum Beispiel im Seeland. Das Wachstum des Biberbestandes wird sich daher auch im Oberaargau künftig deutlich abflachen.

Betrug die durchschnittliche Anzahl 2008 noch rund 2,5 Biber pro Revier, waren es 2015 3,6 Biber. Dies ist bedingt durch die zunehmende Bildung von Biberfamilien. Werden mittlerweile 60% der Reviere von Familien bewohnt, waren es 2008 erst 30%. Dieser Trend zur Familienbildung dürfte vorderhand noch etwas anhalten.

Vom Biber besiedelte Gewässer im Oberaargau

Während sich die Biberverbreitung 2008 noch auf die Hauptgewässer Aare, Önz, Altache und Murg beschränkte, haben sich die Tiere seither in zahlreiche weitere Gewässer vorgewagt. Entlang der Aare finden sich nun zehn Biberreviere, davon sind acht Familienreviere. Die Verbreitungslücken, die vor sieben Jahren an der Aare noch bestanden, wurden mittlerweile geschlossen, und der Biberbestand dürfte hier gesättigt sein. An der Önz finden sich acht Reviere, davon sieben Familienreviere. Auch hier dürfte die Besiedlung weitgehend abgeschlossen sein. Die beiden Reviere an Murg und Altache konnten auch 2015 wieder bestätigt werden, werden aber mittlerweile von Familien bewohnt.

Neu vom Biber besiedelt wurde eine ganze Reihe von Gewässern. Besonders nennenswert ist die Besiedlung der beiden Grenzgewässer Burgäschisee und Inkwilersee, aber auch des Sängeliweiher bei Thunstetten. Eindrücklich sind zudem die Wiederbesiedlung der Rot und auch der Langete. An der Rot wurden 2008 noch keine Aktivitäten des Bibers festgestellt, 2015 existieren dort nun schon drei Familienreviere. An der Langete gab es damals ebenfalls noch keine Biber, 2015 sind es bereits vier Reviere, ein weiteres liegt knapp ausserhalb des Verwaltungskreises Oberaargau bei Dürrenroth am Rotbach, einem wichtigen Zufluss am Oberlauf der

Langete. Bis vor wenigen Jahren galt die Stadt Langenthal für den Biber als quasi nicht überwindbar, weil die Langete dort vielerorts eingedolt und mit hohen Abstürzen versehen ist. In der Tat hat diese Situation die Ausbreitung des Bibers merklich behindert, die mittlerweile vier Reviere oberhalb von Langenthal zeigen aber, dass Langenthal kein absolutes Hindernis darstellt.

Besonders spannend sind jeweils die Reviere an kleinen Fliessgewässern. Diese staut der Biber nämlich oft mit Dämmen auf, wenn ihm die Gewässertiefe nicht ausreicht, und schafft damit wahre Naturparadiese mit Weihern und Sümpfen. Solche Gebiete sind für Amphibien, Vögel und Libellen wichtige Lebensräume. Gewässer mit Biberdämmen gibt es im Oberaargau einige. Es konnten 17 Dämme in elf Revieren festgestellt werden. Eindrücklich sind etwa die Reviere in der Bleiki bei Walliswil b. N. und am Wyssbach bei der Bahn 2000 zwischen Herzogenbuchsee und Bützberg.

Ein Blick in die Zukunft

Biberpopulationen regulieren sich aufgrund der Territorialität der Tiere grundsätzlich selber. Biber sind standorttreu und verteidigen ihre Reviere gegen fremde Artgenossen. Die Reviergrösse ist abhängig vom Futterangebot. Bei steigenden Biberbeständen werden die Reviere deshalb nicht stetig kleiner, sondern die natürliche Sterblichkeit der Tiere nimmt zu. Die Jungtiersterblichkeit steigt, erwachsene Biber sind häufiger in Revierkämpfe verwickelt und werden dabei lebensbedrohlich verletzt, und Krankheiten nehmen zu. Der Zuwachs der Population geht durch die Sterblichkeit wieder verloren. Eine Stabilisierung des Bestandes kann in verschiedenen Gewässern der Schweiz bereits beobachtet werden, namentlich an der Aare.

Noch dürfte es im Oberaargau aber nicht soweit sein, dass sich der Bestand bereits stabilisiert. Zwar sind die Gewässer Aare und Önz wohl mehr oder weniger vollständig von Bibern besiedelt, und neue Revierbildungen sind nicht zu erwarten. Zahlreiche kleine und mittlere Gewässer weisen jedoch

noch ein hohes Potential für eine Besiedlung durch Biber auf. Weil aber trotzdem deutlich weniger biberfreie Lebensräume zur Verfügung stehen als noch vor wenigen Jahren, dürfte das Wachstum des Bestandes deutlich zurückgehen.

Anmerkungen

¹ Grossenbacher K. (2006): Der Biber kehrt in den Oberaargau zurück, Jahrbuch Oberaargau 2006, Seiten 124 bis 143. ² Gerke, D. und C. Angst (2015): Der Biber im Kanton Bern: Bestand und Verbreitung im Winter 2015. Bericht im Auftrag des Jagdinspektorates des Kantons Bern.

Angst C. (2010): Mit dem Biber leben. Bestandserhebung 2008; Perspektiven für den Umgang mit dem Biber in der Schweiz. Umwelt-Wissen Nr. 1008. Bundesamt für Umwelt, Bern, und Schweiz. Zentrum für Kartographie der Fauna, Neuenburg. 156 S.

Foto: Patrick Zysset

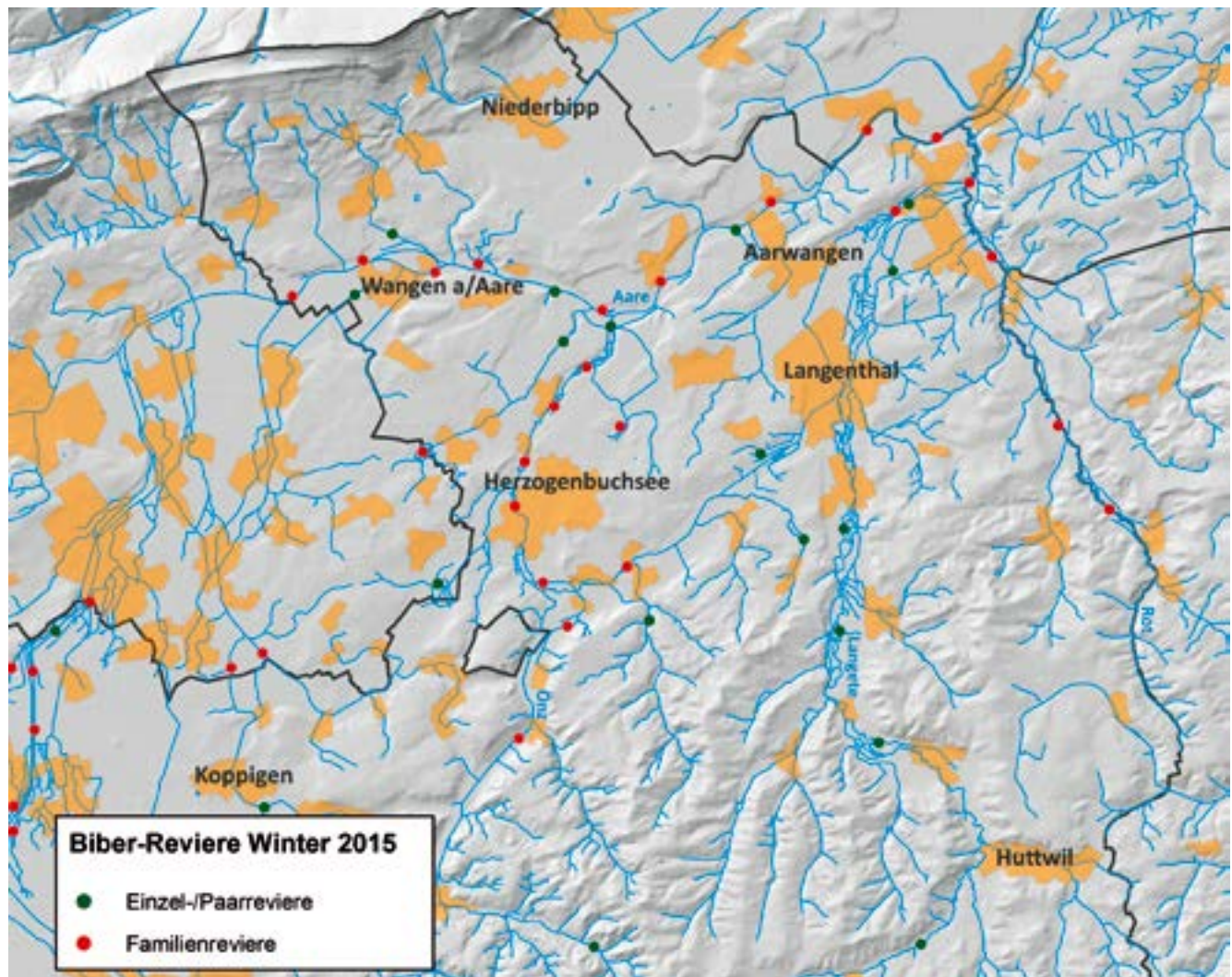


Foto: Urs Trösch



Foto: Toni Dürrenberger





Übersichtskarte der Biber-
Reviere im Oberrhein
Grafik: David Gerke

Die Lushütten Alp – 55 Jahre im Besitz einer Oberaargauer Familie

Regina M. Heiniger-Leuenberger

Am 1. Februar 2016 kann die Alpgenossenschaft Lushütten auf ihr 150-jähriges Bestehen zurückschauen. Dieses anstehende Jubiläum hat den Ausschlag gegeben, sich mit der Geschichte der Alp intensiver auseinanderzusetzen. Im Mai 2016 publiziert der Kulturbuchverlag Herausgeber.ch eine Broschüre, die die Entwicklung der Lushütten Alp von den Anfängen bis zur Gegenwart beleuchtet. Da sich die Lushütten zwischen 1791 und 1866 im Besitz der Familien Wälchli-Beer, bzw. Wälchli-Käser befand, und damit im Besitz einer oberaargauischen Familie war, erscheint die Vorgeschichte bis zum Beginn der Genossenschaft zusätzlich als Beitrag im *Jahrbuch des Oberaargaus*.

Lage der Lushütten

Die Lushütten Alp befindet sich ziemlich genau in der Mitte der Wanderoute von der Lüderenalp (1150 m.ü.M.) auf den Napf (1408 m.ü.M.). Die Alp mit ihren drei Weiden – der unteren, der mittleren und der oberen – gehört zur emmentalischen Gemeinde Trub und liegt zwischen dem Goldbach- und dem Säuberggraben. Die oberste Weide mit dem Alphaus liegt auf 1339 Metern Höhe. In seinen Aufzeichnungen über Trub unter dem Titel *Topographie der emmenthalischen Alpgemeinde Trub, Oberamtes Signau, Cantons Bern* von 1830 schildert Pfarrer Johann Jacob Schweizer die Lage der Lushütten an der Grenze der weitläufigen Gemeinde folgendermassen:

«Vom Napf führt der Gebirgszug nordwestlich über den scharfen Felsgrat des Fluhweidli, über die Enzi- oder Eyfluh auf das Nieder-Enzi, und von da mehrentheils einen abgerundeten, schmalen Bergrücken bildend, durch unbedeutende Vertiefungen unterbrochen, in der Richtung von

Westen über das Höch-Enzi und die obere Laushütte auf den zugespitzten Gipfel des Laushüttenhengstes oder Farnli-Esels...»¹

Sowohl die Besucher wie auch die Hirten sind bei schönem Wetter und guten Bedingungen stets aufs Neue beeindruckt vom einzigartigen Panorama, das sich von der Lushütten Alp bietet: die Innerschweizer und Berner Vor- und Hochalpen grüssen als Kulisse hinter den Tälern, Hügeln, Gräben und Eggen des Emmentals. Zu Füssen der Alp beginnt das längste Truber Seitental: der Brandöschgraben.

Der Name Lushütten weckt falsche Assoziationen und lässt auch etymologisch gesehen einige Interpretationen zu. Die Schreibweise des Namens *Lushütten* weist kaum orthographische Varianten auf. Es geht hauptsächlich um *Lus(s)- versus Laus(s)-*. 1830 äussert sich Johann Jacob Schweizer in seinem Werk zur Herkunft des Namens und seiner Bedeutung:

«Der berühmte Laushütten-Esel hatte wohl vor Alters ganz einfach der Hengst oder das Pferd geheissen. Als dann die Klosterherren auf seinem Gipfel eine Klausen erbaueten, nannte man ihn den Klausenhüttenhengst. Später ward der Hengst in einen Esel, und die Klausenhütte in Laushütte umgewandelt.»²

Wahrscheinlich stimmt die Vermutung von Schweizer jedoch nicht, denn im Trub-Urbar von 1531 wird die Alp bereits mit *Luss hütte* bezeichnet. Die Annahme, dass sich das Wort der *Luss* von «durch das Loos bestimmter Anteil an Grund und Boden» oder noch wahrscheinlicher von die *Luss* «Lauer» oder «lüssen», d.h. auf der Lauer liegen oder aufpassen, ableitet, scheint naheliegender.³

Exkurs: Albrecht von Haller auf der Lushütten

Das Berner Universalgenie Albrecht von Haller (1708-1777) ist der wohl gelehrteste Besucher der Lushütten Alp. Er unternimmt 1739 einen Ausflug auf die Lushütten, gemeinsam mit seinem Freund Niklaus Gatschet (1702-1769), einem Berner Patrizier und Besitzer des Hinter Arnis:





Johann Scheidegger: Lushütte am Napf, 1839. Im Hintergrund von links: Höchänzi, Rigi, Napf und Pilatus. (© Roth-Stiftung Burgdorf)



Denkmal für Albrecht von Haller,
das 1908 auf der Grossen Schanze
in Bern aufgestellt wurde.
Foto: Heiniger-Leuenberger

«Also ging ich am 9. Juni in jene Hügel, die, wenn du sie mit den Alpen vergleichst, selbst auch niedriger sind als die Gipfel des Jura und die das äusserste Emmental vom Luzernischen Gebiet scheiden. Ich hatte sie bis dahin noch nie gesehen. So waren sie gerade in ihrer Neuheit für mich anziehend.»⁴

Haller hat das Studium der Naturwissenschaften bereits mit 15 Jahren aufgenommen und sein Wissen danach im In- und Ausland vertieft. Er arbeitet schon mit 21 Jahren in Bern als Arzt und Bibliothekar. Daneben ist er ein Wegbereiter verschiedener Bereiche der Botanik. Hallers erste Veröffentlichung zur Schweizer Flora erscheint 1742. Hallers Verdienst besteht darin, dass er in diesem Werk für jede Pflanze den Ort sowie die Häufigkeit ihres Vorkommens notiert. Auf seine Vorreiterrolle in der Botanik muss er jedoch bald einmal zu Gunsten seines schwedischen Gegenspielers Carl von Linné und dessen Nomenklatur verzichten. Seine botanischen Eindrücke der Lushütten Alp hält Haller wie folgt fest:

«Wir stiegen durch grasige Weiden zur Lushütte und waren schon dem Gipfel nahe, bei einem jäh abfallenden Felsen,⁵ wie sie an diesen Orten selten sind, als wir sehr häufig auf die Pestwurz stiessen, von Vaillant die Einblütige Petasites Monanthos genannt. [...] Die Sennhütten in der Nähe besetzt üppig das Alpengeissblatt Chamaecerasus Alpina, die Zwillingenfrucht mit zwei Punkten markiert, damals schon mit abgeworfenen Blüten, so dass sie wohl frühzeitig blühend in Erscheinung getreten war, und dann die Cacalia, von der wir an anderer Stelle berichten.»⁶

Auch in Haller und seinem Reisebegleiter Gatschet ruft die Aussicht, die sich von der Lushütten bietet, Bewunderung hervor:

«Also dann liessen wir ein letztes Mal unsere Blicke von diesem Aussichtspunkt aus weit über die unter uns liegenden Felder und Städte schweifen, zuerst in den Luzernischen Gau, dessen Hauptstadt Luzern, und den See in der Ferne, und der Sempachersee, und das Tal Entlebuch, durch die höheren Berge vom Land Unterwalden getrennt; hierauf über den weit offen liegenden Aargau, und jenen grossen Bogen des Jura, durch den die ganze Schweiz nach Norden begrenzt wird, und die Seen von Biel,

Murten und Neuenburg; sicher ein schöner und abwechslungsreicher Anblick. – Hierauf stiegen wir hinab [...]»⁷

«Aber ein alp genant die Luss hütte...»⁸

Im Trub-Urbar⁹ von 1531 stossen wir auf die bisher erste bekannte Nennung der Lushütten Alp. Die Alp gehört zu jener Zeit zum Heumatt Gut, das im Brandösch-Viertel liegt. Obereigentümer des Gutes Heumatt ist wahrscheinlich bis im Februar 1528 das Kloster Trub. Nach der Aufhebung der Abtei infolge der Reformation kommt der Klosterbesitz grösstenteils zur bernischen Landvogtei Trachselwald, so wohl auch die Lushütten Alp als Teil der Heumatt. Daher bezahlt der als Besitzer der Heumatt genannte Hans Mürhoffer¹⁰ die anstehenden Bodenzinse demnach an die Landvogtei Trachselwald bzw. an die Schaffnerei Trub. Bis ins 19. Jahrhundert setzt sich der Bodenzins aus folgenden Positionen zusammen:

«An Pfenningen: 2 Pfund, 10 Schilling
Zwey alte Hünen [Hühner]
Vier junge Hünen [Hühner]
Eine Määder Tagwann [Mäher-Tagwerk]
Zwo Schnitter Tagwann [Tagwerk]
Zwei Mäas [Hohlmass] Primitz Haber
Ein Dingkäs [Käse einer vereinbarten Grösse]
Zwey Mäas [Hohlmass] Zieger
Heüzehnden: 2 Pfund, 5 Schilling
Weinmänge: 2 Schilling
Hintersatz bey jeder Handänderung 6 Pfund
oder an jedem so viel als der Urbar fordert.»¹¹

Im Urbar wird ebenfalls die March der Alp beschrieben, wobei diese Darstellung aus dem 16. Jahrhundert für moderne Leser noch ziemlich knapp und nur schwer nachvollziehbar ausfällt, aber in späteren Versionen stets ausführlicher und genauer wird:

«Aber Ein Allp genant die Luss hütte vacht an, an Hinder Hansis Weid Im Bär sold, von dannen den goldbach In den sitten nach, uberuff an die lussete flu, Da danen von der flu der Schne schmilltze nach byss an dass Klein farny, so dass Huss Ze Sumisswald ist vom thürly, den dossenn unnd den flüyen nach, biss uffy an den Kräyen büll und Kertt sich da umbherr uff Hinder Hansis gutt durch an den Kalltan bach, unnd da dannen aber den dossen unnd den Flün nach, unnd allen Renffte[?]¹² byss an goldt bachss Sitten.»¹³

Im zweiten Urbar von Trub von 1625 erfahren wir, dass «Petter Wütterich hat das Gutt Höüwmatt mitt Hus. Hof. Acheren. Matten Holtz und Walldt, mit sampt den Alpen».¹⁴ Das Gut und die Lushütten Alp gehören zu diesem Zeitpunkt folglich noch zusammen.

Den Hinweis, dass sich die Besitzverhältnisse im Laufe des 17. Jahrhunderts ändern, entnehmen wir dem Chorgerichtsmanual der Gemeinde Trub.¹⁵ Es berichtet, dass am 25. September 1685 der Täufer Christen Beer¹⁷ vor der Obrigkeit erscheinen muss. Der Senn der Lushütten ist angeklagt, zwei Täuferpredigern auf der unteren Lushütten ermöglicht zu haben, am 9. Juni und am 4. August einen Gottesdienst abzuhalten. Christen weigert sich, die Namen der Glaubensbrüder bekannt zu geben, und der Fall wird deshalb an die nächst höhere Instanz, den Landvogt in Trachselwald, weitergereicht. Ein Dokument von 1691, das den Titel «Geltstag»¹⁸ trägt, weist aus, dass Christen Beer-Fankhauser Besitzer der unteren Lushütten Alp ist. Vermutlich wurde er als Täufer zur Strafe ausser Landes verbannt und sein Vermögen nach Abzug aller Schulden unter seine – nicht täuferische – Familie, d.h. seine Ehefrau, Elisabeth Beer-Fankhauser, und die sechs Kinder aufgeteilt.

Während Peter Wüthrich gemäss dem Trub-Urbar von 1729 noch die mittlere Lushütten Alp besitzt, verkauft Christen Wüthrich die obere Weide am 26. Oktober 1726 an den aus Sumiswald stammenden und im Hornbach ansässigen Sebastian Sommer. Die unterste Alp hingegen gehört Michael Beer, dem jüngsten Sohn des bestraften Täufers Christen Beer. Die Weide hat zu jener Zeit 15 Kuhrechte. Die Grösse einer Weide wird nach Anzahl gesömmerter Kühe festgelegt, wobei der Begriff «Kuhrecht» die durch Weidewirtschaft erzielte Ertragsmasse der Alp

bezeichnet. In der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts ist die Lushütten Alp mit insgesamt 52 Kuhrechten eine der grösseren Emmentaler Alpen.¹⁹

Familie Beer von Trub

Michael Beer wird am 30. Dezember 1681 getauft. Am 28. Mai 1706 verheiratet er sich in Trachselwald mit Anna Rothenbühler. Im Totenrodel der Gemeinde Trub von 1750 wird Michael Beer als «Küher auf der Laushütte» bezeichnet.

Ein Küher betreut eine Herde von Milchtieren (Kühe, ev. Schafe und Ziegen). Gemäss Rudolf J. Ramseyer²⁰ haben die Küher auch Kuhherden für ein oder mehrere Jahre hinzugemietet und sie auf eigenen oder gepachteten Alpen gesömmert. In Bezug auf Michael Beer-Rothenbühler lässt sich kaum mehr feststellen, wie viele Kühe er selbst besass und wie viele er für Bauern im Tal betreute. Während ein Küher für seine eigene Herde ein oder mehrere Heustöcke bei den Talbauern kauft, stellen die Bauern das Winterfutter für ihre Kühe zur Verfügung. Der Küher sorgt also sowohl während des Sommers als auch im Winter für die gesamte Herde, verarbeitet den Milchertrag und verkauft die Milch und die Milchprodukte auf eigene Rechnung.

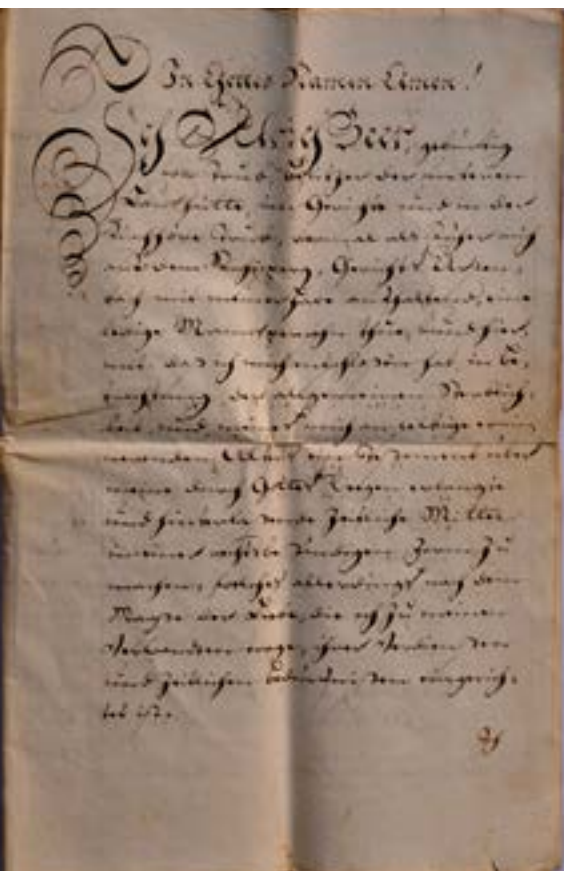
«Äusserlich gesehen, verlangt diese Lebensart ein stetes Wandern von der Alp zum Winterort und umgekehrt, ein Wandern dessen Routen jährlich ändern können. Innerlich gesehen, verlangt sie vom Küher grosse geistige Beweglichkeit, Anpassungsfähigkeit und Menschenkenntnis.»²¹

Die Winterquartiere der Küherfamilie Beer lassen sich anhand der Tauforte ihrer neun zwischen 1707 und 1728 geborenen Kinder nachzeichnen. Eingetragen wurden die Kinder in die Taufrodel der Gemeinden Affoltern i.E., Heimiswil, Rüegsau und Wynigen.

Das Geschick der Lushütten Alp liegt während der nächsten Jahre vor allem in den Händen von Michaels Söhnen Christen, Michael und Ulrich Beer.



Quelle: Bundesamt für
Landestopografie



Erste Seite des Testamentes von Ulrich Beer, das er 1783 errichten liess. Foto: Rudolf Roder

Ulrich²² ist der jüngste Sohn der Familie und erbt nach damaligem Erbfolgerecht das Gut seines 1750 verstorbenen Vaters, in diesem Fall die untere Lushütten Alp. Gemeinsam mit seinem um 21 Jahre älteren Bruder Christen erwirbt Ulrich Beer am 8. November 1762 für 7200 Pfund²³ die mittlere Lushütte von Peter Locher – dem «Schärer²⁴ von Rüksauw» – und Hans und Peter Aegerter von «Langnauw», den Erben Ulrich Schärers. Von nun an sind die mittlere und untere Lushütten im Besitz der Familie Beer. Nach dem Tod von Christen Beer 1771 erben dessen zwei Söhne Michael und Christian die Hälfte der mittleren Lushütten Alp. 1775 verkaufen die beiden Brüder jedoch ihren Anteil ihrem Onkel Michael Beer-Loosli.²⁵ Die andere Hälfte der mittleren Lushütte wird Michael von seinem Bruder Ulrich 1781 zum Kauf angeboten:

«Kund sey Jedermann hiermit, dass der Ehrsamme Ulrich Beer, der Küher auf der untern Laushütten, Gerichts und Kirchhöre Trub, bestförmig verkauft habe: dem auch Ehrsammen Michael Beer, seinem lieben Bruder, der sich bey ihm aufhalte. Nämlich: Des Verkäufers Hälfte an der mittlern Laushütten Alp [...].»²⁶

Im Kaufvertrag findet sich zudem eine von alters her ungewöhnliche Regelung der Waldnutzung. Obwohl die mittlere und die untere Weide zwei verschiedene Besitzer haben (können), muss der jeweils dazugehörige Wald gemeinsam gepflegt werden:

«Das Verkaufte habe das Recht, die Waldungen auf der untern Laushütten, wie von alters her zu nutzen. Hingegen könne diese untere Laushütten auch die Waldungen auf der mittlern Laushütten, wie von Alters her, nutzen; so dass die Waldungen auf beyden Bergen von den beyden Besitzern gemeinsam genutzt werden.»²⁷

Mit 63 Jahren stirbt Ulrich Beer am 19. Juni 1791 auf der Lushütten an den Folgen einer Bronchitis. Da Ulrich Beer ein unverheirateter und sehr begüterter Mann war und er scheinbar viel Wert darauf legte, dass die Teilung seines Vermögens dereinst korrekt und ohne Streit vonstattengehen soll, unterzeichnete er seinen letzten Willen am 27. März 1783,²⁸ vormittags um zehn Uhr, in der Landschreiberei in Trachselwald. Die

insgesamt acht Zeugen dieses Akts sind der Notar Peter Perrot von Biel, aus Saanen die beiden Notare Johann Jakob und Christian Jaggi und Johann Jakob Hauswirth, der Stadtberner Georg Ludwig Ganting, Johann Jakob Müller aus Zofingen, Johann Ludwig Schmiger aus Kusel im Herzogtum Zweibrücken²⁹ und Johann Ulrich Wermuth aus Signau. Das Testament beginnt mit folgender Einleitung:

«[...] eine ledige Mannsperson thue kund hiermit, dass ich mich entschlossen hab, in Betrachtung der allgemeinen Sterblichkeit und meines mich an selbige errinnerenden Alters ein Testament über meine durch Gottes Seegen erlangte und hinterlassende zeitliche Mittel in einer rechtsbeständigen Form zu machen, welches allerdings nach dem Maasse der Liebe, die ich zu meinen Verwandten trage, ihren Verdiensten und zeitlichen Bedürfnissen eingerichtet ist. Ich mache es als eine ziemlich betagte unverheirathete und kinderlose Mannsperson, und freyer Unterthan des hohen bernischen Freystaates, bey, Gott sei Lob: guten wissenhaften Sinnen, gesundem stehendem und gehendem Leib, ganz ungezwungen und ungedrungen, hiemit nach allen testierens Fähigkeiten auf die Weis wie folget [...].»³⁰

Als Haupterben setzt Ulrich Beer seinen um fünf Jahre älteren Bruder Michael Beer-Loosli ein. Aus dem Testament ist zwar ersichtlich, dass Ulrich mit seinem «lieben und treuen» Bruder Michael die mittlere und untere Lushütten Alp als Küher gemeinsam bewirtschaftet hat, aber wir erfahren nicht, was und wieviel Michael wirklich erbt. Ulrichs weitere Geschwister oder deren Nachkommen erhalten Legate, deren Beträge von ihm festgelegt worden sind. Obwohl Ulrich seinen Bruder zum Haupterben bestimmt, räumt er seiner Nichte Christina einen viel prominenteren Platz ein: Sein Patenkind und Michaels erstgeborene Tochter, Christina Beer, zusammen mit ihrem Ehemann Caspar Wälchli, soll für die Summe von 5200³¹ Pfund die untere Lushütten Alp übernehmen können. Sollten Christina und ihr Gatte vor Ulrich Beer sterben, wird ihr zu diesem Zeitpunkt vierjähriger Sohn Ulrich Wälchli als Erbe und Besitzer der Alp bestimmt. Falls dieser seinerseits ohne Erben sterben sollte, so käme Anna Jakob-Beer, die zweite Tochter Michaels, in den Besitz der unteren Lushütten Alp.

Familie Wälchli-Beer

Ulrichs Nichte und Erbin Christina Wälchli-Beer wurde als Tochter von Michael und Barbara Beer-Loosli auf der Lushütten geboren und am 6. August 1752 in der Kirche Trub getauft. Am 9. Oktober 1775 heiratete sie in Trachselwald den Bauernsohn Caspar Wälchli.³² Die beiden hatten sich vermutlich während des Winters auf dem Richisberg in Ursenbach³³ kennengelernt. In der Kirche Sumiswald liess das Paar am 15. August 1778 Ulrich, ihr einziges Kind, taufen. Als Taufzeugen wurden Barthlome Wälchli,³⁴ des Kindes Grossvater auf dem Richisberg in Ursenbach, und Ulrich Beer, der Grossonkel, eingetragen.

1794 tritt Michael Beer-Loosli die mittlere Lushütten, deren alleiniger Besitzer er ist, seinem Schwiegersohn Caspar Wälchli-Beer für 9100 Pfund ab. Seinem zweiten Schwiegersohn und Gatten der Tochter Anna, Hans Jakob im Thoraker (Trub), räumt er jedoch ein Vorkaufsrecht ein. Sollte die mittlere Lushütten Alp verkauft werden, haben Familie und Nachkommen von Anna und Hans Jakob-Beer das Recht, die Alp um 500 Pfund unter dem höchsten Angebot zu erwerben. Dieses Vorkaufsrecht, das Vater Michael Beer vermutlich in bester Absicht seiner zweiten Tochter gewährt hat, sollte mehr als 65 Jahre später die Gerichte beschäftigen. Michael Beer-Loosli verbringt die letzte Zeit seines Lebens auf dem Thoraker, gepflegt von seiner Tochter Anna. Er stirbt am 18. November 1798 an «Alters-Schwachheit».³⁵

Nachdem nun bereits die untere und mittlere Lushütten Alp im Besitz von Familie Wälchli-Beer sind, kauft Caspar am 14. Oktober 1811 auch noch die obere Lushütten Alp von Andreas Sommer zu Schwandbach und Hans Sommer zu Hambühl, die die Alp ihrerseits geerbt hatten. Durch diesen Kauf sind nun alle drei Weiden der Lushütten Alp für die nächsten 55 Jahre im Besitz einer Obergeraargauer Familie vereint.

Christina Wälchli-Beer stirbt am 3. März 1818 auf dem Richisberg in Ursenbach. Zum Hinschied ihres Gatten Caspar Wälchli-Beer am 8. Februar 1825 liegt eine kurze Notiz vor, die wahrscheinlich von jenem Bauern in Wäckerschwend verfasst wurde, bei dem Wälchli mit seiner Herde während des Winters stationiert war:



Richisberg in Ursenbach, um 1940.
Luftaufnahme der Alpar AG, Bern
Postkarte: Hans Minder-Arnold

«Dieser ehrbare, fromme und biedere handfeste Küher Kaspar Wälchli ab dem Richisberg gebürtige, ist abends den 8ten Hornung 1825 nach einer sehr kurzen Krankheit in unserem Küherhüsli zu Wäckerschwend gestorben. Hat seine Berufsgeschäfte als ein wackerer fleissiger sehr arbeitsamen getreuen Haushalter bis an 2 Tage fortgesetzt. Hat von 1785 bis 1824/1825 das Futter bei uns gekauft also 40 Jahre. Sein Erdenläben ist 70. Jahre und ein paar Tage gewäsen.»

Familie Wälchli-Käser

Nach dem Tod seiner Eltern erbt Ulrich Wälchli als einziger Nachkomme alle drei Alpen. Ulrich hatte am 29. September 1809 in Lützelflüh Verena Käser³⁶ von Dürrenroth geheiratet. Das erste Kind des Paares – Christina – erblickte am 9. August 1810 auf der Lushütten das Licht der Welt, stirbt jedoch 1832 mit nur 21 Jahren an Wassersucht. Anna Maria, die zweite Tochter, wurde am 9. Heumonats³⁷ 1813 geboren. 1815 und 1818 folgten nochmals zwei Mädchen, nämlich Verena und Anna Barbara. Wälchlis sind eine begüterte Küherfamilie; sie sömmern ihre Herde auf eigenen Alpen und sind Besitzer eines Heimwesens, dem Mättenberg³⁸ in Ursenbach. Solche Küher finden sich gemäss Rudolf J. Ramseyer in den Urkunden selten.³⁹ Ulrich Wälchli ist zudem Gerichtssäss⁴⁰ in Ursenbach und gehört der bernischen Miliz als Dragoner-Leutnant an. Daran erinnert eine Schliffscheibe,⁴¹ die er 1825 gestiftet hat und die heute in der Burgerstube in Ursenbach zu sehen ist.

Am 9. Mai 1832 treffen sich an einer ausserordentlichen Gemeinderats-sitzung «im Wirtshause zu Ochlenberg» die Behörden und beraten über das Begehren, Ulrich Wälchli-Käser zu bevormunden, das dessen Verwandte gestellt haben. Weshalb sich die Angehörigen zu diesem Schritt entschlossen haben, ist aus den Quellen nicht in Erfahrung zu bringen. Im Vogtrodel Ochlenberg steht als Grund für seine Bevormundung lediglich: «Bevogtet wegen unverständigen Handlungen». Ob dies darauf hindeutet, dass Ulrich Wälchli an einer Geisteskrankheit zu leiden begann oder ob er über seine Verhältnisse lebte, bleibt unklar. Es wird jedenfalls davon gesprochen, dass er mehr als 20'000 Pfund verloren habe. In den Protokollen des Gemeinderats ist daher zu lesen:

«Indem dieses Begehren gemacht wird, erst nachdem alle übrigen freundlichen Vorkehren, die des Wälchlis krebsgängig scheinenden oekonomischen Umstände verbessern dürften erschöpft sind, so dürfen auch die unterzeichneten Verwandten erwarten, die [?] Weisenbehörde werde diesem für die Familie Wälchli wohlgemeinten Ansinnen unmittelbar entsprechen.

Aktum dieses Begehrens den 7. Mey 1832.

sig. Friedrich Wälchli

sig. Hans Wälchli

sig. Jakob Wälchli

sig. Kaspar Käser⁴²

sig. Hans Caspar Käser⁴³

sig. Andreas Käser»⁴⁴

Bei den unterzeichnenden Verwandten Hans (1757-1838), Jakob (1766-1842) und Friedrich (1775-1841) Wälchli handelt es sich um die Brüder von Caspar Wälchli-Beer, also die Onkel Ulrich Wälchlis. Kaspar, Andreas und Hans Caspar Käser sind die Brüder von Ulrichs Ehefrau Verena und folglich dessen Schwäger.

Die Behörden beschliessen, dem Begehren der Familie zu entsprechen und bevormunden Ulrich Wälchli «wegen üblem Haushalten, durch das sein Vermögen in Gefahr gebracht wird». ⁴⁵ Juristisch gesehen stützt sich die Massnahme zur Bevogtung auf die vormundschaftlichen Regelungen der Gerichtssatzung von 1761. In deren erstem Teil wird bestimmt, «wer einen Vogt haben solle», nämlich u.a. diejenigen, «die ihr Gut unnützlich verschwenden». ⁴⁶ Die Bevormundung Ulrich Wälchlis diene vor allem dessen Vermögensverwaltung. Es mag erstaunen, dass 1832 nicht Ulrichs Gattin, Verena Wälchli-Käser, mit diesen Aufgaben und Pflichten betraut wird. Die Frauen werden Anfang des 19. Jahrhunderts jedoch noch nicht als geschäftsfähig angesehen und können somit keine Verträge eingehen oder Geschäfte abschliessen. Während die verheirateten Frauen unweigerlich unter der Vormundschaft ihres Ehemannes stehen, erhalten die verwitweten und ledigen einen Beistand. ⁴⁷

Als Vogt für Ulrich Wälchli schlagen die Behörden dem damaligen Wangener Regierungsstatthalter Franz Roth, Friedrich Wälchli, Bauer auf dem Richisberg in Ursenbach, und als Beivogt den früheren Amtsrichter Niklaus Mathys von Ochlenberg vor. Friedrich Wälchli – bloss drei Jahre älter als Ulrich – ist der Onkel des Vögtlings. Schon zwei Monate später wird Friedrich Wälchli⁴⁸ aus unersichtlichen Gründen seines Amtes enthoben. An seine Stelle tritt der Weibel Johann Friedli von Spych (Ochlenberg). Friedli und Mathys erhalten am 13. April 1833 von der Gemeinde die Vollmacht:



Lushütten Alp, um 1900. Das
1870 erbaute Alphaus fiel 1940
einem Brand zum Opfer.
Postkarte: Heiniger-Leuenberger

«[...] über des Wälchlis Vermögen und Schulden alles dasjenige vorzu-
kehren und zu thun, was sie für das Zweckmässigste und Beste erachten,
mithin die Liegenschaften, zum Theil oder Ganz verleihen oder verkauf-
fen könne nach gutfinden, so wie auch alle dissfalls nöthige Gelöbde zu
leisten.»⁴⁹

Die Lushütten wird 1833 dem Pächter Peter Gerber von Langnau für
einen Lehenzins von 160 Kronen überlassen. Am 5. August 1837 gibt
der damalige Vormund – Jakob Sollberger von Ochlenberg – der Behörde
Auskunft über den Verkauf von Holz:

«[...] ab seines Vögtlings zuständigen Laushütten Alp dannens Holz
verkauft ein Quantum zu Circa 1000 Klaftern per Klafter zu 6 Schu Höhe
6 Schu Länge und 3 ½ Schu Breite. – Wo vom Käufer versprochen sey,
das verzeigte Holz was nicht weniger als 2 Zoll im Durchmesser halte,
sey es Stamm oder Ast auf Zukläftern, und für das Holz per Klafter zu
bezahlen bz⁵⁰ 40. Hingegen aber das Abholz behalte er unentgeltlich
vor wegnehmen zu können.»⁵¹

Der Gemeinderat heisst das Vorgehen unter der Bedingung gut, wenn
«wegen der Zahlung keine Gefahr zu befürchten»⁵² sei und der Vögtling
Wälchli, seine Frau, die beiden ledigen Töchter, der Schwiegersohn Jäggi⁵³
sowie die Verwandten Hans, Jakob und Friedrich Wälchli einverstanden
seien.

Am 3. August 1839 wird der neue Vogt, Johann Leuenberger im Sulzberg
(Ochlenberg), beauftragt, am nächsten Markt in Huttwil den Küher
Christian Moser zu treffen und mit ihm einen Lehenvertrag über die
Lushütten zu vereinbaren. Aus den Dezember-Protokollen des Gemein-
derats Ochlenberg geht jedoch hervor, dass der neue «Empfaher der
obern und mittleren Laushütten-Alp»⁵⁴ nicht Christian Moser, sondern
Johann Ulrich Röthlisberger von Langnau ist.

Immer wieder erhalten die wechselnden Vormunde Ulrich Wälchlis von
den Behörden die Erlaubnis, die Lushütten Alp versteigern zu lassen. Die
Erwägung einer Versteigerung erfolgt vielleicht auch deshalb, weil der
Pächter der Alp auf das Frühjahr 1843 gekündigt hat, und es für die
Behörden einen erheblichen Aufwand bedeutet, sich stets wieder nach

einem fähigen Sennen umzusehen. Es kommt jedoch weder zu einem Verkauf noch zu einer Versteigerung der Alp. Ob sich Ulrich Wälchli-Käser dagegen sträubte oder seine engste Familie ebenfalls nicht damit einverstanden war, darüber finden sich in den Protokollen leider keine Anhaltspunkte.

Familie Zürcher-Wälchli

Am 20. Mai 1842 geben sich in der Kirche Ursenbach Ulrich Wälchlis Tochter Anna Maria und Johannes Zürcher, ebenfalls aus einer Küherfamilie stammend, das Ja-Wort. Vermutlich hat sich auch dieses Paar während des Winterhalbjahrs in Ursenbach kennengelernt. Jedenfalls gibt der Eherodel Ursenbach davon Kunde, dass Johannes Zürcher in dieser Gemeinde wohnhaft sei. Am 7. Januar 1843 berät der Gemeinderat von Ochlenberg über das Anliegen von Johannes Zürcher, der aus dem Vermögen seines bevogteten Schwiegervaters eine angemessene Ehesumme fordert, so wie dies bereits Johannes Jäggi, der Gatte von Verena Jäggi-Wälchli, nach seiner Eheschliessung im April 1835 getan hatte und es auch Johannes Brand,⁵⁵ der Ehemann der jüngsten Wälchli-Tochter, Anna Barbara, 1844 tun wird. Die Forderung wird akzeptiert, und Zürcher erhält 300 Bernkronen.

Es scheint, dass Ulrich Wälchli trotz Bevormundung weiterhin als Küher arbeitet. Wiederholt stösst man in den Protokollen des Ochlenberger Gemeinderats auf Textstellen, die davon berichten, dass Wälchlis jeweiliger Vogt aufgefordert wird, «mit denjenigen Bauern so Ulrich Wälchli Küher von Ochlenberg gegenwärtig seine Viehware an der Futterung hat, wegen dem Futter abzurechnen, um das schuldige zu bezahlen [...]»⁵⁶ Im Februar 1843 und im April 1844 wird der Vormund Samuel Wälchli erneut angewiesen, sowohl für Futter für die «Lebware des Vögtlings» zu sorgen, sowie die nötigsten Reparaturen auf der Lushütten zu veranlassen und je nach «Verhältniss des Vermögens» auch Geld in die Haushaltung zu geben.

Ulrich Wälchli-Käser wehrt sich wiederholt gegen seine Bevormundung. Er versucht deshalb, sich in die Burgergemeinde Affoltern i. E. einzukaufen, um auf diese Weise seine Unmündigkeit abzuschütteln und von



Friedrich Zürcher(-Schütz), 1866.
Der junge Ersteigerer machte auf
die Alp seiner Grossmutter das
höchste Angebot.
Foto: Heiniger-Leuenberger

seiner Heimatgemeinde Ochlenberg wegzukommen. Seine Bemühungen sind jedoch vergeblich, da sich seine Verwandten vehement dagegenstellen. Im Gemeinderatsprotokoll einer ausserordentlichen Gemeinderatssitzung vom 10. August 1845 in Ochlenberg wird festgehalten:

«Der seit Anno 1831 bevogtete Ulrich Wälchli von Ochlenberg gewesener Küher, gegenwärtig wohnhaft im Mättenberg Gemeinde Ursenbach, der schon früher in unsren Gemeinden sich hat einbürgern wollen, und wogegen sowohl Gemeindsverhältnisse als Verwandtschaftliche walteten, die ihn dazu hinderten, hat nun mit der Gemeinde Affoltern im Emmenthal, dieser Sache wegen Unterhandlungen gepflogen, und bereits scheint es ernst zu werden, dass Wälchli sich in dieser Gemeinde verbürgern will. Die Gründe die er zu diesem Vorhaben haben kann, sind einfach die: Wälchli will Vogtlos werden, und seinen frühern Gewerbe als Küher betreiben, bey welchem er Pfund 20,000 oder mehr verwirkt hat. Seine Heymathsgemeinde Ochlenberg kann sich natürlich entschliessen vermögliche Bürger, von ihrem Bürgerverbande zu entlassen, denn in diesem Fall müsste der Fall eintreten, dass sie solchen Gemeinden wo die vermöglichen Bürger den Austritt erklären, die erstern nicht mehr bestehen könnten. Auch die Verwandten des benannten Ulrich Wälchli, sind einer Neutenbürgerung desselben abhold, indem sie nicht einsehen können, dass eine solche Handlung ihres Verwandten irgend einen guten Zweck erreichen kann, und verwahren sich deshalb vereinigt mit der Vormundschafts-Behörde von Ochlenberg, für alle Fälle und Zeiten hin, ihre Rechte feierlichst.»

Ulrich Wälchli-Käser kann sich sein Lebtag nicht von der Bevormundung befreien. Er stirbt am 8. April 1850 im 72. Lebensjahr auf dem Mättenberg in Ursenbach und wird drei Tage später auf dem Friedhof in Herzogenbuchsee zu Grabe getragen.

Mit der Geburt von Ulrich Wälchlis Enkel Friedrich Zürcher am 24. Juli 1846 beginnt ein neues Kapitel in der Geschichte der Lushütten. Der Sohn von Johannes und Anna Maria Zürcher-Wälchli, der im Sommer auf der Alp geboren und am 16. August 1846 in der Kirche Trub getauft wird, bleibt während seines ganzen Lebens eng mit diesem Ort verbunden.

Friedrich Zürcher bleibt auf Grund trauriger Umstände ein Einzelkind. Seine ältere Schwester Anna Barbara,⁵⁷ die drei Monate nach der Hochzeit ihrer Eltern geboren wurde, stirbt – nicht einmal 8 Jahre alt – auf der Lushütten Alp. Friedrich Zürchers jüngere Schwester Maria kommt am 23. März 1852 im Winterquartier im Unteräbnit bei Huttwil zur Welt. Nach einer schweren Geburt stirbt ihre Mutter Anna Maria Zürcher-Wälchli am 11. April. Der Tauftag⁵⁸ der kleinen Maria ist zugleich der Beerdigungstag ihrer Mutter. Bald darauf beginnt die Alpzeit. Vater Johannes Zürcher überlässt den Säugling Verena Wälchli-Käser, die nicht nur die Grossmutter des Kindes, sondern auch dessen Patin ist. Ohne Frau und Mutter ziehen Vater und Sohn für einen weiteren Sommer auf die Lushütten Alp. Ende Juli erreicht Johannes dort die Mitteilung, dass seine viermonatige Tochter auf dem Mättenberg in Ursenbach gestorben ist.

Ein Jahr nach dem Tod seiner Frau Anna Maria geht Johannes Zürcher am 11. März 1853 in Oberburg eine zweite Ehe ein. Er verheiratet sich mit der Witwe Anna Barbara Begert-Adam,⁵⁹ die mit ihren bereits älteren Kindern nun ebenfalls auf die Lushütten zieht. Auf Grund des angespannten Verhältnisses mit seiner Stiefmutter beginnt für den kleinen Friedrich eine schwierige Zeit.

Auf der Lushütten Alp wächst Friedrich Zürcher heran. Die Schule kann der Knabe nur während der Winterzeit in Nyffel (bei Huttwil) besuchen. Diese Monate verbringt die Küherfamilie Zürcher in Tschäppel. Im Sommer trägt der Halbweise jeweils mit dem Räf Butter und Ziger über die Ahornweiden nach Huttwil. Er liebt diese Emmentaler Berge, und die glücklichste Zeit sind ihm die Monate auf der Pachtalp des Vaters. Dies geht auch aus einem kleinen Schulaufsatz hervor, den der 15-Jährige am 15. Februar 1862 schrieb:

«Der Hirt in der Oper

Ein Schweizerjüngling machte einst eine grosse Reise. Er kam in die weltberühmte Hauptstadt Frankreichs Paris. Dasselbst sah er, was er in dem Alpenland nie gesehen noch gehört hatte. Man sagte ihm von Opern und Musik u. anderem mehr. Er war kaum 2 Tage daselbst wurde er in das Theater geführt. Er hatte vernommen dass daselbst der Wilhelm Tell gespielt werde. Dieses erinnerte ihn an seine Heimath und an das Alpenland und er konnte sein Geld nicht sparen, um dasselbe zu sehen. In einem

Gemälde sah er die hohen Berge und die untergehende Sonn vergoldete die Spitze derselben. Am Fusse der Berge lag der blaue See. Dieses alles machte einen solchen Eindruck auf den Jüngling, dass er im Theater einen Küher Jodel anstimmte und er fing an zu singen.

Am folgenden Morgen wurde er vor den König gestellt. Er musste dem Befehl Folge leisten. Daselbst sollte er singen. Der Jüngling stand erstaunt da und schlug den Blick zu Boden. Der König sprach zum Schweizer: Warum bleibst du jetzt so still? Ich zahle deine Lieder! Der Jüngling sprach heiter: Herr König, wann ich singen soll, so müsst ich die Alpen sehen.»⁶⁰

Verena Wälchli-Käser ist nach dem Tod ihres Mannes Ulrich von der Vormundschaft befreit und verwaltet das geerbte Vermögen unabhängig. Daher kann sie im Sommer 1851 einen grösseren Kauf tätigen, wobei aus den Akten nicht ersichtlich ist, was sie erwirbt. Am 1. August 1852 unterzeichnet sie eine Pfandobligation zu Gunsten von Albrecht Friedrich May, Staatsschreiber von Bern, der ihr Fr. 4000 in bar leiht. Diese Summe ist für Johannes Brand-Wälchli, ihren Schwiegersohn, als Erbvorempfang bestimmt. Die Witwe Wälchli haftet für diesen Betrag mit der mittleren und unteren Lushütten Alp. 1855 lässt Verena Wälchli die mittlere und untere Lushütten Alp amtlich schätzen. Es wird ein Wert von Fr. 16'355 ermittelt.

Der Untergang des Küherwesens zeichnet sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit der Entstehung der Talkäsereien ab. Ausschlaggebend für den Kanton Bern ist dabei die Gründung der Dorfkäserei in Kiesen im Jahr 1815:

«Im 19. Jahrhundert entstehen die Talkäsereien, die Talbauern vergrössern den eigenen Viehbestand, nutzen das Winterfutter selbst und liefern die Milch in die Käsereien. Damit entziehen sie den Kühern die Existenz. Diese suchen Talgüter zu kaufen, um sich das Heu sicherzustellen; andere wandeln mit zähem Fleisse ehemalige Alpen in Bergbauernhöfe um, in sog. Wintergüter, und werden selbst Bauern. Eine ansehnliche Zahl von Küherfamilien verlässt die Milchwirtschaft und verlegt sich wieder auf die Viehzucht.»⁶¹

Die Käseherstellung in den Talkäsereien hat zur Folge, dass sich die Bestossung⁶² der Alpen verändert. Neu werden nun vor allem Rinder auf die Alpen getrieben.⁶³

Johannes Zürcher, Verena Wälchlis Schwiegersohn, mag wohl die Zeichen der Zeit erkannt haben. Er entschliesst sich 1866, statt auf der Lushütten Alp Pächter des gesamten Gerbehofes in Dürrenroth zu werden. Zu jener Zeit gehören die beiden grossen Heimwesen zusammen und sind im Besitz von Johann Albert Flückiger. Johannes Zürcher bewohnt mit seiner zweiten Frau und Sohn Friedrich den spätbarocken Stock.

Anfang November 1865 wird Verena Wälchli-Käser 80 Jahre alt. Auf diesen Zeitpunkt stellen interessanterweise ihre Neffen⁶⁴ – die Söhne ihrer Brüder und nicht etwa ihre Töchter oder deren Gatten – das Begehren, man möge die alte Frau bevormunden. Am 6. November 1865 erhält sie, gestützt auf die Tatsache ihres fortgeschrittenen Alters, einen Vogt. Die Witwe wehrt sich und lässt von zwei Ärzten je ein Gutachten erstellen. Sowohl Dr. Friedrich Stettler wie auch Dr. Johann Rudolf Gautschi, beide in Langnau i.E. praktizierend, kommen zum Schluss, dass die Frau «in keiner Weise an Geistesstörung leide» und «nicht eine Abnahme ihrer geistigen Kräfte entdeckt werden könne».⁶⁵ Dies kümmert die Behörden in Ochlenberg hingegen wenig. Dass die Geschlechterbeistandschaft seit 1847 aufgehoben ist, haben sie ausserdem anscheinend nicht zur Kenntnis genommen. Sie ernennen Barthlome Wälchli,⁶⁶ Gutsbesitzer in Wäckerschwend, zu Verenas Vormund und ermächtigen ihn, den Vertrag mit dem neuen Pächter der Lushütten Alp, Johann Steiner von Dürrenroth, aufzuheben und zudem die Alp gegen den Willen von Verena Wälchli-Käser öffentlich versteigern zu lassen.



Friedrich Zürcher-Neuenschwander, um 1870. Bauer auf der Breite in Dürrenroth und erster Präsident und Alpmeister der Lushütten Gesellschaft.

Foto: Heiniger-Leuenberger

Versteigerung und Prozess

Man kann davon ausgehen, dass der Erwerb der Lushütten Alp eine abgekartete Sache war. Die Bauern bereiten sich mit einer Art Vorvertrag akribisch auf die Steigerung vor und wollen den Besitz von Verena Wälchli-Käser unbedingt erwerben.

Am 24. Januar 1866 – drei Tage vor der öffentlichen Versteigerung – unterzeichnen Friedrich Zürcher (Obertschäppel/Huttwil), Johann Hiltbrunner (Kleindietwil), Johann und Ulrich Flückiger (Lünisberg/Urnenbach), Barthlome Wälchli (Wäckerschwend), Kaspar Minder (Gommen/Huttwil), Ulrich Hess (Feld/Dürrenroth), Friedrich Zürcher-Neuenschwander (Breiten/Dürrenroth), Christian und Fritz Zürcher (Richisberg/Urnenbach), Johann Friedrich Flückiger-Zürcher (Sparhof/Dürrenroth) und der Sager Johann Samuel Brand-Leuenberger (Urnenbach) einen Gesellschaftsvertrag für die Lushütten Alp. Mit diesem Vertrag legen die Männer die Statuten einer allfälligen Gesellschaft fest. Das Papier schreibt vor, dass jeder der obgenannten Gesellschafter am eigentlichen Versteigerungstag im Gasthof Bären in Sumiswald anwesend zu sein oder einen Stellvertreter zu schicken hat.

Die meisten der aufgeführten Käufer sind untereinander verwandt oder durch Heirat anverwandt. Für Barthlome Wälchli muss zudem eine Interessenskollision zwischen seinem Amt als Vormund der Witwe Wälchli und seinen Interessen als Mitbesitzer der Lushütten Alp entstanden sein. Es kann davon ausgegangen werden, dass Barthlome Wälchli diesen heiklen Umstand erkannte und daher im Kaufvertrag seinen Bruder Johannes Wälchli⁶⁷ – so quasi als Strohmännchen – aufführen liess.

Bei der Versteigerung am 27. Januar 1866 macht der noch nicht volljährige Friedrich Zürcher mit Fr. 42'000⁶⁸ das höchste Angebot. Gleichentags gibt er zusammen mit Johannes Zürcher, seinem Vater und natürlichen Vormund, eine Erklärung ab, dass er – sollte er den Zuschlag als Käufer erhalten – «die Gesellschaftsgenossen in seine Gemeinschaft eintreten lassen wolle». ⁶⁹ Es ist unklar, ob der junge Friedrich von seinen Verwandten vorgeschoben und als Mittel zum Zweck «missbraucht» wurde oder ob er aus Eigeninteresse und Verbundenheit zu «seiner» Alp gehandelt hat und sie nicht in fremde Hände geben wollte. Wenn man jedoch bedenkt, welch grossen Einsatz Friedrich Zürcher-Schütz während seines

langen Lebens für die Lushütten leistete, muss ihm diese Besitzung sehr am Herzen gelegen haben, und man darf vermuten, dass er aus eigenem Antrieb gehandelt hat.

Ohne Verena Wälchli-Käser nochmals anzuhören, beschliessen die Behörden von Ochlenberg zwei Tage später an einer ausserordentlichen Gemeinderatssitzung, die drei Alpen zu vergeben und – damit keine Zwistigkeiten entstehen – sie ungeteilt zu verkaufen. Da es sich beim Höchstbietenden um den Enkel von Verena Wälchli-Käser handelt, befindet der Rat, diesem Angebot den Zuschlag zu geben und so die Alpen in der Familie zu belassen.

Am 1. Februar 1866 findet in Wäckerschwend die Verschreibung statt. Die drei Weiden werden mit 2 Alphütten, 3 Ställen, 1 Schweinestall, 1 Speicher und auch Waldungen für Fr. 42'000 verkauft. Weiter gehören u.a. der Käsekessel, die Wandbretter, um den Käse darauf zu lagern, das bereits gerüstete Holz, Zäune und Dünger dazu. Der Schätzwert dieser Zugaben beträgt Fr. 2'000. Zudem wird die Alp in zehn Rechte⁷⁰ aufgeteilt. Nutzen und Schaden beginnen für die Gesellschaft am 1. April 1866. Dasselbe Datum trägt auch die Quittung für eine erste Zahlung von Fr. 3'000. In den folgenden Jahren werden entweder die überbundenen Forderungen abgetragen oder Beiträge an die Kaufrestanz⁷¹ geleistet. 1885 wird die Restschuld von Fr. 7'000 bezahlt.

Unter Anwesenheit aller Mitglieder findet am 14. März 1866 im Stadthaus in Huttwil die «erste Verhandlung der Laushüttengesellschaft»⁷² statt. Zum ersten Präsidenten wird Friedrich Zürcher-Neuenschwander von der Breiten in Dürrenroth ernannt. Er ist der Patenonkel von Friedrich Zürcher, der bei der Steigerung das höchste Angebot gemacht hat. Zum Vizepräsidenten wird Ulrich Hess vom Feld in Dürrenroth gewählt. Als Schreiber bestimmt man den Schwager des Präsidenten, Johann Friedrich Flükiger-Zürcher vom Sparhof in Dürrenroth. Die Statuten werden für ein Jahr angenommen, und der Präsident und sein Vize werden ermächtigt, mit dem Hirten einen Vertrag auszuhandeln. Von 1866 bis 1895 übt jeder der zehn Teilhaber das Amt des Alpmeisters abwechselnd während eines Jahres aus. 1895 werden eine zweijährige Amtsdauer des Vorstandes und die Wiederwählbarkeit von Präsident und Sekretär vereinbart.

Im April 1866 melden sich Johannes Kipfer⁷³ und die übrigen Erben der Familie Jakob-Beer und machen ihr Vorkaufsrecht bezüglich der mittleren Lushütten Alp geltend. Barthlome Wälchli, als Vormund von Verena Wälchli, lässt Johann Kipfer und seine Entourage wissen, dass er das von ihnen in Anspruch genommene Vorkaufsrecht nicht anerkenne. Ein Ausöhnungsversuch zwischen den beiden Parteien scheitert, obwohl die Witwe bereit gewesen wäre, das alte Vorkaufsrecht zu respektieren, um einem teuren Prozess auszuweichen. Vor Gericht vertritt der Langnauer Rechtsagent Lüthy die Interessen der Kläger um Johann Kipfer. Vermutlich unter dem Einfluss von Barthlome Wälchli, sowohl «Lushüttler» als auch Vormund von Verena Wälchli-Käser, beschliesst die Ochlenberger Behörde am 11. April 1866, dass Fürsprech Johann Bützberger⁷⁴ einen «Widerspruch» gegen Kipfer einlegen soll, «[...] da die Alpen nicht mehr getrennt werden können».⁷⁵

Am 15. Februar 1868 fällt das Amtsgericht in Signau sein Urteil. Johann Kipfer und seine Miterben siegen. Sofort ziehen der Präsident und Alpmeister, Friedrich Zürcher-Neuenschwander und seine Mithaften⁷⁶ den Entscheid an den Appellations- und Kassationshof des Kantons Bern weiter. Dort wird am 26. Juni 1868 zu Gunsten der neuen Besitzer der Alp entschieden. Das Gericht befindet, das Vorkaufsrecht beschränke sich auf Caspar Wälchli-Beer und dessen Erben, falls diese einen Verkauf der Alp angestrebt hätten. Da sie aber zu Lebzeiten die mittlere Weide nicht verkauft haben, könne auch das Vorkaufsrecht nicht mehr ausgeübt werden. Mit dem Tod von Ulrich Wälchli-Käser im Jahre 1850 sei das Vorkaufsrecht erloschen. Johann Kipfer und die Miterben müssen die Prozesskosten übernehmen und der Lushütten-Gesellschaft für ihre Aufwendungen Fr. 726 bezahlen. Verena Wälchli-Käser erlebt dieses Urteil nicht mehr, weil sie am 9. April 1868 auf dem Mättenberg in Ursenbach gestorben ist.

Die Autorin bedankt sich herzlich für die Unterstützung bei

Anna Katharina Heiniger, Reykjavík (Island) / Margrit Roessler, Aarau / Vinzenz Bartlome, Staatsarchiv, Bern / Fritz Beer-Fankhauser, Trub / Pia Burkhalter, Institut für Medizingeschichte, Bern / Dr. jur. Regula Gerber Jenni, Bern / René Heiniger, Thun / Prof. Dr. Sibylle Hofer, Institut für Rechtsgeschichte, Bern / Rosmarie Käser-Nyfeler, Leimiswil / Simon

Kuert, Pfarrer/Stadtchronist, Langenthal / Luc Lienhard, Biologe, Biel / Otto Nowka-Hofer, Pfarrer, Niederbipp / Rudolf und Heidi Roder-Räz, Thun / Thomas Schmid, Bürgerbibliothek, Bern

Bibliographie

- Gerber Jenni, Regula. *Die Emanzipation der mehrjährigen Frauenzimmer. Frauen im bernischen Privatrecht des 19. Jahrhunderts*. Rechtshistorische Reihe 166. Bern und Frankfurt/Main: Peter Lang, 1997.
- Gotthelf, Jeremias. *Die Käserei in der Vohfreude*. Zürich: Büchergilde Gutenberg, 1945
- Greyerz von, Otto, und Ruth Bietenhard. *Berndeutsches Wörterbuch. Für die heutige Mundart zwischen Burgdorf, Lyss und Thun*. Muri bei Bern: Edition Francke im Cosmos Verlag, 1976.
- von Haller, Albrecht. *Schweizer Reise 1739*. Eingeführt und übersetzt von Walter Rytz. Burgdorfer Jahrbuch. Burgdorf: Casinogesellschaft, 1987, S. 9-62.
- *Historisches Lexikon der Schweiz*. Diverse Beiträge gemäss Endnoten im Text. Heruntergeladen von: <http://www.hls-dhs-dss.ch/>.
- *Meine Vielgeliebten. Briefe der Regina Leuenberger-Sommer (1848-1921) an ihre Kinder*. Museum für Kommunikation (Hg.). Zürich: Verlag Chronos, 1999.
- Pfister, Christian und Roman Studer. «Swistoval. Der Historische Geldwertrechner für die Schweiz ab 1800». *Traverse. Zeitschrift für Geschichte. Revue d'histoire*, Heft 1, 2010, S. 272-285.
- Ramseyer, Rudolf J. *Das altbernische Küherwesen*. Bern und Stuttgart: Paul Haupt, 1991.
- Rutsch, R.F. *Bernische Schlißscheiben*. Berner Heimatbücher 32. Bern: Verlag Paul Haupt, 1947.
- Schweizer, Johann Jacob. *Topographie der emmenthalischen Alpgemeinde Trub, Oberamtes Signau, Cantons Bern*. Bern: C.A. Jenni, 1830.

Anmerkungen

¹ Schweizer, *Topographie* (1830), S. 53. ² Schweizer, *Topographie* (1830), S. 75. ³ Alle 3 Erklärungen können im *Schweizerischen Idiotikon* auf S. 1455 nachgeschlagen werden. ⁴ Haller. *Iter Helveticum 1739*, § 1. ⁵ Mit dem Felsen ist der Farnli-Esel, 700 m westlich der Lushütten, gemeint. ⁶ Haller. *Iter Helveticum 1739*, § 9. ⁷ Haller. *Iter Helveticum 1739*, §11. ⁸ *Trub-Urbare 1531*, «Das Gut Hoüw Mattan», S. 66. ⁹ «Als Urbare werden Güter- und Einkünfteverzeichnisse bezeichnet, die der Wirtschaftsführung, der Verwaltung, der Rechts- und der Besitzstandssicherung der Grundherrschaft dienten; sie waren Verwaltungsschriftgut (Akten) u. Rechtsmittel (Rechtsquellen) zugleich.» (Artikel «Urbare»: Anne-Marie Dubler, im *Historischen Lexikon der Schweiz*).

¹⁰ Das Geschlecht Mauerhofer gewinnt 1764 in Trub, ab 1790 in Langnau i. E. mit Johann Mauerhofer als Käsehändler an Bedeutung. Den Handel mit Käse dehnt er um 1800 bis an die Ostsee aus Ramseyer, *Küherwesen* (1991), S. 64). ¹¹ Diese Auflistung der Bodenzinse ist dem Testament Ulrich Beers von 1783 entnommen. Das Pfundzeichen des Originals wurde im Zitat mit dem Wort Pfund ersetzt. ¹² Mit dem Ausdruck «Renffte» könnte ev. ein steiler Abhang gemeint sein. ¹³ *Trub-Urbar 1531*, Das Gut Hoüw Mattan, S. 66/67. ¹⁴ *Trub-Urbar 1625*, Höuw matt gutt, S. 55. ¹⁵ *Chorgerichtsmanual Trub*, Band 2, S. 231. ¹⁶ Die Täufer sind eine christliche Bewegung aus der Reformationszeit. Sie lehnen die Säuglingstaufe und den bewaffneten Militärdienst ab und sind für eine strikte Trennung von Kirche und Staat. ¹⁷ Christen Beer-Fankhauser (getauft am 5.12.1641), aufgewachsen auf der Äschen/Trub. ¹⁸ Es handelt sich bei diesem Dokument zwar eher um eine Art Vermögens- und Schuldenuflistung. ¹⁹ Ramseyer, *Küherwesen* (1991), S. 68. – Im Vergleich dazu besitzt die Lüderenalp, ebenfalls eine Bauernalp, im selben Zeitraum 100 Kuhrechte. ²⁰ Ramseyer, *Küherwesen* (1991), S. 14/37. ²¹ Ramseyer, *Küherwesen* (1991), S. 37. ²² Ulrich Beer wurde am 12. Dezember 1728 in der Kirche Wynigen getauft. ²³ 7'200 Pfund hat man zu jener Zeit für ca. 70 Kühe bezahlt. Die direkte Umrechnung von bernischen Pfund in (heutige) Schweizerfranken ist komplex. Zum Vergleich der finanziellen Grössenverhältnisse: Bei einem heutigen durchschnittlichen Preis von Fr. 4'000 pro Kuh würde die Gesamtsumme bei zirka Fr. 272'000 liegen. ²⁴ Schärer ist eine alte Bezeichnung für Landarzt. ²⁵ Michael Beer, getauft am 5. März 1723 in Trub, heiratet am 5. März 1752 Barbara Loosli von Eriswil. ²⁶ Anfang des Kaufbriefes über die mittlere Lushütten zwischen Ulrich Beer und Michael Beer, 30. Juli 1781. ²⁷ Kaufbrief über die mittlere Lushütten zwischen Ulrich Beer und Michael Beer, 30. Juli 1781. ²⁸ Ulrich Beer reiste am 27. März 1783 von seinem Winterquartier auf dem Richisberg (Ursenbach) nach Trachselwald. ²⁹ Zweibrücken befindet sich heute im Bundesland Rheinland-Pfalz/Deutschland. ³⁰ Testament von Ulrich Beer vom 27. März 1783. ³¹ 5'200 Pfund hat man damals für ca. 50 Kühe bezahlt. Die direkte Umrechnung von bernischen Pfund in (heutige) Schweizerfranken ist komplex. Zum Vergleich der finanziellen Grössenverhältnisse: Bei einem heutigen durchschnittlichen Preis von Fr. 4'000 pro Kuh würde die Gesamtsumme bei zirka Fr. 192'000 liegen. ³² Caspar Wälchli wurde am 14. Februar 1755 in der Kirche Ursenbach getauft. ³³ Der Richisberg gehörte politisch bis 1889 zur Gemeinde Oeschenbach und dadurch zur Kirchgemeinde Rohrbach. 1885 trat Oeschenbach zwar der Kirchgemeinde Ursenbach bei. Der Weiler Richisberg gehört jedoch erst seit 1889 zu Ursenbach. ³⁴ Barthlome Wälchli-Leuenberger (1732-1811) hat 1753 von seinem Vater Ulrich Wälchli-Ryser (1692-1771) die Hälfte des Richisberges erhalten, u.a. das sogenannte alte Haus, Speicher, Ofenhaus und den Mättenberg. ³⁵ *Totenrodel Trub 1732-1809*. ³⁶ Verena Wälchli-Käser (1785-1868), von Dürrenroth. ³⁷ Heumonat ist der alte deutsche Name für den Monat Juli. ³⁸ 1739 kauft Ulrich Wälchli-Ryser (Richisberg/Ursenbach) den Mättenberg für 2'418 Pfund von Ulrich Richard (Hirsern/Ursenbach). ³⁹ Ramseyer, *Küherwesen* (1991), S. 15. ⁴⁰ Der Gerichtssäss ist ein Beisitzer der niederen Gerichte im Kanton Bern. ⁴¹ Schliiffscheiben (= Klarglasscheiben) waren im 18. und der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts im Bernbiet weit verbreitet; Stifter der Scheiben waren u.a. auch Küher und wohlhabende Bauern. ⁴² Kaspar Käser-Schär (1778-1852), Bruder von Verena Wälchli-Käser. ⁴³ Hans Caspar Käser-Baumgartner

(1787-1844), Bruder von Verena Wälchli-Käser, ⁴⁴ Andreas Käser-Lüthi (1781-1855), Bruder von Verena Wälchli-Käser. ⁴⁵ Gemeinde Ochlenberg: Gemeinderatsprotokoll vom 9. Mai 1832. ⁴⁶ gemäss *Erneuerte Gerichtssatzung vor die Stadt Bern* (1768). Gerber Jenni, *Emanzipation* (1997), S. 40/41. ⁴⁷ Gerber Jenni, *Emanzipation* (1997), S. 42/43. ⁴⁸ Der Vogt oder Vormund musste das Vermögen des Mündels verwalten und alle zwei Jahre der Vormundschaftsbehörde Bericht erstatten. ⁴⁹ Gemeinde Ochlenberg: Gemeinderatsprotokoll vom 13. April 1833. ⁵⁰ bz ist die Abkürzung für Batzen. ⁵¹ Gemeinde Ochlenberg: Gemeinderatsprotokoll vom 5. August 1837. ⁵² Gemeinde Ochlenberg: Gemeinderatsprotokoll vom 5. August 1837. ⁵³ Johannes Jäggi-Wälchli (1811-1852), von Busswil/Melchnau. ⁵⁴ Gemeinde Ochlenberg: Gemeinderatsprotokoll vom 7. Dezember 1839; Empfaher ist ein alter Ausdruck für Empfänger. ⁵⁵ Johannes Brand-Wälchli (1823-1889), Lieni/Ursenbach. ⁵⁶ Gemeinde Ochlenberg: Gemeinderatsprotokoll vom 20. Mai 1832. ⁵⁷ Anna Barbara Zürcher wurde am 9. August 1842 geboren und starb am 5. Juni 1850. ⁵⁸ Die Taufe fand am 14. April 1852 in der Kirche Huttwil statt. ⁵⁹ Anna Barbara Begert-Adam (geb. 1815), Witwe von Niklaus Begert (gest. 1849) ⁶⁰ Friedrich Zürcher, Aufsatzheft. Winter 1861/62. ⁶¹ Ramseyer, *Küherwesen* (1991), S. 15/16. ⁶² Bestossung ist ein traditioneller Ausdruck für die Weidenutzung einer Alp. ⁶³ Die grosse Veränderung in der Viehwirtschaft beschreibt Jeremias Gotthelf in seinem 1850 erschienenen Roman *Die Käserei in der Vehfreude*, im 2. Kapitel «Naturgeschichte der Käsereien». ⁶⁴ «Welche Gründe die Neffen dazu bewegt haben, ist allerdings eine Frage, die wohl nicht juristisch zu beantworten ist.» (Prof. Dr. Sibylle Hofer, Institut für Rechtsgeschichte, Universität Bern, Mail vom 24. Februar 2015) ⁶⁵ *Manual des Appellations- und Cassationshof des Kantons Bern vom 17. December 1867 bis 14. November 1868*, S. 504. ⁶⁶ Barthlome Wälchli-Kunz (1815-1887), Gutsbesitzer, Wäckerschwend. ⁶⁷ Johannes Wälchli (1817-1869). ⁶⁸ Dieser Betrag entspricht ca. Fr. 3,5 Mio gemäss einer online Berechnung (März 2015) mit *Swistoval* (Hist. Lohnindex (HLI)). ⁶⁹ Gesellschaft-Vertrag vom 24. Januar 1866: Erklärung des Ersteigerers Friedrich Zürcher. ⁷⁰ Ein Recht erlaubt dem Besitzer 1866 5 Rinder zu sömmern (Kauf-Beyle vom 1. Hornung 1866) ⁷¹ Die Kaufrestanz ist der Restbetrag. ⁷² Protokoll vom 14. März 1866. ⁷³ Johannes Kipfer (geb. 1794) hatte am 12. November 1813 in Trub Anna Barbara Jakob (1794-1874) geheiratet. Sie war die jüngste Tochter von Anna und Hans Jakob-Beer. Das Ehepaar lebte auf dem Thoracker in Trub. Kipfer war der Schwager von Caspar Wälchli-Beer. ⁷⁴ Johann Bützberger, (1820-1886), Fürsprech und Nationalrat, Langenthal. ⁷⁵ Gemeinde Ochlenberg: Gemeinderatsprotokoll vom 11. April 1866. ⁷⁶ Ein Mithafte bürgt rechtlich und finanziell für die Verpflichtung/Handlung einer andern Person.

«Will geschwind die Feder zur Hand nehmen und Dir ein Brieflein schreiben»

Aus den Aufsatzheften von Johann Meister (1882-1950) aus Wyssachen

Jürg Rettenmund

Alfred Meister im Altersheim Sonnegg in Huttwil bewahrt drei alte Hefte auf. Sie enthalten die Schulaufsätze, die sein Vater, Johann Meister, als Siebt-, Acht- und Neuntklässler zwischen 1894 und 1896 in der Schule Wyssachen geschrieben hatte. Johann Meister wurde im Februar 1882 geboren und wuchs auf dem Landwirtschaftsbetrieb seiner Eltern im Wiesli, Wyssachen, auf. Die Schule besuchte er ausschliesslich in Wyssachen, die 7. Klasse bei G. Salzmann, die 8. und 9. Klasse bei S. Allemann. Wyssachen hiess damals noch Wyssachengraben, erst 1908 wurde der Name auf Antrag der Gemeinde geändert. Ein Jahr zuvor hatte die Gemeinde ein neues Schulhaus gebaut, das auch den Kern des heutigen Schulhauses bildet. Es ersetzte ein Schulhaus, an dessen Stelle später das Gemeindehaus gebaut wurde.¹ In diesem Schulhaus war auch Johann Meister zur Schule gegangen.

Johann Meister verheiratete sich 1906 mit Elisabeth Zaugg vom Einschlag in Wyssachen. Sie hatten zwölf Kinder, von denen allerdings nur zehn das Erwachsenenalter erreichten. Alfred Meister war mit Jahrgang 1928 das jüngste. 1934/1935 war Johann Meister Gemeindepräsident von Wyssachen. Eng verbunden war er mit der Käsereigenossenschaft Mannshaus, die 1881 von seinem Vater mitbegründet worden war. 1911/1912, 1917/18 und 1923/24 präsidierte er sie, und von 1925 bis 1946 übte er das Amt des Schreibers aus. Er starb 1950.²

Seine Aufsatzhefte, die sich erhalten haben, setzen im November 1894 ein, also in Johann Meisters 7. Schuljahr, und enden im Dezember 1896. Im Frühjahr 1897 wurde er gemäss den ebenfalls erhaltenen Zeugnissen aus der Schule entlassen. Aus den drei Heften spürt man, wie er von seinen Lehrern vom Nacherzählen des Schulstoffes nach und nach an die sprachliche Bewältigung seines Alltags herangeführt wird: Dominieren im ersten Heft noch Themen aus Geschichte und Naturkunde mit 15 von 22 Aufsätzen, ist das Verhältnis zwischen diesen und Themen aus dem

Alltag von Landwirtschaftsbetrieb, Gemeinde, Region und Schule im zweiten nahezu ausgeglichen, während letztere im dritten Heft überhand nehmen. Der Lehrer lässt dabei den Schüler zum Beispiel auch Briefe an Geschwister, Bekannte und Geschäftspartner der Eltern schreiben.

Landwirtschaft

Klar am häufigsten sind in den Aufsätzen Themen aus dem Landwirtschaftsbetrieb vertreten. Folgt man den Jahreszeiten, so werden im Februar die Obstbäume ein Thema:

«Letzten Herbst, als ich bei Dir gewesen bin, sind wir in der Hofstatt herumgelaufen, und da habe ich gesehen, dass Deine Bäume bessere Pflege nötig hätten. Nun will ich Dir ein Brieflein schreiben, wie man die Bäume pflegen soll.

Man muss im Frühling die Bäume von den schädlichen Würmern reinigen; denn diese fressen die Blätter und die Blüten weg, und so kann ein Baum keine Früchte tragen.

Im Frühling und im Herbst muss man die Stämme und Äste von dem Moos und von den Schuppen reinigen, denn diese dienen den Würmern als Schlupfwinkel.

Wenn ein Baum Wunden hat, so muss man diese glätten und dann mit Lehm und Kuhmist verstreichen.

Wenn viele Äste an einem Baum sind, so muss man einige daraus schneiden; denn wenn die Sonne und der Wind nicht dadurch können, so kann ein Baum nicht rechte Früchte tragen.

Wenn ein Baum, der sonst noch gesund ist, nicht mehr Früchte tragen will, so muss man ihn anders pflanzen.»³

«Herrn J. Bärtschi, Obstbaumzüchter in Lützelflüh

Bin vor einigen Tagen bei meinem Bruder gewesen und habe seinen Katalog durchgeschaut. Nun habe ich den Entschluss gefasst, bei Ihnen folgende Pflanzfreier zu bestellen:

1. 30 Stück Pflanzfreier von Baumann Reinette
2. 15 Stück Pflanzfreier von Kasseler Reinette
3. 20 Stück Pflanzfreier von Wellington

Sie können mir dieses per Nachnahme schicken.»⁴



Baumanns Reinette



Wellington



Kasseler Reinette. Johann Meister bestellte in seinem Aufsatz von diesen Apfelsorten Pfropfreiser. Alle Abbildung aus dem Schweizerischen Obstbilderwerk, Wädenswil 1925.

Im Mai ist es Zeit, die Heuzukäufe des vergangenen Winters abzurechnen – dabei kann man auch über das Wetter sinnieren:

«Endlich kommt die Zeit da ich Dir das Heu zahlen will, das ich letzten Winter bei Dir genommen habe. Ich habe Dir ja versprochen, es im Mai zu zahlen, wenn es möglich sei. Wenn ich Zeit hätte, so wollte ich es Dir bringen; aber in diesem Fall will ich es Dir schicken. Ich danke Dir auch, dass ich es Dir habe schuldig bleiben können. Ich hätte es Dir eher geschickt, wenn es möglich gewesen wäre. Ich glaube, ich habe dieses Jahr Futter genug. Letztes Jahr ist das Heu nicht nahrhaft gewesen, denn es ist zu grob gewesen. Ich glaube, es werde dieses Jahr besseres geben, denn es ist dicht und bald fusshoch.

Will mit diesen Worten schliessen. Ich hoffe, es werde dieses Jahr wieder eine gute Ernte geben.»⁵

Heute ist es selbstverständlich, den Schalter zu drücken, wenn es draussen dunkel wird – und es bleibt in der Stube hell. In den 1890-er Jahren war die Elektrizität jedoch erst einigen Pionieren bekannt, und die Möglichkeiten, ihre Energie über weite Distanzen zu transportieren, steckte erst in den Kinderschuhen. Im Oberaargau baute der Unternehmer Robert Müller-Landsmann im Jahr 1895 das erste Kraftwerk in Lotzwil und gehörte zu den Promotoren der Elektrizitätswerke Wynau, die ein Jahr später an der Aare den ersten Strom produzierten. Um 1900 hielt die elektrische Energie dann auch in Wyssachen Einzug: Gottfried Loosli baute in Ryfthal ein Kraftwerk an der Wyssache und versorgte damit ein Stromnetz. In den Aufsätzen von Johann Meister findet all dies jedoch keinen Niederschlag. Im Zusammenhang mit einem Aufsatz über den Raps-Anbau (er nennt ihn Reps) kommt er jedoch auf eine vorangegangene Entwicklung in der Lichterzeugung zu sprechen:

«Etwa vor 30 Jahren kam das Petroleum auf. Durch dieses wurde nun das Repsöl verdrängt. Denn früher brauchte man Repsöl zum Lichten. Jetzt aber wird an den meisten Orten Petroleum gebraucht; denn es brennt viel heller als das Repsöl. Hie und da noch in den Ställen wird Repsöl verbraucht; denn es ist weniger gefährlich als das Petroleum. Im Herbst, wenn der Acker gut bestellt ist, so wird der Reps gesät. Wenn aber ein strenger Winter kommt, so ists für den Reps gefährlich; denn manchmal kommt er unter der kalten Schneedecke um. Im Frühling aber, wenn die Sonne wieder scheint, so fängt der Reps wieder an zu wachsen,

bis er etwa Ende Mai 1-2 Meter hoch ist. Seine Wurzeln sind tiefgründig und haben viele kleine Saugwürzelchen. Der Stengel ist dunkelgrün und verzweigt. Die Blätter sind sitzend. Die Blüten haben viel Blumenblätter und Staubgefässe und einen Griffel. Aus dem Griffel entsteht dann die Schote. In derselben befindet sich die Frucht. Im August wird der Reps



Bilder aus seiner Schulzeit gibt es von Johann Meister keine. Dieses Foto zeigt ihn mit seiner Frau Elisabeth, geborene Zaugg.
Foto: Ernst Hiltbrunner, Wyssachen

reif. Er wird dann sorgfältig abgeschnitten. Nun kommen die Leute mit einem Wagen, über den ein Tuch gespannt ist, und laden den Reps auf und führen ihn nach Hause. Dort wird er gedroschen und gereinigt. Von dort kommt er dann in die Ölmühle, wo er zu Öl verarbeitet wird.»⁶

Auf die Gefährlichkeit von Petrol geht Johann Meister auch in einem Brief an seine Schwester ein:

«Habe in der Zeitung gelesen, dass es schon manchmal vom Anzünden mit Petroleum Unglück gegeben hat, und dass schon viele dadurch umgekommen sind. Nun möchte ich Dir den Rat geben, nicht mit Petroleum anzuzünden. Kaufe lieber einen Asbestanzünder und zünde dann damit an. Ich glaube, wenn Du es Deinen Meisterleuten sagst, so werden sie Dir schon einen solchen kaufen.

Will mit diesen Worten schliessen. Ich hoffe, Du werdest meinem Rat Recht geben.»⁷

Mit dem heutigen Wissen über die Gesundheitsrisiken von Asbestfasern liest man diesen Rat allerdings mit gemischten Gefühlen.

Im April ist es Zeit, den Samen zu bestellen:

«Herrn Jak. Lanz, Samenhändler in Solothurn

Weil ich letztes Jahr keine Grassamen aufbewahrt habe, so möchte ich Sie bitten, mir folgende Samen zu schicken:

1. 5 kg Knäulgrassamen
2. 4 kg Tymotygrassamen
3. 3 kg Fuchsschwanzsamen
4. 3 ½ kg Luzernensamen

Ich möchte Sie höflichst ersuchen, mir obiges sofort zu schicken; denn ich habe die Äcker schon dazu bestellt und will sie säen, sobald ich sie bekomme. Sie können es mir per Nachnahme schicken.»⁸

Im Jahr 1896 allerdings liess der April zu wünschen übrig:

«Der April ist der erste Frühlingsmonat; aber dieses Jahr muss man ihn noch zu den Wintermonaten zählen. Im Anfang brachte er uns sehr unfreundliches Wetter; denn es regnete und schneite fast acht Tage lang. Hie und da gab es einen Tag, wo man an den bestellten Äcker für Kartoffeln, Haber usw. arbeiten konnte, aber solcher Tage waren nicht viel. Letzten Freitag und Samstag war es ziemlich schönes Wetter. Der Lehrer sagte uns, wenn es so zufahre, so haben wir eine zeitlang keine Schule mehr; wenn es aber am Montag regne oder schneie, so werde dann die

Der Hof Wiesli, Flugaufnahme
der Aerofoto, Winterthur, aus
den 1950-er Jahren



Die zehn Kinder von Johann und
Elisabeth Meister-Zaugg mit ihrer
Mutter (vorne, 3. von links).
Foto: Ernst Hiltbrunner, Rohrbach



Schule wieder anfangen. Ich freute mich noch, es werde am Montag schönes Wetter sein, damit wir denn einen Kartoffelacker noch fertig pflügen können; aber weit gefehlt. Am Montagmorgen, als ich erwachte und zum Fenster hinausschaute, war die Erde mit einer weissen Schneedecke bedeckt und es schneite noch bis weit in den Vormittag hinein. Desgleichen war es auch am Mittwoch, den 15. April. Am Morgen war die Erde auch mit Schnee bedeckt und es schneite noch den ganzen Vormittag; aber der Schnee schmolz gerade weg. Weil es jetzt bis dahin unfreundliches Wetter gewesen ist, so glaube ich, dass das Ende des April werde besser ausfallen, dass man die Frühlingsarbeiten noch beenden kann.»⁹

Im Mai musste Johann Meister einen «werten Freund» um einen Botengang bitten:

«Laut der letzten Schatzung muss ich ein Kamin machen lassen. Nun weiss ich nicht, ob in der Ziegelei in Sumiswald noch vorrätige Kaminsteine zu haben sind. Da möchte ich Dich bitten, dorthin zu gehen und zu schauen, ob noch solche zu haben sind. Wenn noch etwa 2000 zu verkaufen sind, so schreibe mir zurück, dass ich sie alsobald holen kann.» Ebenfalls im Frühling muss der Entscheid fallen, ob das Vieh den Sommer auf dem Hof verbringen soll, oder ob es doch besser auf einer Alp gesömmert werden soll:

«Herrn Joh. Zürcher in Huttwil

Bedaure sehr, dass meine Anfrage erst jetzt erfolgt.

Weil ich glaubte, es werde dieses Jahr viel Gras geben, so dachte ich, ich wolle meine zwei Rinder dieses Jahr nicht auf die Weide geben. Nun aber ist es nicht so ausgefallen, wie ich geglaubt habe. Ich möchte Sie nun fragen, ob ich sie noch auf die Lushüttenalp (s. Beitrag ab Seite 74) geben könne. Wenn ich sie noch geben kann, so schreibt mir zurück, wann und um welche Zeit Sie auffahren wollen, damit ich sie dann die rechte Zeit bringen kann.»¹⁰

Dann ist Zeit für den Heuet. Nicht immer reichten die Arbeitskräfte auf dem Hof aus:

«Leider sehe ich mich genötigt, Dich um einen Dienst anzusprechen. Ich will nämlich nächsten Montag anfangen zu heuen. Nun möchte ich Dich bitten, dass Du dieses Jahr auch kämest, um mir heuen zu helfen. Ich gebe Dir auch Lohn, wie die in dieser Gegend bekommen. Schreibe

mir zurück, ob Du kommen kannst oder nicht, damit ich um einen andern schauen kann.»¹¹

Der Frühling und der Sommer 1895 waren offensichtlich besser als ihre Vorgänger und Nachfolger, und wurden den Erwartungen gerecht, denn im Juli dieses Jahres konnte Johann Meister seinem «werten Freund» schreiben:

«Will geschwind die Feder zur Hand nehmen und Dir ein Brieflein schreiben.

Ich will nämlich das Emdgras auf meiner Matte bei Dürrenroth verkaufen, weil ich diesem nicht mehr Platz habe. Wenn Du es begehrt, so verkaufe ich es Dir. Wenn Du es aber nicht willst, so sei doch so gut und frage einen andern, ob er es wolle. Es sind 3 Jucharten, und es ist fast alles Kulturgras. Will mit diesen Worten schliessen. Ich hoffe, ich könne das Gras schon verkaufen.»¹²

Und schon bald war nicht nur das zweite Gras, sondern auch das Getreide reif:

«Das Getreide ist jetzt schon bald reif. Ich denke, in 4 bis 5 Wochen können wir ernten. Bei Euch denke ich, wird die Ernte schon etwa in 8 Tagen einbrechen. Ich möchte nun gerne wieder hinaus nach Koppigen in die Ernte kommen. Ich bitte Dich nun, mir einen guten Platz zu suchen. Ich möchte gerne in der Nähe bei Dir sein, damit wir am Sonntag ein wenig bei einander sein können. Sobald Du einen Platz gefunden hast, so schreibe mir zurück, damit ich alsobald kommen kann.

In der Hoffnung, ich könne in einen Platz eintreten, will ich schliessen. Es grüsst Dich freundlich.»¹³

Acht Tage später war die Antwort aus Koppigen da:

«Deinen Brief habe ich letzten Samstag erhalten. Du hast mir den Auftrag gegeben, Dir hier einen Platz zu suchen. Nun habe ich mit unserm Nachbar geredet, und er sagte, Du könntest kommen, wenn Du mit dem Lohn zufrieden seiest. Er gebe Dir im Tag 1 Fr. 20 Rp. bei schönem und regnerischem Wetter. Ich möchte Dir nun sagen, dass Du kommen solltest; denn es ist ein anständiger Mann, und die Arbeit ist auch nicht so schwer. Will mit diesen Worten schliessen. Ich hoffe, Du werdest also bald kommen.»¹⁴

Auch in Wyssachen erfüllte die Ernte die Erwartungen:

«Jetzt habe ich Zeit gefunden, Dir über die hiesige Ernte zu schreiben.

Johann Meister mit seinen fünf
Söhnen.
Foto: Ernst Hiltbrunner, Wyssachen



Familien-Zusammenkunft der
Nachkommen von Johann und Eli-
sabeth Meister-Zaugg. Elisabeth
Meister vorne in der Mitte.
Foto: Walter Bernhardt, Huttwil





«Einschlag-Grossvater», der
Vater von Elisabeth Meister-Zaugg.
Foto: Jacob Baer, Frauenfeld

Mit der letzten Ernte bin ich sehr zufrieden; denn es hat hier sehr schönes Getreide gegeben. Aber immer mussten wir befürchten, ein schweres Wetter komme und vernichte alles, wie es am Sonntag, den 11. August den Anschein gehabt hatte. Aber Gottlob, das Wetter ging ohne Schaden vorüber. Roggen hatten wir dieses Jahr vom schönsten, wo wir einmal gehabt haben, und das Korn ist auch schwerer, als andere Jahre. Auch der Haber und der Weizen sind dieses Jahr besser als letztes Jahr. Emd haben wir dieses Jahr auch ziemlich viel bekommen, so dass wir den kommenden Winter herzlich erwarten können.»¹⁵

Schlechter sah die Bilanz im Jahr 1896 aus:

«Das Jahr 1896 brachte uns nicht einen gar guten Sommer. Immer und immer regnete es. Den ganzen Sommer war es gar nie eine ganze Woche schönes Wetter. Nur immer am Sonntag war es schön. Das Einsammeln von Heu und Getreide ging mühsam; doch wurde an den meisten Orten noch alles zur rechten Zeit eingebracht, wo es reif war. Immer glaubte man, der Herbst falle besser aus; aber weit gefehlt. Wenn man glaubte, es wolle schön Wetter sein, so zeigten sich im Westen graue Wolken, und nicht lange gings, so regnete es wieder. Die Herbstarbeiten wurden mühsam beendet. Das Kartoffelausgraben ging mühsam. Immer hängte sich die nasse Erde an den sogenannten «Karst». Pflügen und säen musste man, wenn es nicht regnete, war es nass oder trocken. Zwei Äcker konnten wir noch pflügen, bevor es ganz nass war im Boden; aber den Kartoffelacker mussten wir noch ziemlich nass pflügen. Bei all dieser Arbeit musste ich wenig helfen, denn ich musste immer das Vieh hüten. Manchmal ging es noch lustig zu; aber manchmal, wenn es immer regnete, so hätte ich es lieber mit einem andern vertauscht.»

Schliesslich wollte die Ernte verwertet sein:

«Herrn J. Bärtschi in Waldhaus

Habe im letzten Anzeiger gelesen, dass Sie noch Tafelobst annehmen. Ich hätte noch zirka 15 Körbe voll schöne Goldparmänen und Kasseler-reinette zu verkaufen. Sie sind schön ausgereift und vollkommen. Verletzt sind keine, denn ich habe sie sorgfältig abgelesen. Weil die Qualität schön ist, so möchte ich zirka 18-19 Franken per Zentner daraus lösen.»¹⁶

Ruhiger ging es im Winter zu und her. Allerdings gab es auch in dieser Jahreszeit Arbeiten. Zu diesen gehörte das Dreschen des Getreides, vor dem Aufkommen von Dreschmaschinen und Mähdreschern eine Gemein-

schaftsarbeit mit dem Dreschflegel. Dafür machte die Schule Ferien, und auch die Geschwister wurden aus ihrem Lehrjahr nach Hause gerufen: «Letzthin, als Du bei uns auf Besuch warst, sagtest Du, Dein Meister habe Dir erlaubt, heimzukommen, um auch helfen zu dreschen. Nächste Woche haben wir nun Dreschferien. Nun wollen wir am Montag anfangen zu dreschen. Ich möchte Dich nun bitten, am Montag zu kommen, damit wir auch ein wenig eher fertig sind.

Will schliessen und hoffe, das andere mündlich mit Dir zu sprechen.»¹⁷

«Will geschwind die Feder zur Hand nehmen und Dir ein Brieflein schreiben. Wir wollen nämlich nächsten Montag anfangen zu dreschen. Nun haben wir zu wenig Leute. Wir wollen Dich nun bitten, Deinen Meister zu fragen, ob Du nicht kommen könntest, um zu helfen. Es dauert etwa 5 Tage. Nachher könntest Du wieder in seinen Platz eintreten. Wenn Du gar nicht kommen kannst, so schreibe uns sofort zurück, damit wir einen andern fragen können.

Will mit diesen Worten schliessen. Wir wollen hoffen, der Meister werde Dir schon Urlaub geben.»¹⁸

Gedrescht werden musste auch noch nach Neujahr:

«Endlich habe ich Dein Leder gegerbt. Wie Du mir geschrieben hast, hätte ich es schon am Freitag gerben sollen; aber ich hatte nicht Zeit. Wir sind damals am Kleesamendreschen gewesen, und da hätte ich nicht drauslaufen können. Es wäre mir recht, wenn Du es bald holen würdest.»¹⁹

Zuweilen sorgte auch das Wetter dafür, dass ein Handwerker auf den eingeschneiten Hof kommen musste:

«Werter Zimmermann!

Letzten Samstag, als der Wind so heftig brauste, riss er die Einfahrtstore weg, und sie zerbrachen. Nun möchte ich Dich bitten, sofort zu kommen, und diese wieder zurecht zu machen. Ich möchte nun, dass Du etwa am Freitag oder noch eher kämest; denn wenn es wieder schneit und weht, so weht es den Schnee auf die Einfahrt hinein.

Will nun schliessen. Ich hoffe, Du werdest also bald kommen.»²⁰

Auf den Jahreswechsel 1896 hin zeichnete sich in der Nachbarschaft des Wiesli eine personelle Veränderung ab; Gelegenheit für Johann Meister, auch das Verfassen eines Zeugnisses zu lernen:

«Herrn Ulrich Wirth, Landwirt in Hasle

In der letzten Nummer des Anzeigers habe ich gelesen, dass Sie einen Melker auf nächstes Neujahr nötig hätten. Der älteste Sohn ist wieder heimkommen, und darum haben sie mich hier nicht mehr nötig. Ich lege hiermit ein Zeugnis bei, woraus Sie sehen können, wie der bisherige Meister mit mir zufrieden war. Wollen Sie so gut sein und mir alsobald zurückschreiben, damit ich weiss, woran ich bin.»

Zeugnis

«Jakob Lanz, von Madiswil, hat während 4 Jahren bei mir als Melker gedient. Mein ältester Knabe ist letzthin vom Welschland heimgekommen, und dieser kann nun auch gut melken; darum haben wir keinen andern Melker mehr nötig. Lanz hat sich in dieser Zeit gut eingestellt und immer sein Möglichstes getan. Ich kann ihn jedermann bestens empfehlen, und wünsche ihm Glück zu einem weiteren Fortkommen.»²¹

Schule

Anlass zu Aufsätzen gab auch die Schule selbst, zum Beispiel mit einem kürzeren oder längeren Ausflug – alles zu Fuss:

«Am 8. Juli sagte uns der Lehrer, dass wir am Dienstag ein Reischen auf die Hornbachegg machen wollen. Dieses gab eine grosse Freude unter den Schülern. Morgens um 7 Uhr mussten wir beim Schulhaus uns sammeln. Als alle da waren, gingen wir in geordnetem Zuge durch die Strasse bis in den Fluhwald. Dort beim Tunnel gingen wir rechts durch einen kleinen Fussweg hinauf und hie und da hinab, bis wir endlich zur Hornbachegg kamen. Dort assen wir unser Stück Brot, machten eine Zeit lang Spiel, und zuletzt sangen wir noch einige Lieder. Etwa um halb 11 Uhr traten wir unsere Rückreise an. Wir gingen aber nicht den gleichen Weg, den wir gekommen waren, sondern gegen dem Bärhegenchnübeli und gegen Boppigen.»²²

«Schon lange war unser Wunsch, eine Reise auf den Napf zu machen. Letzten Montag nun, 3. August, war es ziemlich schönes Wetter. Da sagte der Lehrer, dass wir am Dienstag auf den Napf gehen wollen, wenn es

nicht regne. Am Dienstag Morgen nun, vom Wecker gemahnt, ging ich um halb 3 Uhr hinaus, um zu sehen, wie das Wetter sei. Dieses gefiel mir aber nicht gar gut, denn der Himmel war ganz bewölkt. Gleichwohl machte ich mich bereit und ging dem Schulhause zu. Als ich dort anlangte, war schon einer dort und wartete. Als nun eine ziemlich grosse Schar da war, gingen wir 1/4 nach 4 Uhr vom Schulhause fort. Als wir im Fluhwald waren, gingen wir links durch den alten Weg hinauf bis wir oben auf dem Kamm waren. Von dort konnten wir fast immer ebenen Weges über den Kamm, beim Ahorn vorbei, bis fast zum Hochenzi.

Bei der Sennhütte Krähenbühl gaben wir uns etwas Nahrung. Dann gingen wir weiter und kamen auf das Hochenzi. Dort mussten wir wegen dem heftigen Regen ein wenig rasten. Während wir dort waren, bekam jedes eine oder zwei Alpenrosen, welche die meisten, besonders die Knaben, auf den Hut steckten. Als der Regen nachgelassen hatte, gingen wir weiter bis auf das Bodenenzi, wo wir uns an dem guten Wasser erlabten und einige Töne von einem Alphorn vernahmen. Als wir von dort noch etwa eine Stunde bergauf gestiegen waren, kamen wir endlich oben auf dem Napf an.

Dort ruhten wir aus, bis das Essen bereit war, und darnach setzten wir uns zu Tische und kosteten von Käse, Brot und Kaffee. Als wir gegessen hatten, sangen wir noch einige Lieder. Nachher gingen wir hinaus und machten eine Zeitlang Spiel. Zuletzt zeigte uns der Lehrer noch einige Berge, von welchen ich leider die meisten vergessen hatte.

Um 11 Uhr traten wir nun die Heimreise an. Bereits eine Stunde lang mussten wir bergab steigen, bis wir endlich im Luthertal anlangten. Etwa nach 1/4 Stunden kamen wir zur Luthern-Kapelle. Dort gingen wir hinein und sahen das ewige Licht und viele schöne Heiligenbilder. Als wir dieses betrachtet hatten, gingen wir weiter und kamen etwa in einer Stunde in die katholische Luthern-Kirche. Dort war fast das Gleiche, wie in der Kapelle. Während wir drinnen waren, hörten wir den schönen Ton der Orgel. Draussen betrachteten wir noch den schönen Friedhof, wo bereits auf jedem Grab ein Kreuz stand.

Im Gasthof zur Sonne nahmen wir noch eine Erfrischung, und dann gings weiter gegen Eriswil zu. Unter Jubeln und Jauchzen kamen wir etwa um halb 6 Uhr in Eriswil an. Im Gasthof zum Bären nahmen wir noch eine

Erfrischung, und dann gingen wir dem Wyssachengraben zu. Um 7 Uhr war ich daheim.»²³

Das Schuljahr wurde mit dem Examen abgeschlossen:

«Werter Freund!

Weil Du am 2. April dem Examen nicht beigewohnt hast, so will ich Dir ein Brieflein schreiben, wie es zugegangen ist.

Nachmittags um 12 Uhr fingen wir an. Zuerst mussten wir einen Aufsatz auf die Tafel schreiben. Jede Klasse hatte einen besondern Aufsatz zu schreiben. Wir, die III. Klasse, hatten die Klage des Hasen zu schreiben, welcher geklagt hat, bis er gegessen war. Nach dem Aufsatz hatten wir Religion. Der Lehrer fragte uns über «Jesus tritt sein Lehramt an» und über «Die Wahl der Jünger». Nach diesem mussten wir die Sprüche und die Psalmen aufsagen, wobei einige Schüler nicht gerade weiterfahren konnten.

Darauf kam es zum Lesen. Da mussten wir «Die acht alten Orte» und «Anna Seiler» vortragen. Als wir gelesen hatten, mussten wir rechnen. Zuerst Kopfrechnen und dann schriftlich. Darnach gab es eine Viertelstunde Pause, wo wir uns etwas Nahrung geben konnten. Nach der Pause wurden wir über die Atmung und über den Kreislauf des Blutes befragt. Nach diesem kam es zur Geschichte. Es wurde über die Helvetik, über die Mediation, über die Restauration, über die Regeneration und über den Sonderbund gefragt. Als dieses endlich zu Ende gebracht war, kam es zur Geographie. Da wurden wir geprüft, ob wir die Gebirge und Gewässer der Schweiz noch kennen. Ein Teil der Schüler hatte sie vergessen, und ein Teil der Schüler kannte sie noch. Dann zuletzt mussten wir noch singen. Als wir gesungen hatten, sprach der Schulkommissionspräsident die Befriedigung aus, und der Herr Pfarrer hielt das Schlussgebet. Will mit diesen Worten schliessen. Ich hoffe, dieser Brief werde Dich gesund antreffen, wie er mich verlässt.»²⁴

Dorf und Region

Hin und wieder waren es auch Ereignisse aus dem Dorf oder der Region, die Johann Meister ein Thema für seine Aufsätze gaben, zum Beispiel

Flugaufnahme von Wyssachen.
Die Ende 1947 eingeweihte Kirche
steht bereits, der Friedhof befindet
sich aber noch in der Koranten
(heute Parkplatz Gemeindehaus).
Foto: Verlag P. Zaugg, Solothurn,
Aero-Union Grenchen. Postkarte
gelaufen 19.5.1949





dieses winterliche Vergnügen, bei dem nicht ganz klar ist, ob es sich wirklich um Schlittschuhlaufen handelte, oder nicht doch eher um Skifahren:

«Letzthin, als Du bei mir warst, hast Du gesagt, Du wolltest einmal hinauf kommen und auch helfen Schlittschuh laufen. Jetzt ist es an den Abhängen geeignet, dass man gut Schlittschuh laufen kann. Jetzt wäre es mir recht, wenn Du kommen würdest. Es würde mich freuen, wenn Du am Samstag kommen würdest; dann könnten wir am Sonntag Schlittschuh laufen, dass es eine Freude ist.»

Am 23. März 1896 brannte in Wyssachen die erst drei Jahre zuvor neu gebaute Mühle nieder:

«Letzten Dienstag Abend, etwa um halb elf Uhr, hörte ich mehrmals den Ruf «Feuer» rufen. Schnell sprang ich aus dem Bette, zog meine Kleider an und ging hinaus, um zu sehen, wo die Brandstätte sei. Obschon es finster war, erkannte ich, dass es die Wyssachenmühle war; denn die Feuerröte führte meinen Blick dorthin. Ich eilte der Mühle zu. Als ich hinzu kam, waren noch wenige Leute auf dem Brandplatz. Die Gerätschaften wurden aus den Nachbarhäusern von den anwesenden Leuten hinausgetragen. Auch aus der Mühle trugen Männer und Weiber Mehl und Getreide, so dass im Ganzen etwa 50 Säcke gerettet werden konnten. Im Anfang waren nur die zwei Spritzen von Wyssachengraben da, welche genug zu tun hatten, die Nachbarhäuser zu schützen, so dass an der Mühle nichts gelöscht werden konnte. Endlich langten auch andere Spritzen an, zwei von Eriswil, eine von Gummen und eine von Huttwil und Dürrenroth. Letztere zwei aber kehrten wieder zurück, denn als sie kamen, war die Mühle schon bis auf den Grund niedergebrannt. Die vorher so schöne Mühle, welche im Jahr 1893 neu aufgebaut wurde, gleicht jetzt einem Schutthaufen.»²⁵

Rund anderthalb Monate später suchte ein verheerender Hagelzug die Gegend heim:

«In tiefer Betrübniß theile ich Dir mit, wie letzten Freitag abends ein heftiges Hagelwetter über Eriswil und dem obern Wyssachengraben gezogen ist. Letzten Freitag Nachmittag war es sehr heisses Wetter. Ich dachte schon daran, dass ein Gewitter komme, ob 24 Stunden um sind. Und wirklich war es so. Gegen Abend zeigten sich im Osten einige düstere Wolken. Diese mehrten sich nach und nach, bis es endlich anfang zu donnern.

Jetzt ging es nicht lange, so waren die Wolken über Eriswil und dem obern Wyssachengraben ganz schwarz. Nach wiederholtem Donnern hörte ich das Tosen des Hagels. Ich eilte aus dem Stall hinaus, um zu sehen, über welche Gegend sich der Hagel entlade. Als ich hinaus kam, sah ich, dass der obere Wyssachengraben schon ganz weiss war von Hagelsteinen. Ich vernahm letzten Samstag, dass an einigen Orten Schlossen, fast so gross wie kleinere Baumnüsse, gekommen sind. Auch vernahm ich, dass der Hagelschlag an einigen Orten alles vernichtet habe, dass die Bäume ganz kahl da stehen und dass das Gras und das Getreide, besonders der Roggen, oben geknickt sei. Von dem gemischten Hagel und Regen gab es eine solche Wassergrösse, dass mehrere Brücken und Stege mit fortgerissen wurden. Auch im obern Wyssachengraben hat es an einigen Orten zum Hagelschaden noch die Kartoffeläcker ganz ausgewässert, und an einigen Orten ist das Wasser durch die Wege geflossen; denn das Flussbett war ganz gefüllt mit Sand, Stöcken, Hölzern und Steinen. Vom Roggengratbad bis zur Gehrisbergkäshütte sind nur noch drei Brücken, welche trotz der grossen Wassermasse Stand gehalten haben. Auch bei der Hub riss es eine feste Brücke, welche im April gemacht wurde, weg; aber die Hölzer konnte man alle wieder an Land ziehen; denn sie wurden alle von Stauden aufgehalten. Auch uns riss das Wasser ein Stück Land weg; aber dieser Schaden ist nicht so gross, wie derjenige im obern Wyssachengraben.»²⁶

Einen Aufsatz widmete Johann Meister dem Friedhof. Dieser lag vor dem Bau der eigenen Kirche in Wyssachen im Jahr 1947 dort, wo sich heute der Parkplatz beim Gemeindehaus befindet:

«Unser Friedhof liegt auf der nördlichen Seite des Schulhauses, ungefähr in der Mitte des Wyssachengrabens. Er ist etwa 40 Meter lang und etwa 30 Meter breit, und hat ungefähr die Form eines Viereckes. Auf der südlichen Seite desselben stehen zwei steinerne Säulen, woran die zwei eisernen Gittertüren befestigt sind. Der Friedhof ist eingerahmt von Lebensbaum (Thuja) und er muss alle Jahre einmal beschnitten werden. Auf der nördlichen Seite steht ein Häuschen, in welchem der Totengräber seine Werkzeuge hat, und in welchem viele alte Denkmäler sind. Fast auf jedem Grab steht entweder ein Kreuz oder ein Täfelchen, auf welchen die Namen der Verstorbenen sind. Diese sollen erinnern, wo der Verstorbene liegt und wann er gestorben ist und geboren wurde. Auf einigen

Gräbern sind auch Rosen gepflanzt worden, welche dann im Sommer ihren angenehmen Geruch in der Umgegend verbreiten. Unter diesen Kreuzen und Täfelchen ruhen Reiche und Arme, Vornehme und Verstorrene, Geliebte und ungern Gesehene, alle ruhen unter gleicher Erde, und alle haben die Hoffnung gehabt, einst aufzustehen, gleich wie Christus, der auch für sie gestorben und auferstanden ist.»²⁷

Den Besuch der Kinderlehre in Eriswil benutzte Johann Meister einmal für einen Abstecher nach Huttwil:

«Letzten Donnerstag vernahm ich, dass eine Menagerie in Huttwil angekommen sei. Die Zelte wurden links der Strasse von Huttwil nach Rohrbach aufgeschlagen. Ich beschloss, am Sonntag, den 12. Juli nach der Kinderlehre nach Huttwil zu gehen, um die wilden Tiere zu sehen. Als die Kinderlehre aus war, ging ich mit einigen meiner Kameraden stracken Laufes nach Huttwil zu. Schon als wir zuoberst im Städtli angekommen waren, hörten wir das unheimliche Brüllen der Löwen. Bei der Managerie angekommen, beschaute ich zuerst die schauerlichen Bilder und die Zelte, welche mit dickem Zelttuch gedeckt waren. Als ich dieses eine Zeitlang betrachtet hatte, ging ich zum Geldeinzieher und zahlte ihm 50 Rp. Eintrittsgeld. Nachher ging ich hinein, aber die Plätze waren alle schon ganz angefüllt. Ich drückte mich durch die Menge hindurch und beschaute die Tiere, vom ersten bis zum letzten. Am besten gefiel mir das Zebra, oder auch Tigerpferd genannt, welches mit schönen schwarzen Streifen geziert war, und die Gestalt eines Pferdes hatte. Als ich die Greueltiere alle beschaut hatte, stellte ich mich dem Elefant gegenüber; denn bei diesem sollte die Vorstellung beginnen. Als ich etwa 5 Minuten an diesem Platz verweilt hatte, kam die Tierbändigerin Ella Falk, und der Elefant musste einige Manöver machen. Zuerst musste er tanzen und Musik machen, und danach wurde ein Affe gekleidet, welcher dann den Elefanten bedienen musste. Als dieses fertig war, ging die Tierbändigerin zu den Wölfen und Hyänen hinein, und diese mussten über die hohe Stange springen. Zuletzt spielte die Tierbändigerin noch mit einem Löwen, welcher ihr auf alle Befehle sehr folgsam war. Nach diesem zeigte sie uns noch 4 Riesenschlangen, welche mich am meisten interessierten, weil ich noch keine solche riesigen Tiere gesehen hatte.»²⁸

Anmerkungen

¹ Für verschiedene ergänzende Angaben wurde beigezogen: 100 Jahre Wyssachen. Festschrift zum Jubiläum, Wyssachen 2008. ² Katja Meister: Ein Überbleibsel aus dem 19. Jahrhundert. Protokollbuch der Käsereigenossenschaft Mannshaus, Maturaarbeit Gymnasium Oberaargau, 2014, S. 16/17, 37; mündliche Auskünfte von Katja Meister; 100 Jahre Wyssachen (wie Anm. 1), S. 16. ³ Heft 1, Nr. 33, 6.2.1895. ⁴ Heft 1, Nr. 36, 28.2.1895. ⁵ Heft 2, Nr. 4, 16.5.1895. ⁶ Heft 2, Nr. 7, 11.6.1895. ⁷ Heft 2, Nr. 6, 4.6.1895. ⁸ Heft 3, Nr. 2, 13.4.1896. ⁹ Heft 3, Nr. 3, 17.4.1896. ¹⁰ Heft 3, Nr. 6, 25.5.1896. ¹¹ Heft 3, Nr. 9, 16.6.1896. ¹² Heft 2, Nr. 10, 12.7.1895. ¹³ Heft 2, Nr. 11, 16.7.1895. ¹⁴ Heft 2, Nr. 12, 24.7.1895. ¹⁵ Heft 2, Nr. 15, 3.9.1895. ¹⁶ Heft 3, Nr. 15, 4.11.1896. ¹⁷ Heft 3, Nr. 20, 4.12.1896. ¹⁸ Heft 1, Nr. 22, 6.12.1894. ¹⁹ Heft 1, Nr. 29, 16.1.1895. ²⁰ Heft 2, Nr. 26, 18.12.1895. ²¹ Heft 3, Nr. 19., 1.12.1896. ²² Heft 2, Nr. 13, 26.7.1895. ²³ Heft 3, Nr. 14, 4.9.1896. ²⁴ Heft 2, Nr. 2, 8.4.1895. ²⁵ Heft 3, Nr. 1, 27.3.1896. ²⁶ Heft 3, Nr. 7, 2.6.1896. ²⁷ Heft 3, Nr. 18, 7.11.1896. ²⁸ Heft 3, Nr. 11, 16.7.1896.

Wie Eriswil zu zwei Bahnhöfen und einer Bahn kam

Vor 100 Jahren wurde die Huttwil-Eriswil-Bahn gebaut

Jürg Rettenmund

«Was lange währt, wird endlich gut» liess der Huttwiler Stadthauswirt Jakob Minder auf die Servietten für das Festbankett zur Eröffnung der Langenthal-Huttwil-Bahn am 31. Oktober 1889 drucken.¹ Das Motto könnte auch für Eriswil gelten, denn hier dauerte es noch länger, bis die Eisenbahn das Dorf erreichte: Genau bis am 31. August 1915. Doch gab es dort bereits lange vorher Einwohner, die sich mit dem neuen Massentransportmittel auseinandersetzten, als es in der Schweiz eingeführt wurde. 1852 behandelte der Grosse Rat die erste Eisenbahnlinie im Kanton Bern: Die der Schweizerischen Centralbahn von Olten nach Bern. Dazu erhielt er elf Eingaben. Eine stammte aus Eriswil.² Leider ist deren Inhalt nicht bekannt, doch verwundert die Initiative nicht, besass doch Eriswil mit dem Leinwand-Handelshaus Schmid ein Unternehmen, dessen Exponenten sich in Eisenbahnfragen stark engagierten. Dies gilt vor allem für Andreas Schmid (1824–1901, Nationalrat 1869–1872 und 1881–1887), der später erster Verwaltungsratspräsident der Langenthal–Huttwil-Bahn (LHB) war und auch den Verwaltungsräten von Schweizerischer Centralbahn (SCB), Emmentalbahn (EB) und Burgdorf–Thun-Bahn (BTB) angehörte.³ Bei der Einweihung der Emmentalbahn im Mai 1881 liess er in Ramsey die Fortsetzung der Linie nach Sumiswald und Huttwil hochleben.⁴

1. Kunstwerke und ein Ring – Der Fritzenfluh-Tunnel und der Bahnhof in der Leimatt

Im Zusammenhang mit der von Andreas Schmid erwähnten Bahn taucht der Name Eriswil nun erstmals bei einem konkreten Projekt auf. Bewohner von Wasen versuchten, die Bahn über ihr Dorf zu leiten. Als 1891 ein

Konzessionsgesuch für eine neue Bahnlinie von Bern über Worb nach Huttwil eingereicht wurde, wurde dort zwar ein Tunnel von Wasen Richtung Tal des Flüebachs bei Dürrenroth angegeben.⁵ Doch an einer Versammlung in Weier sprach sich Fabrikant J. Schütz aus Wasen für ein «durchgehendes Trasse Ramsei-Eriswil-Huttwil, eventuell, wenn dies untunlich sein sollte, eine Zweiglinie Ramsei-Wasen» aus.⁶ Als 1897 wieder ein regionales Initiativkomitee wenigstens das Teilstück zwischen Ramsei und Huttwil realisieren wollte, korrigierte der Sumiswalder Arzt und Nationalrat Adolf Müller, für die Variante über Wasen, diese solle nicht über Dürrenroth, sondern über Eriswil gesucht werden.⁷ Auch im «Unter-Emmentaler» war von dieser Linienführung die Rede, wobei bereits auf die Schwachstellen dieser Linie hingewiesen wurde: Den grossen, kostspieligen Tunnel und die längere Strecke. Eine Linienführung über Weier wäre demgegenüber nicht nur kürzer, sondern würde auch keine Kunstbauten nötig machen. Anders als in Sumiswald, wo um die Lage des Bahnhofes zwischen dem Dorf und Grünen ein eigentlicher Eisenbahnkrieg entflammte,⁸ scheinen die Bemühungen in Eriswil jedoch nicht sehr weit gediehen zu sein. Immerhin nahm eine Gruppe von Eriswilern 1902 mit einem «vierspännigen Zug» als «Eisenbahn Ramsei-Sumiswald-Wasen-Eriswil-Huttwil» an der Huttwiler Fasnacht teil.⁹ Erst 1903 bildete sich in Eriswil angesichts der «nicht sehr neuerungssüchtigen Gemeindebehörden» ein Komitee für Verkehrsverbesserungen, das die Planung an die Hand nahm.¹⁰ Wenn Ernst Maibach für Sumiswald feststellte, es sei «Plan um Plan» gemalt worden, «ohne zu wissen, ob das eine oder andere Kunstwerk überhaupt ausführbar sei», so bleibt unklar, ob in Eriswil überhaupt «Kunstwerke» entstanden. Jedenfalls haben sich bis heute im Unterschied zu Sumiswald keine Pläne erhalten. Einziger Hinweis auf konkrete Arbeiten ist eine «Rentabilitätsberechnung und Begutachtung», die der Eriswiler Gemeinderat von Ingenieur Friedrich Löffler, Direktor der Tösstalbahn, erstellen liess. Zuvor hatte das Komitee für eine Eisenbahn von Ramsei nach Wasen entschieden, eine Linienführung nach Eriswil von diesem nicht untersuchen zu lassen, weil die nötigen Unterlagen fehlten.¹¹ Immerhin geht aus dem Gutachten Löffler hervor, dass die Bahnlinie zwischen Ramsei und Huttwil 22 Kilometer lang werden, eine maximale Steigung von 35 Promille aufweisen und die Fritzenfluh in einem 1200 Meter langen Tunnel unterqueren



Ausschnitt aus der Karte zum Konzessionsgesuch der Bern-Worb-Sumiswald-Huttwil-Bahn 1891 mit der Trasse-Variante Sumiswald–Wasen–Dürrenroth durch das Tal des Flüebachs. Schweizer Wirtschaftsarchiv, Basel, Verkehr B47

sollte. Einem Tunnel, den Löffler als «für eine Nebenbahn aussergewöhnlich lange» bezeichnete. Die Fritzenfluh-Bahn wäre damit um zwei Kilometer länger geworden als die Linienführung über Weier – zwei entscheidende Kilometer, wurde die Verbindung zwischen Bern und Luzern über Huttwil doch damit auch zwei Kilometer länger als die Eisenbahn durch das Entlebuch. Damit konnte man sich keine Hoffnung machen, dieser Passagiere und Güter abspenstig zu machen. Die gesamten Baukosten wurden auf drei Millionen Franken veranschlagt – um sie mit heutigen Werten zu vergleichen, wäre sie rund zu verzehnfachen. Löffler hielt den Wert für realistisch, auch wenn er die eingesetzten Kosten für den Tunnelbau als zu tief einstufte; sie liessen sich aber durch Einsparungen an anderen Orten kompensieren. Insgesamt fiel das Urteil des Experten jedoch negativ aus: Während die Variante über Weier eine Verzinsung des aufzunehmenden Obligationenkapitals versprach, musste bei derjenigen über Eriswil damit gerechnet werden, nicht einmal einen genügend grossen Erneuerungsfonds speisen zu können. Wie abgehoben von jeder realistischen Basis in jener Zeit Eisenbahnprojekte lanciert wurden, verraten nicht nur die «Kunstwerke» aus Sumiswald, sondern auch Sprüche, die 1915 die Gäste an der Einweihungsfeier für die Huttwil–Eriswil-Bahn begrüßten: Wenn dort von einem «Ring», die Rede ist, den die Sumiswalder verhindert hätten, so kann man dies doch so verstehen, dass es bei den Varianten der Ramsei–Sumiswald–Huttwil-Bahn mindestens in gewissen Köpfen in Eriswil nicht um ein Entweder-Oder ging, sondern um ein Sowohl-Als-Auch.

Solche Träume waren jedoch bereits 1905 verflogen, als im Grossen Rat über die Staatsbeteiligung an der Ramsei–Sumiswald–Huttwil-Bahn diskutiert wurde. Grossrat Johann Ulrich Zaugg erlaubte sich in der Debatte als Vertreter von Eriswil die Bemerkung, es sei durchaus nicht so, dass sich Eriswil keine Bahnverbindung wünsche. «Wir hätten sie im Gegenteil gerne und würden auch willig Opfer dafür gebracht haben, da eine solche für unsere Ortschaft mit seiner grossen Industrie, die nach allen Ländern, Amerika, England, Spanien und so weiter, exportiert, von grosser Bedeutung wäre. Allein es wurde uns einfach gesagt, das Projekt über Eriswil sei ungünstig. Ich mache diese Bemerkung nur, damit man später nicht glaube, die Eriswiler seien selbst schuld daran, wenn sie keine Bahnverbindung bekommen haben.»¹²

Während der Fritzenfluh-Tunnel also nie gebaut wurde, gibt es in Eriswil trotzdem ein Bauwerk, das an die Eisenbahnträume erinnert: Man erzählt sich dort, dass der erste Bau des Altersheims in der Leimatt in der Hoffnung erstellt worden sei, dass dort der Bahnhof für die geplante Bahnlinie hinkommen würde. In den schriftlichen Quellen findet sich dafür kein Beleg, doch nicht nur örtlich, sondern auch zeitlich könnte dies passen: Das um die vorletzte Jahrhundertwende erstellte Gebäude im «Eigenbödeli» wurde vom Fabrikanten Adolf Schneider auf einem Grundstück gebaut, das er 1899 erworben hatte, und von diesem 1909 verkauft. Ein Bahnhof wurde allerdings auch dieses Haus nicht, vielmehr kaufte es 1919 das Initiativkomitee für das 1931 eröffnete Altersheim.¹³

Eriswil wandte sich nach dem Ausschluss seiner Variante ganz von der Ramsei–Sumiswald–Huttwil-Bahn (RSHB) ab: Die Gemeindeversammlung lehnte eine Aktienzeichnung ab, und auch im Verzeichnis der Aktionäre findet sich kein einziger Eriswiler. In Wyssachen, wo eine Beteiligung der Gemeinde ebenfalls keine Gnade fand, zeichneten acht Aktionäre immerhin 500 Franken. Vorgesehen waren für Eriswil eine Beteiligung von 20'000 Franken, für Wyssachen 15'000 Franken.¹⁴ Dass sich Eriswil Eisenbahnbestrebungen nicht grundsätzlich verschloss, hatte sich bei der Aktienzeichnung für die Langenthal–Huttwil-Bahn im Jahr 1887 gezeigt: Dafür zeichnete Eriswil 38'000 Franken, 3000 Franken stimmte die Gemeindeversammlung zu, für ganze 35'000 Franken kauften Private Beteiligungspapiere. Die Privat-Zeichnung entsprach rund 17 Franken pro Einwohner, das war der drittgrösste Wert aller Gemeinden hinter Leimiswil, Huttwil und Gutenberg, die alle Bahnhöfe an der Eisenbahn erhielten.¹⁵ An einem Informationsanlass zur Huttwil–Eriswil-Bahn in Eriswil im Oktober 1911 erinnerte denn auch der Eriswiler Fabrikant Wirz-Schwarzer, Verwaltungsrat der LHB, genüsslich daran, dass «zum Beispiel die direkt an der Linie gelegene reiche Gemeinde Madiswil» nur 6000 Franken an die LHB beigesteuert hatte.¹⁶

Richtung Huttwil wandte sich fortan das Interesse der Eriswiler Eisenbahn-Promotoren. Dort, an der neuen Bahnhofstrasse, konnten sie sehen, welche Entwicklung das neue Verkehrsmittel in Gang setzte. Als Pfarrer Christian Roth bei der Einweihung der Huttwil–Eriswil-Bahn 1915 in einem Gedicht Huttwil und Eriswil als «zwei Schwestern im Tale» verglich, sprach er vom «neuen» Huttwil und vom «strebsamen» Eriswil.¹⁷ Wie zwischen



Zwischen der Säge und dem Rüttistalden in Huttwil ist eine Brücke der Huttwil–Eriswil-Bahn über die Langeten stehen geblieben, ebenso anschliessend ein Stück Bahndamm bis zur Rüttistaldenstrasse. Eine weitere ehemalige Bahnbrücke steht noch eingangs Eriswil. Foto: Verfasser



Vorführwagen der Automobilfabrik Orion, Zürich, wie er vermutlich auch zwischen Huttwil und Eriswil für den Versuchsbetrieb eingesetzt wurde.
Foto: Archiv Zugerland Verkehrsbetriebe AG

Langenthal und Huttwil brauchte es allerdings auch bei der angestrebten Fortsetzung der Langenthal–Huttwil-Bahn mehrere Anläufe, bis eine Lösung vorlag, die nicht nur technisch befriedigte, sondern auch erwarten liess, wirtschaftlich tragfähig zu sein.

2. Zwei Stufen auf einmal erklimmen? – Der Versuch mit einem Omnibus

In der Vorgeschichte der Huttwil–Eriswil-Bahn im Geschäftsbericht 1916 erfuhr ein Versuch mit einem Omnibus vom 19. März bis 2. April 1905 nur knappe Erwähnung. Dieser habe am letzten Tag des Versuchsbetriebes auf ebener Strasse einen Triebwellenbruch erlitten, heisst es dort lapidar.¹⁸ Doch dieser Versuch verdient eine etwas vertiefte Betrachtung, versuchte sich doch Eriswil damit an einer neuen Verkehrstechnik, mit dem es die Stufe des Schienenverkehrs übersprungen und sich direkt in die noch junge Technik des motorisierten Strassenverkehrs katapultiert hätte.

Am 31. Oktober 1904 informierte in Eriswil ein Herr Frey, Direktor einer Schweizerischen Automobilgesellschaft, über die Einführung eines Automobilkurses zwischen Huttwil und Eriswil. Diese Gesellschaft betrieb einen Wagenpark, mit dem sie Probefahrten anbot. Solche versprach sie auch Eriswil, sobald sie neue Fahrzeuge angeschafft hatte.¹⁹ Sie stand offenbar in enger Beziehung mit der Zürcher Automobilfabrik Orion, denn der eigentliche Versuchsbetrieb lief dann unter deren Namen. Diese gehörte zu den Pionieren des Automobilbaus in der Schweiz. Erst 1893 hatte der Ingenieur Rudolf Egg in Zürich den ersten Motorwagen konstruiert.²⁰ Die 1898 gegründete «Orion» hatte mit Personenwagen begonnen, konnte damit jedoch gegen die ausländische Konkurrenz nicht bestehen und spezialisierte sich ab 1902 auf Lastwagen und Omnibusse.²¹ Bei ihrem Omnibus handelte es sich um ein zwölfplätziges, «hochbeiniges» und noch recht unvollkommenes Fahrzeug mit einem 20-PS-Zweizylinder-Motor, der seine Höchstgeschwindigkeit von 35 Stundenkilometer nicht allzu oft erreicht haben dürfte.²² Am 19. März 1905 war das «Fahrplänchen mit begedruckten Taxen» mit fünf bis sechs Tageskursen dem «Unter-Emmentaler» beigelegt. Die Probefahrten deckten Kinderkrankheiten auf, die sich nicht auf den abschliessenden Triebwellenbruch

beschränkten. Bei grosser Nachfrage war der Zwölfplätzer oft «mehr als doppelt überfüllt», und mit seinen schmalen Reifen brachte ihn die stellenweise «bodenlose» Strasse der damaligen Zeit an seine Grenzen. Dass er für die Bergfahrt fünf Minuten länger brauchte als für die zwanzigminütige Talfahrt, ist ein Hinweis auf eine ungenügende Motorisierung. In Zug, wo insgesamt sechs «Orion» gekauft und eingesetzt wurden, erwiesen sich die Orion-Omnibusse denn auch anfänglich als unzuverlässig und verpassten die Anschlusszüge am Bahnhof Zug häufig. Als besonders problematisch erwies sich aber der Winterverkehr: War viel Schnee gefallen, fielen die Kurse aus oder mussten notdürftig mit Schlitten gefahren werden.²³

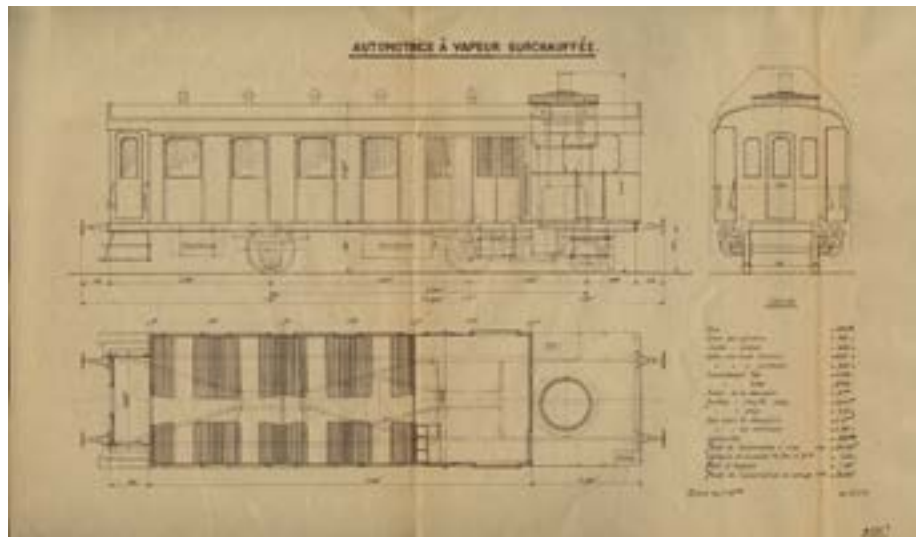
Trotz aufgedeckter Schwächen waren die Eriswiler Initianten um den Fabrikanten Jakob Gygli – er wird später Verwaltungsratspräsident der Huttwil–Eriswil-Bahn – durchaus vom neuen Fahrzeug angetan. Aus finanziellen Gründen wollten sie allerdings nicht zwei Fahrzeuge anschaffen, sondern bloss eines. Dafür sollte der ebenfalls zu kaufende Lastwagen mit Hänge- oder Klappbänken ausgerüstet werden, so dass er bei starkem Personenverkehr als Verstärkung eingesetzt werden konnte. Jakob Gygli wollte zudem auf kantonaler Ebene aktiv werden und Grossräte dafür gewinnen, Automobilkurse gleich zu subventionieren wie Eisenbahnprojekte, so wie es auf einen Vorstoss des Langenthaler Grossrates Gottfried Rufener für elektrische Strassenbahnen geschehen war. Der Berichterstatter eines Informationsabends war von dieser Idee ganz angetan: «Gegenwärtig schwirren so viele notorisch unrentable Eisenbahnprojekte herum, in welche der Staat nolens volens seine Kapitalien unproduktiv vergraben muss, und doch dürfte mit der Entwicklung des Automobilverkehrs gar manche abgelegene Landesgegend oder Talschaft auf ihr zweifelhaftes, teures Eisenbahnprojekt zu verzichten geneigt sein, wenn ihr dafür mit Staatshilfe die Einführung einer Automobilverbindung, die ihren Verkehrsbedürfnissen genüge, ermöglicht würde. Die bereits ins Riesige anwachsenden Beiträge des Staates für Verkehrsverbesserungen könnten sich dadurch um das zehnfache verringern, die Finanzmisere würde langsam gesunden und die Wünsche der fraglichen Gegenden würden gleichwohl erfüllt und ihre Bedürfnisse auf rationellste Art befriedigt.»²⁴

Die Versammlung in Eriswil beauftragte zwar das eingesetzte Initiativkomitee, bestehend aus dem «Gemeinderat und einigen beigezogenen Herren», «die Angelegenheit energisch weiter zu fördern und möglichst bald auch in Huttwil die Veranstaltung einer öffentlichen Schlussnahme zu betreiben».²⁵ Diese Veranstaltung fand, einberufen vom Orts- und Gewerbeverein, zwei Wochen später statt und delegierte drei Huttwiler in das Komitee.²⁶ Damit aber versiegen die Nachrichten über das Projekt Omnibus. Auch dort, wo die Orion-Omnibusse fuhren, waren sie nicht mehr als eine kurze «Pioniertat»: In Zug wurden sie 1913 von einer Strassenbahn abgelöst. Im gleichen Jahr stellte auch die Fabrik in Zürich ihre Fahrzeugproduktion ein.²⁷

3. Zurück auf dem Boden der Realität – Die Huttwil-Eriswil-Bahn

Die Eriswiler Eisenbahn-Promotoren wandten sich nun wieder einem Schienenstrang zu. In erster Linie stand der Entscheid «Schmal- oder Normalspur?» an. Eisenbahndirektor von Erlach formulierte es in der Grossratsdebatte zum Bauprojekt der Huttwil-Eriswil-Bahn 1913 wie folgt: «Ursprünglich bauten wir überall Normalbahnen; nachher fiel man ins andere Extrem und wurde Schmalspurbahnfanatiker.»²⁸

Ansichten und Schnitte der
Heissdampf-Motorenwagen
für die Huttwil–Eriswil-Bahn.
Staatsarchiv Bern, FI RM 267





Die alte Bahnhofuhr gibt heute den Busspassagieren in Eriswil die Zeit an. Foto: Verfasser

Es mag kein gutes Omen gewesen sein, aber die erste Notiz vom Schmalspurprojekt stammt von der Huttwiler Fasnacht. Zum Hirsmonatag 1908 wurde im «Unter-Emmentaler» angekündigt: «Einem langgefühlten Bedürfnis wird in unserer Ortschaft mit nächsten Montag abgeholfen werden, indem die städtische Strassenbahn mit grossem Pomp eröffnet werden soll. Das Unternehmen ist von einigen weitsichtigen, eigennützligen Männern in solcher Stille vorbereitet und durchgeführt worden, dass ausser den beteiligten Persönlichkeiten kein Mensch eine Ahnung davon hatte; selbst das ganze Personal besteht aus lauter Aktionären. Dem Vernehmen nach sollen mehrere allerhöchste Herrschaften, u.a. der Kaiser von Polen, für welche ein eigener, höchst origineller Sicherheitsdienst organisiert wird, um die hier massenhaft herumlaufenden, nicht einmal unter Polizeiaufsicht stehenden Sozi von ihm abzuhalten, den Eröffnungsfeierlichkeiten beiwohnen und hofft die Direktion auch auf zahlreiche Beteiligung seitens des gewöhnlichen Publikums.»²⁹

1909 bestätigten die Gemeindebehörden von Eriswil das frühere Initiativkomitee und ergänzten es mit weiteren Mitgliedern aus Eriswil und Huttwil, denn die nun ins Auge genommene Bahnlinie sollte neben dem Anschluss für Eriswil auch dem Ortsverkehr von Huttwil dienen. 1910 lag ein Projekt vor. Die gewählte Schmalspur-Strassenbahn liess die tiefsten Baukosten erwarten und hätte auch Huttwil am besten erschlossen. Vom Kanton wurde jedoch beschieden, ein «Tramway» in Huttwil sei nicht nötig und «werde sich nie rentieren».³⁰ Schmalspur hatte zudem den Nachteil, dass am Bahnhof Huttwil kein direkter Gleisanschluss möglich war und somit Güter umgeladen werden müssten. Mit Normalspur konnte zudem das Gleis der Huttwil–Wolhusen-Bahn bis zum Bahnübergang an der Luzernstrasse mitbenützt werden, was die Länge des neuen Trassees um rund einen Kilometer auf noch 3,8 Kilometer verkürzte. Zudem waren Elektroanlagen und -motoren damals noch teuer, und die Direktion des Elektrizitätswerks Wynau befürchtete, nicht genügend Strom liefern zu können.³¹

Doch auch mit Dampfbetrieb liessen sich die Kosten nicht genügend senken, sei es mit Normal- oder Schmalspur. Den Durchbruch brachte erst der Hinweis von Grossrat Gottfried Rufener: Er schlug vor, nach dem Vorbild der Regionalbahn Saignelégier-Glovelier keine Lokomotiven anzuschaffen, sondern Dampfmotorwagen, die auch Passagiere aufnehmen

Situationsplan der Linienführung
für die Huttwil–Eriswil-Bahn in
den Gemeinden Huttwil und
Eriswil, 1915.
Staatsarchiv Bern, FI RM 255_02



konnten, deshalb im Normalbetrieb keine Wagen brauchten und damit günstiger im Betrieb waren. Dieses Projekt reichte das Initiativkomitee am 13. März 1911 zur Konzessionierung an den Bundesrat ein.³² Der bernische Regierungsrat verlangte eine Erhöhung des Aktienkapitals der Gesellschaft von 312'000 auf 525'000 Franken. Nachdem dieses gezeichnet war, stimmte der Kanton am 7. Mai 1913 einer Beteiligung von 195'000 Franken am Aktienkapital zu.³³ Am 30. Oktober 1914 konnte mit dem Bau begonnen und am 31. August 1915 schliesslich die Einweihung gefeiert werden.³⁴

4. Heimatstil – Der Bahnhof Eriswil

Das 1911 eingereichte Projekt war in Eriswil noch stärker an eine Strassenbahn angelehnt als das schliesslich gebaute. Das Gleis folgte nach der Thanbrücke über die Langeten weiter der Strasse, sollte jedoch so gebaut werden, dass der Verkehr der Fuhrwerke auf der Strasse nicht behindert wurde. Beim Bänihaus sollte es die Strasse überqueren und in den Bahnhof einmünden, der zwischen der Strasse und der Langeten gebaut werden sollte, zum Teil sogar über dem Gewässer. «Wartehalle», Lokomotiv- und Wagenremise sollten auf der gegenüberliegenden Strassen- seite gebaut werden.³⁵ Für die Benützung der Staatsstrasse hatte der Grosse Rat 1911 bereits die Bewilligung erteilt.³⁶

Verwirklicht wurde schliesslich eine grosszügigere Anlage, die in der S-Kurve der Hauptstrasse am Fuss des Staldens angelegt wurde. Ausschlaggebend für die Überarbeitung dürfte ein Faktor gewesen sein, auf den bereits der Bezirksingenieur in seiner Stellungnahme zum Strassenbahn- Bahnhof 1910 hingewiesen hatte: Er hätte eine vollständige Korrektur der Strasse nötig gemacht, da diese weder über ein richtiges Steinbett noch eine genügende Entwässerung verfügte. An den Kosten der Korrektur hätte sich die Bahn beteiligen müssen.³⁷

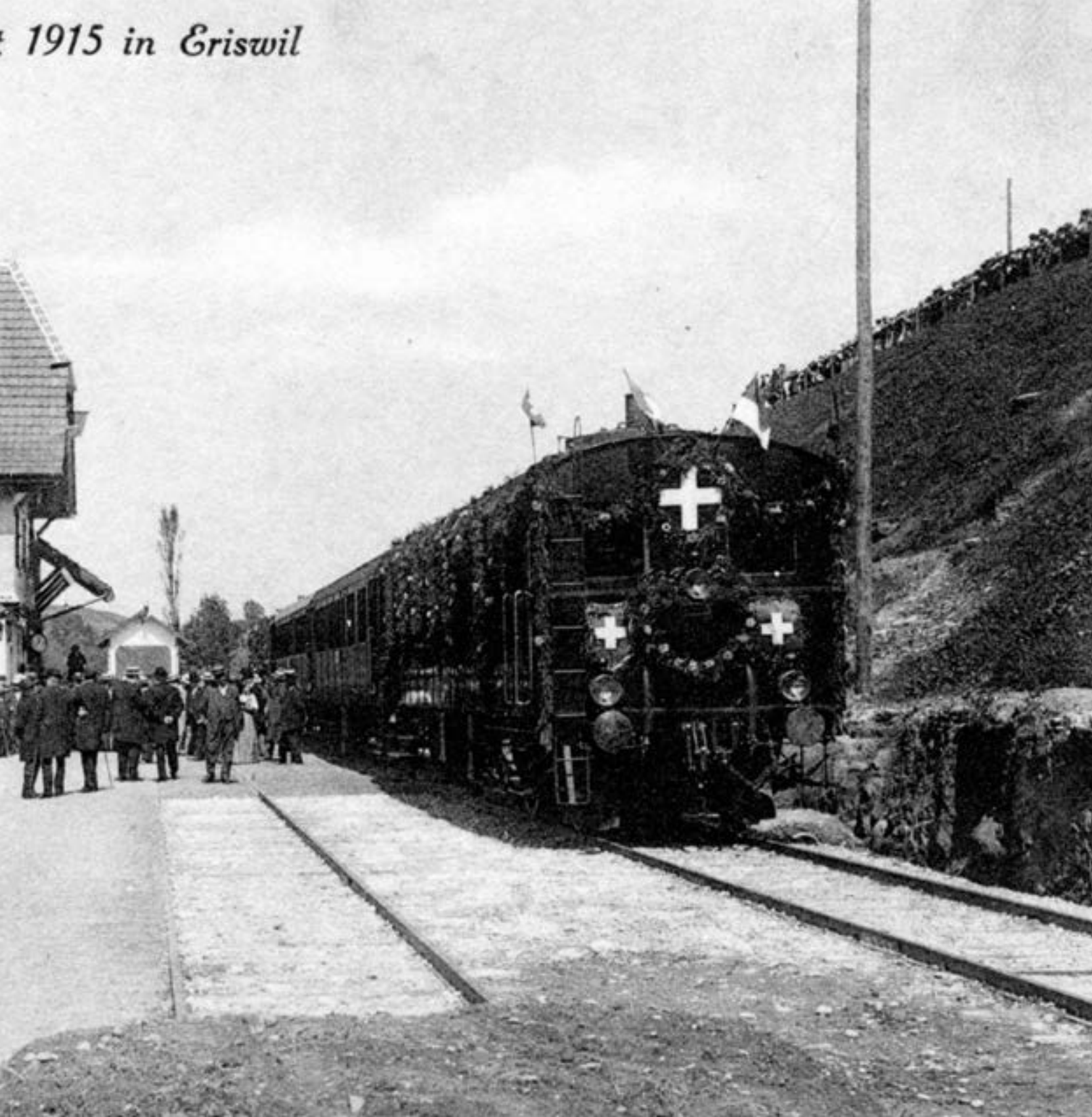
Eisenbahnen können Landschaften total umgestalten. Das gilt nicht nur für städtische, sondern auch für ländliche Räume. Eine Bewegung gegen diese Veränderungen war der 1905 gegründete Heimatschutz. Dieser wehrte sich in seinen Anfangsjahren zum Beispiel vehement gegen eine Bahn auf das Matterhorn. Doch er setzte sich nicht nur für die Erhaltung

Zur Erinnerung an den 31. August



Postkarte von der Einweihungs-
feier der Huttwil-Eriswil-Bahn.
Foto: Josef Gschwend, Langenthal,
Verlag Geschwister Sommer. Pri-
vatbesitz

1915 in Eriswil



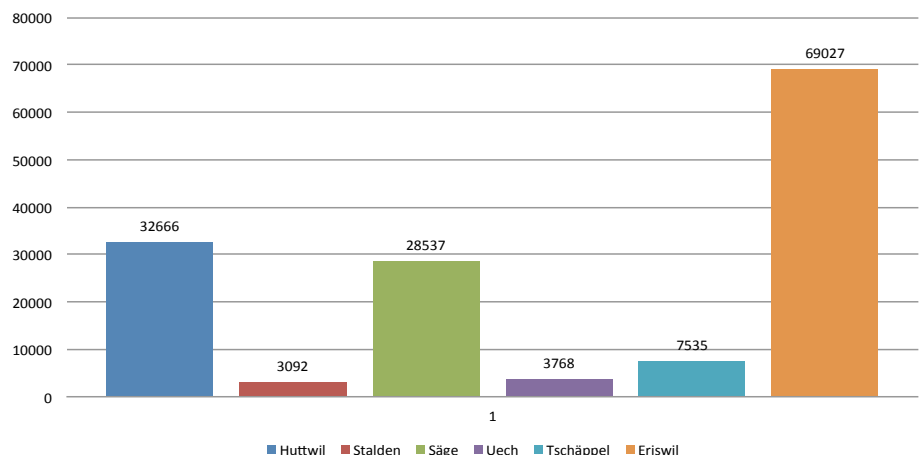
von Natur- und Baudenkmälern ein, sondern auch dafür, dass sich Neubauten in die regionalen Traditionen einfügten. Die Huttwil–Eriswil-Bahn machte keine spektakulären Kunstbauten nötig. Der Bahnhof Eriswil aber wurde zu einem Beispiel des vom Heimatschutz propagierten Heimatstils. Als Vorbild dienten die Stationsgebäude an der Ramsei–Sumiswald–Huttwil-Bahn.³⁸ Dort hatte der bernische Heimatschutz interveniert. Die kantonale Sektion war 1905, im gleichen Jahr wie der nationale Dachverband gegründet worden. Noch in ihrem Gründungsjahr reichte sie der Direktion der RSHB Pläne für die Bahnhofgebäude ein, die «dem Landescharakter angepasst» waren. Sie stammten von Albert Emil Brändli (1876–1949). Der Architekt war seit 1902 Lehrer am Technikum Burgdorf und hinterliess in der Emmestadt eine grosse Anzahl Bauten im Heimatstil. Als 1912 in Burgdorf eine Regionalgruppe gegründet wurde, gehörte er deren Vorstand an.³⁹ Brändlis Pläne wurden von der Direktion der RSHB «mit viel Beifall aufgenommen» und fanden «einstimmige Zustimmung». Damit habe die Schweiz, kommentierte der Berner Heimatschutz, «zum ersten Mal in der Schweiz eine Bahn, bei deren Hochbauten das ästhetische Moment ausschlaggebend war.»⁴⁰ Das nahm der Madiswiler Pfarrer Heinrich Friedrich Mayü auf, als er im Dezember 1909 im Stadthaus in Huttwil einen Vortrag über «Gedanken eines Laien über die Heimatschutzbewegung» hielt. Die Bahnhöfe der Langenthal–Huttwil-Bahn seien unschön, weil sie nicht in die Landschaft hineinpassten, hielt er fest. «Ungemein malerisch wirken dagegen die nach den Ideen des Heimatschutzes erbauten Stationsgebäude auf der Linie Huttwil–Sumiswald–Ramsei.»⁴¹ Die Pläne für die Hochbauten der Huttwil–Eriswil-Bahn sind nicht signiert. Doch sie atmen unverkennbar den Geist des Heimatstils. Beim Bahnhof Eriswil gilt das nicht nur für das Hauptgebäude, sondern selbst für das Abtrittgebäude mit Werkzeugkammerchen, das ursprünglich die Einfahrt zum Bahnhofsplatz flankierte. Ganz nüchterner Zweckarchitektur verpflichtet ist einzig die vom Bahnhof zurückversetzte «Remise für 1 Heissdampf-Automobilwagen».⁴²

5. Verkehrsknoten an der Schwelle zur Massenmobilität – Haltestelle Säge

Zwischen Huttwil und Eriswil waren vier Haltestellen angelegt. Allerdings war nur eine davon – Tschäppel – mit einem schützenden Wartehäuschen ausgerüstet. Mit den Haltestellen Stalden, Säge und Uech wurde immerhin den Bedürfnissen des Huttwiler Ortsverkehrs Rechnung getragen, wie dies die Gemeinde bei der Aktienzeichnung verlangt hatte. Stalden und Säge lagen dabei an der Huttwil–Wolhusen-Bahn, wurden aber von dieser nicht bedient.

Die Haltestelle Säge befand sich ursprünglich direkt auf dem Bahnübergang Luzernstrasse. Um die Schranken zu bedienen, hatte die Huttwil–Wolhusen-Bahn dort ein Wärterhäuschen gebaut. Es steht heute noch (Luzernstrasse 27). Für die wartenden Passagiere an der Haltestelle baute die Huttwil–Eriswil-Bahn an dieses ein einfaches Vordach an.⁴³ Es scheint zu Beginn kein Problem gewesen zu sein, dass der Zug die Strasse längere Zeit blockierte, wenn Passagiere ein- und aussteigen wollten. Und das waren nicht wenige: «Säge» wies nicht nur deutlich grössere Frequenzen auf als das bedeutend besser eingerichtete «Tschäppel». Mit rund gegen 30'000 ausgegebenen Billetten zwischen 1918 und 1926 trug diese Haltestelle fast gleich viel zum Personenverkehr der Huttwil–Eriswil-Bahn bei, wie der Bahnhof Huttwil (vgl. Grafik)⁴⁴, ja im Spitzenjahr 1922 erreichte sie mit 3796 Billeten sogar den gleichen Wert.

Ausgegebene Billette an den Stationen der Huttwil–Eriswil-Bahn 1918-1926.
Quelle: Jahresberichte HEB



Ansicht des Bahnhofs Eriswil mit Güterschuppen von der Bahnseite.
Staatsarchiv Bern, FI RM 267



Die Eisenbahn stand am Beginn der heutigen Massenmobilität, später wurde sie von den Strassen mit den Autos noch überflügelt. Warum der Bahnübergang Luzernstrasse auch mit der Haltestelle Säge funktionierte, wird klar, wenn man aus der Statistik von 1918 bis 1926 den durchschnittlichen Tageswert ausrechnet: Pro Tag entspricht das fünf Billetten. Zu Problemen führte an der Haltestelle denn auch nicht das Verkehrsaufkommen, sondern menschliche, wohl vor allem männliche Grundbedürfnisse: Die in der Säge auf den Zug Wartenden scheinen ihre vollen Blasen allzu oft am Wärterhäuschen entleert zu haben. Das liest man zwar nirgends schwarz auf weiss in den Quellen, eine im Jahr 1918 ergriffene Massnahme legt das aber nahe: Die Huttwil–Eriswil-Bahn musste ein Pissoir bauen. Und wieder war der Strassenverkehr keine Gefahr: Die Bedürfnisanstalt wurde nämlich auf der gegenüberliegenden Seite der Luzernstrasse gebaut.⁴⁵

*Sprüche zur Bahneröffnung
im Dorf Eriswil:*

Am Stalden (am obern Bogen).
I üsem Dorf geit's lustig,
Mir schüche kener Stütz.
Mir wäbe bravi Rustig
U lisme wullig Mütz.

Für üses Bähnli HEB
Isch hüt e schöne Tag
Vilicht dr schönste, mi wird's de
gseh,
Doch dass is kene chlag!

Beim Tanzsaal:
Vorfahre, über d' Weich!
Tät Sumiswald es Gleich
So hätte mir e Ring ...
Doch wott's ne nid i ... Chopf.

Beim Schulhaus:
Will's nid glängt het zume Ring
So läbi üse Stumpe!
Es grotet vilicht üsne Ching
Chly fräveliger z' pumpe.

6. Enttäuschte Hoffnungen – Die eigenständigen Betriebsjahre

Am 31. August 1915 war in Eriswil fast alles gut: Die Bahn konnte eingeweiht werden, man hatte wieder Anschluss an die Welt gefunden. Der Huttwiler Stationsvorstand Otto Gassler setzte das Motto von der Serviette des Huttwiler Stadthauswirtes denn auch in die erste Zeile des Gedichtes, das er am Eröffnungsbankett vortrug. Der Festzug mit den fast 150 geladenen Gästen wurde in Eriswil von der Musikgesellschaft und Mörserschüssen von den umliegenden Hügeln willkommen geheissen. Die Gäste zogen anschliessend durch das festlich geschmückte und mit Sprüchen dekorierte Dorf bis zum Gasthof Kloster und zurück in den Bären, wo im Saal ein Bankett auf sie wartete, zu dem sie vom Frauenchor unterhalten wurden. «Manchem mag der Abschied über den Stalden schwer gefallen sein», schloss der «Unter-Emmentaler» seine Berichterstattung. Wer zurückblickte, konnte dort am oberen Bogen nochmals die Sprüche lesen, die ihn beim Festzug durchs Dorf begrüsst hatten.

Fünf Zugpaare fuhren künftig pro Tag nach Eriswil, respektive zurück nach Huttwil, ab 1916 konnte auf 16 Fahrten ausgebaut werden. Die mittlere Fahrgeschwindigkeit betrug 25 km/h, die maximale 30 km/h, womit die Strecke in rund einer Viertelstunde zurückgelegt werden konnte. Zwei Dampfmotorwagen, ein Gepäck- und zwei Güterwagen nannte die Bahn ihr eigen. Die Lokomotiven waren bei der Schweizerischen Lokomotivfabrik in Winterthur (SLM) bestellt worden, die Wagen bei der Schweizerischen Industrie-Gesellschaft (SIG) in Neuhausen. Ein Stationsvorstand, ein Motorführer, ein Kondukteur, ein Weichenwärter, ein Bahnwärter und ein Ersatzwärter bildeten den Personalbestand.⁴⁶

Doch ganz alles war nicht gut mit der neuen Bahn: Während der Bauzeit war nämlich der Erste Weltkrieg ausgebrochen. Das wirkte sich auf das Unternehmen vor allem dadurch aus, dass Kohle kaum mehr oder nur sehr teuer erhältlich war. Der Tonnenpreis verdreifachte sich 1917 praktisch und erreichte 1918 den Höhepunkt des 7,5-fachen des Ausgangspreises von 1914. Der Bundesrat erliess am 8. September 1917 einen Beschluss zur Kohlenversorgung des Landes. Darin verpflichtete er die Huttwil–Eriswil-Bahn wie alle Bahnen, sich an der AG Kohlenzentrale Basel zu beteiligen. Trotzdem wurde nicht genug Kohle geliefert. Es

musste zu Ersatzbrennstoffen und «Streckmitteln» wie Holz, Torf und Braunkohle gegriffen, und die Zahl der Zugspaare musste wieder auf vier verringert werden.

Dazu kamen die Teuerung und die damit verbundene soziale Not durch die Belastung des Krieges, die schliesslich im Generalstreik vom 12. bis 14. November 1918 gipfelten. Für die Huttwil–Eriswil-Bahn hatten diese vor allem höhere Lohnkosten zu Folge, die mit den Gewerkschaften und Vertretern der Kantone ausgehandelt wurden.⁴⁷ Da die Einnahmen aus dem Personen- und Güterverkehr kriegsbedingt hinter den Erwartungen blieben, schob die Bahngesellschaft ab 1917 einen wachsenden Verlustvortrag vor sich her und musste zudem ein Konto für zu tilgende Verpflichtungen einrichten, weil es den Erneuerungsfonds nicht genügend speisen konnte. Als sich die finanzielle Lage ab 1923 etwas entspannte, trug vor allem die Ausmietung der Motorwagen an andere Bahngesellschaften zur Verbesserung bei. Bereits vor dem Bau hatte der Kanton der Huttwil-Eriswil-Bahn eine Fusion mit der Langenthal–Huttwil-Bahn empfohlen. Ab 1920 strebte diese sie nun selbst an, auf 1927 wurde sie schliesslich vollzogen.⁴⁸ Damit war der Fortbestand der Bahnlinie vorderhand gesichert. Wie die anderen Bahnlinien rund um Huttwil wurde sie 1946 elektrifiziert und als Vereinigte Huttwil-Bahnen in eine Betriebsgemeinschaft mit der Emmental–Burgdorf–Thun-Bahn integriert. Wegen einer anstehenden Gleiserneuerung und ungenügender Verkehrserträge wurde der Betrieb jedoch ab 1. Juni 1975 vorerst für einen zweijährigen Versuchsbetrieb und schliesslich am 27./28. Mai 1978 definitiv auf Bus umgestellt.⁴⁹ Damit war Eriswil auf Umwegen wieder dort, wo Handelsmann Jakob Gygli mit dem Orion-Versuchsbetrieb 1905 hinwollte: Beim Bus – allerdings mit inzwischen grösseren und technisch ausgereifteren Fahrzeugen und besseren Strassen. Den Eriswilern blieben damit auch Erlebnisse erspart, wie der spätere Bundesrat Philipp Etter von einer Fahrt von Zug nach Menzingen aus seiner Jugendzeit eines schildert: Der Orion-Bus war auf einer vereisten Fläche festgefahren. Die männlichen Fahrgäste entledigten sich ihrer Mäntel und Tschopen und legten sie vor die Räder. Das funktionierte, worauf die edlen Spender, so Philipp Etter, «dem siegreich davongleitenden Wagen nachspringen mussten. Wir hatten ihn wieder in Gang gebracht und fuhren, vor Kälte schlotternd, dem Heimatdorf entgegen.»⁵⁰

Anmerkungen

¹ Jürg Rettenmund: Wie Huttwil zu seiner Bahn kam. Jahrbuch des Oberaargaus 1990, S. 227 ff, hier S. 227. ² Ebda S. 230. ³ Alfred Schmid: Sieben Generationen Schmid Leinen. Burgdorf 1962, S. 51/52; Erich Gruner: Die Schweizerische Bundesversammlung 1848-1917, S. 224, Historisches Lexikon der Schweiz; Alfred Pernet: Langenthal-Huttwil-Bahn. Denkschrift über die Entstehung und den 50-jährigen Betrieb 1889-1939. Huttwil 1939, Anhang. ⁴ Gründungsgesellschaft der RSHB an den Verwaltungsrat der EB, 13.1.1903. StAB, FI RM 275. ⁵ Schweizerisches Bundesblatt 1891, Bd. 2, S. 164-179, Karte in Schweizerisches Wirtschaftsarchiv, Verkehr B47. ⁶ UE, 11.1.1891. ⁷ Ebda 1897, Bd. 4, S. 148-158. ⁸ Der Begriff stammt von Fritz Maibach: «Eisenbahnkrieg im Emmental», Alpenhorn, Sonntagsbeilage zum Emmentaler Blatt, 22.2., 1.3. und 15.3.1969. ⁹ UE, 19.2.1902. ¹⁰ Geschäftsbericht HEB 1916. ¹¹ beide Gutachten in StAB, FI RM 275. ¹² Tagblatt des Grossen Rates des Kantons Bern, 1905, S442/443. ¹³ Walter Senn, Andreas Zehnder: 50 Jahre Altersheim Eriswil 1931-1981. Separatdruck aus dem Unter-Emmentaler, Huttwil 1981. ¹⁴ Finanzierungsvorschlag mit Einlageblatt zur Aktienzeichnung, 18.7. und 27.12.1902, gedrucktes Verzeichnis der Aktionäre vom 16.4.1904, beides in StAB, FI RM 275. ¹⁵ Geschäftsbericht LHB 1887/88, S. 11. ¹⁶ UE, 25.10.1911. ¹⁷ UE, 4.9.1915; zum «neuen Huttwil» vgl. Jürg Rettenmund: Huttwiler Eisenbahnfieberträume. in: Ansichten von der rechten Ordnung. Bern 1991. – Jürg Rettenmund: Das Land am Napf um die Jahrhundertwende. Die Niklaus-Leuenberger-Denkmäler im Emmental und Oberaargau. Jahrbuch des Oberaargaus 1989. ¹⁸ Geschäftsbericht HEB 1916. ¹⁹ UE, 2.11.1904. ²⁰ Historisches Lexikon der Schweiz HLS, Stichwort Automobil. ²¹ HLS (wie Anm. 19), Stichwort Orion. ²² Gerhard Oswald: Es begann mit einer Pioniertat. 100 Jahre öffentlicher Agglomerationsverkehr im Kanton Zug. Zug 2004, S. 16-25 und 206. ²³ Oswald (wie Anm. 21). ²⁴ UE, 10.5.1905. ²⁵ Ebda. ²⁶ UE, 24.5.1905. ²⁷ Oswald (wie Anm. 21). ²⁸ Tagblatt des Grossen Rates des Kantons Bern 1913, S. 247-249. ²⁹ UE 8.3.1908. ³⁰ Tagblatt des Grossen Rates 1911, S. 332. ³¹ der letzte Hinweis stammt aus einem kurzen Bericht zum 25-jährigen Bestehen der HEB im UE vom 27.8.1940. ³² Konzessionsgesuch, allgemeiner und technischer Bericht vom 13.3.1911 (StAB, FI RM 276), Vortrag der Eisenbahndirektion vom 21.4.1913 (StAB, FI RM 255), denen diese Angaben entnommen sind, in StAB. ³³ Antrag in StAB, FI RM 276. ³⁴ Eriswil Dorfgeschichte. Eriswil 2003, S. 90-92. ³⁵ technischer Bericht, wie Anm. 31. ³⁶ Tagblatt des Grossen Rates 1911, S. 332. ³⁷ Stellungnahme vom 5.12.1910, StAB FI RM 276. ³⁸ Otto Schuppli: Die Vereinigten Huttwil-Bahnen. Luzern 1989, S. 20/21. ³⁹ Rafael Andreas Geiser: Die Bauten des Architekten und Lehrers am Burgdorfer Technikum Albert Emil Brändli (1876–1949). in: Burgdorfer Jahrbuch 2014, S. 71-87. ⁴⁰ «Heimatschutz – Patrimoine» 1905/06, Heft 6, S. 48. ⁴¹ «Heimatschutz – Patrimoine» 1910, Heft 1, S. 2-4. ⁴² Sämtliche Pläne in StAB FI RM 267, Dossier Eriswil. ⁴³ wie Anm. 41. ⁴⁴ Geschäftsberichte HEB 1918-1926. ⁴⁵ wie Anm. 41. ⁴⁶ Geschäftsberichte HEB 1915 und 1916, Vortrag der Eisenbahndirektion (wie Anm. 30). ⁴⁷ Geschäftsberichte HEB 1917, 1918. ⁴⁸ Geschäftsberichte HEB 1916-1926. ⁴⁹ Schuppli, VHB (wie Anm. 37), S. 70. ⁵⁰ Oswald (wie Anm. 21)

Eminio Armando Felice De Polo

Taucher beim Elektrizitätswerk Wynau

Walter E. De Polo

Als in den Jahren 1894 bis 1896 an der Aare das Elektrizitätswerk Wynau gebaut wurde, war dies das erste Flusskraftwerk in der Schweiz. Die in der gleichen Zeit entstandenen Krafterke Chèvres GE, Ruppoldingen AG und Thorenberg bei Littau LU waren Kanalkraftwerke. Die Baufirma Siemens & Halske sah sich deshalb in Wynau vor besonderen Aufgaben. Denn während Kanalkraftwerke gebaut werden konnten, bevor Wasser zugeleitet wurde, erforderte ein Flusskraftwerk Arbeiten im und unter dem Wasser. Berufstaucher gab es in der Schweiz Ende des 19. Jahrhunderts noch keine. Eine Tauchausrüstung war erst 1838 von August Siebe in Deutschland erfunden worden. Wurden in der Schweiz Taucher benötigt, wurden sie jeweils für drei bis vier Tage von Firmen aus Norddeutschland bestellt. Mit Reise, Unterkunft und Verpflegung für drei bis vier Mann sowie dem Transport der umfangreichen und teils schweren Ausrüstung war ein Tauchauftrag jedoch immer sehr teuer. Deshalb entschloss sich Siemens & Halske, für das Kraftwerk in Wynau einen eigenen Taucher ausbilden zu lassen und anzustellen.

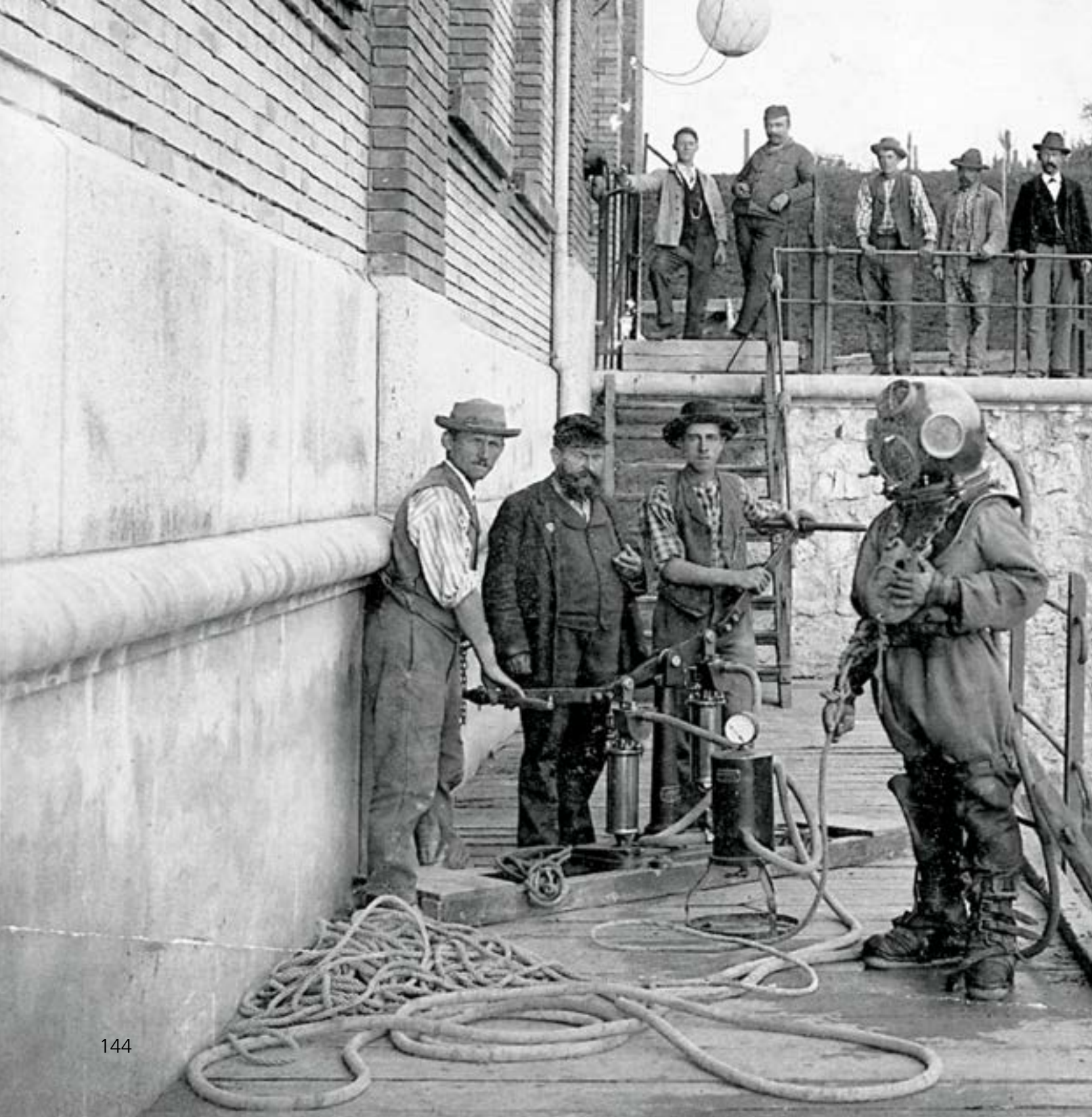
Die Wahl fiel auf Eminio Armando Felice De Polo. Er war 1876 in Tai di Cadore in den Dolomiten geboren und dort aufgewachsen. Wie viele Italiener war er auf Arbeitssuche in die sich rasch industrialisierende Schweiz gekommen, wo er bei Siemens & Halske eine Arbeit fand. Nun wurde er also nach Hamburg in die Taucherausbildung gesandt, zusammen mit seinem Bruder Arturo als Helfer. Dazu kaufte Siemens & Halske für ihn bei der Firma Ludwig Von Bremen in Kiel eine Tauchausrüstung. Eine Fotografie, die Carl Ruhé aus Langenthal 1899 beim Überwassereinfluss des Kraftwerks Wynau aufnahm, zeigt sie. Sie bestand aus einem Gummianzug mit Messinghelm und Schuhen mit schweren Bleiplatten. Anders als heutige Taucher arbeitete Eminio De Polo also nicht schwimmend, sondern stehend. Die Bleigewichte sollten ihn auch im fließenden Wasser auf dem Grund festhalten. Atemluft bekam der Taucher über

einen Schlauch und eine Pumpe, die am Ufer von zwei Helfern betätigt werden musste. Ein Ausgleichskessel mit Kontrollmanometer sorgte dafür, dass die Helfer den richtigen Luftdruck einhalten konnten. Es musste vom Leiter der Equipe kontrolliert werden. Demonstrativ schaut der Kraftwerksdirektor auf dem Bild von Ruhé deshalb in dieser Funktion auf seine Uhr. Um sich mit der Equipe an Land zu verständigen, hatte der Taucher kein Telefon, sondern bloss ein Seil, an dem beide Seiten ziehen und so abgemachte Zeichen austauschen konnten.

Tauchen, vor allem tauchend arbeiten, war mit dieser Ausrüstung sehr anstrengend. Die Ausrüstung wog rund 70 Kilo, wovon allein je 11 Kilo auf die Schuhe und 16 Kilo auf zusätzliche Gewichte entfielen. Die Beweglichkeit war eingeschränkt, vor allem, wenn das fliessende Wasser noch kalt war. Tauchen mit dieser Ausrüstung war deshalb auch sehr gefährlich. Es ist wie eine Ironie des Schicksals, dass Arturo De Polo, der bei den Tauchgängen stets an Land blieb, 1896 beim Baden ertrank, während Eminio sogar seinen Tauchanzug überlebte.

Das Elektrizitätswerk Wynau war 1896 fertig gebaut. 1903 wurde es von der regionalen Aktiengesellschaft EW Wynau AG übernommen, die von Gemeinden der Region gegründet wurde. An die Kraftwerk Wynau AG ging auch die Tauchausrüstung über. Mit der Zeit wurde jedoch der Gummi spröde, zudem wurde der Anzug von der technischen Entwicklung überholt. Es gab inzwischen bessere und sicherere Ausrüstungen und spezialisierte Taucherfirmen in der Schweiz, die das Kraftwerk Wynau für Kontrollen, Revisionen und Unterhaltsarbeiten verpflichten konnte. Deshalb kam der Tauchanzug nach dem Ersten Weltkrieg nicht mehr zum Einsatz. Eminio De Polo wurde bis zu seiner Pensionierung für den Leitungsbau angestellt. Er starb 1951.

Im Laufe der Zeit war in Fachkreisen in der Schweiz bekannt geworden, dass die Kraftwerke Wynau AG einen ausgebildeten Taucher hatten. Eminio De Polo kam deshalb zu Tauchereinsätzen in der ganzen Schweiz, auch beim Bau anderer Kraftwerke, zum Beispiel für ein nicht mehr näher bestimmbares am Doubs. Immer wieder kam es beim Wynauwerk vor, dass Leichen angeschwemmt wurden. Mit diesen hatte die Taucherequipe

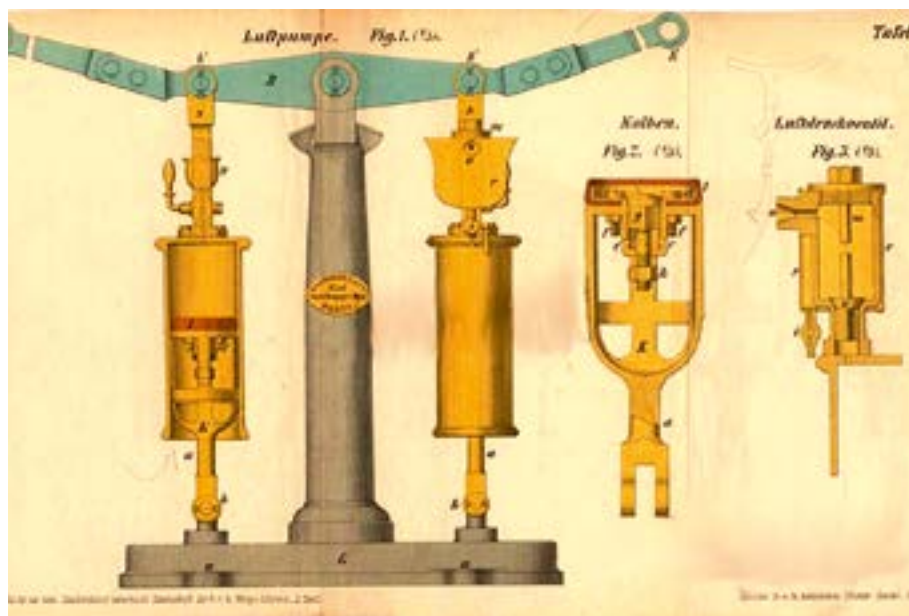




Die Taucherequipe mit Emino
de Polo in voller Montur 1899
beim Oberwassereinlauf des
Kraftwerks Wynau.
Foto: Carl Ruhé, Langenthal

jedoch in der Regel nichts zu tun, denn sie blieben an der Wasseroberfläche am Rechen hängen und konnten ohne Taucher geborgen werden. Um so mehr erzählten Eminio de Polo und seine Frau von anderen Bergungen aus Seen und Flüssen, für die er gerufen wurde. Mehrmals war er in Zürich im Einsatz, wo man mit der Zeit bei der Polizei seinen Namen kannte. Ein Einsatz ist ihm besonders in Erinnerung geblieben: Eine Frau hatte ihren Kinderwagen mit ihrem Kind vor einem Geschäft abgestellt, in dem sie einkaufen ging. Sie hatte ihn jedoch zu wenig gesichert, so dass er ins Rollen geriet und über die Ufermauer in die Limmat fiel. Es war Eminio de Polos traurige Aufgabe, den Wagen und das ertrunkene Kind aus den Fluten zu holen. Im Zürichsee waren es vor allem ertrunkene Badende, die seinen Einsatz nötig machten. Aus dem See oder dem Fluss holte er jedoch auch Diebesgut, zum Beispiel Waffen oder auch einmal einen Tresor. Für die Stadt Lugano half er beim Leitungsbau im See; es muss sich um Abwasserrohre gehandelt haben.

Eminio de Polo in seinem Taucheranzug auf einem Werkbild von Siemens & Halske. Rechts eine Darstellung der Luftpumpe. Fotos: Privatbesitz Verfasser



Verschiedene Ansichten des
Helms, die Bleischuhe und Hilfe
beim Tauchgang.



Aufzeichnungen aus dem Ersten Weltkrieg

Teil 2

Hans Bühler

Der Langenthaler Hans Bühler, geboren am 26. August 1896, hat die Zeit des Ersten Weltkrieges als junger Wehrmann miterlebt und seine Erlebnisse nicht nur unter Verwendung der Briefe an seine Angehörigen in einem Bericht festgehalten, sondern auch mit eigenen Zeichnungen illustriert. Sie lassen 100 Jahre später die damalige Zeit lebendig werden. Der Vater von Hans Bühler war Lehrer und über Jahrzehnte ein bekannter Jodelliederkomponist (u. a. «My schöni Schwyz»). Zum Teil in die Zeit von Hans Bühlers Aufzeichnungen fallen die Lehre als Bauzeichner im Langenthaler Baugeschäft Hector Egger und das Studium zum Hochbautechniker am Technikum Burgdorf. Nach Erfahrungsjahren in Thun und Burgdorf und auf der kantonalen Baudirektion eröffnete Hans Bühler 1924 in Langenthal ein eigenes Architekturbüro, das er, gesundheitlich angeschlagen, im Frühjahr 1953 seinem Sohn Hans, ebenfalls Bautechniker, übergab. Zu den bedeutenden Bauaufträgen von Hans Bühler zählen die landwirtschaftliche Schule «Waldhof» (1923), der Neubau «Bank in Langenthal» (1930), der Erweiterungsbau des Sekundarschulhauses (1932) und das Altersheim der Gemeinde Langenthal an der Untersteckholzstrasse (1953). Am 30. November 1953 starb Hans Bühler 57-jährig.

Im Jahrbuch des Oberaargaus 2014 ist Teil 1 seiner Aufzeichnungen abgedruckt.

Brief vom 21. September 1916, Interlaken

... Schon wieder Donnerstag. Die Zeit geht schon bald so schnell vorbei, wie am Tech. Gestern machten wieder einen zweieinhalb stündigen Marsch bei Regen bis zum Mittag. Heute Morgen war ich bei der Zeigermannschaft im Scheibenstand. Nachher wurden wir abgelöst und zum Schiessen kommandiert. Beim ersten Laden folgendes: 3, 1, 4, 4, 2, 3,



beim Zweiten so: 2, 3, 4, 4, 4, 4. liegend aufgelegt. Zum ersten Mal mit Ordonanzgewehr. Habe die Sache ganz kühl genommen. ... Wegen dem grossen Urlaub wissen wir noch nicht ganz sicher, sehr wahrscheinlich aber erst am 7. bis 9. Oktober ... Mit meinem Bein geht's etwas besser. Wir haben einen anderen Doktor: Herr Hauptmann Seiler von Interlaken. Der hat doch noch Zeit zum Untersuchen. Jetzt muss ich jeden Abend in's Krankenzimmer zum Massieren (fünf Minuten massakrieren.) ... Nächsten Sonntag weiss ich noch nicht, wohin ich gehe. Wenn's schön ist, mit dem Dampfschiff fort (oder dann auch auf die Wacht oder in die Küche go Holz spalten wie die vom letzten Sonntag). Da ist's denn gescheiter, man geht nach Hause. In der Küche war es wunderschön! Montag morgens um Viertel nach drei Uhr Tagwache (üser 3). Und dann arbeiten: Feuern, rüsten, schinten, rapsen, rühren, holzen, putzen, fegen, hacken, etc. den ganzen «lieb läng» Tag ohne eine kurze Pause bis abends um acht Uhr. Hoffentlich komme nicht mehr ins Kellerloch. Ich habe emel nachher gut schlafen können.

Unser Schulhaus ist mitten in einem grossen Kühmärit innen. Es brüllt und möget und glöggelet, dass man nicht einmal sein Mittagsschläfli machen kann. Ein Teil von üsnen hat Freude an söttigen «Kameraden». So, nun Schluss mit meinem vierseitigen Brief. ...

Am 25. September konnten wir für 9.50 Fr. von Interlaken nach Wengernalp–Jungfrauoch und zurück über Grindelwald. Im ganzen waren wir etwa 150 bis 200 Mann. Das Wetter war wunderbar; diesen Sonntag werde ich wohl nie vergessen! Tags darauf hatten um fünf Uhr Tagwache. Exerzieren bis mittags und nachmittags in drei Stunden einen 15,3 Kilometer-Marsch mit Gewehr und leerem Tornister.

Karte von Mitte Oktober:

... Bin emel noch läbig und singe oft das schöne Lied «Du allai bist Schuld dara....» Aber jetzt muss ich schnell noch s' Örgeli aufpacken, wir rücken nämlich seit heute mit bepacktem Tornister auf den Exerzierplatz. Beim Heimmarsch machen wir «afen» den halben Weg Laufschrift. Das ist lustig. Die Packung für den Anfang: 2 Hemden, 2 Paar Socken, 1 Waschtüchli, 2 Nastücher, 1 Paar Hosen, 1 Paar Marschschuhe.»



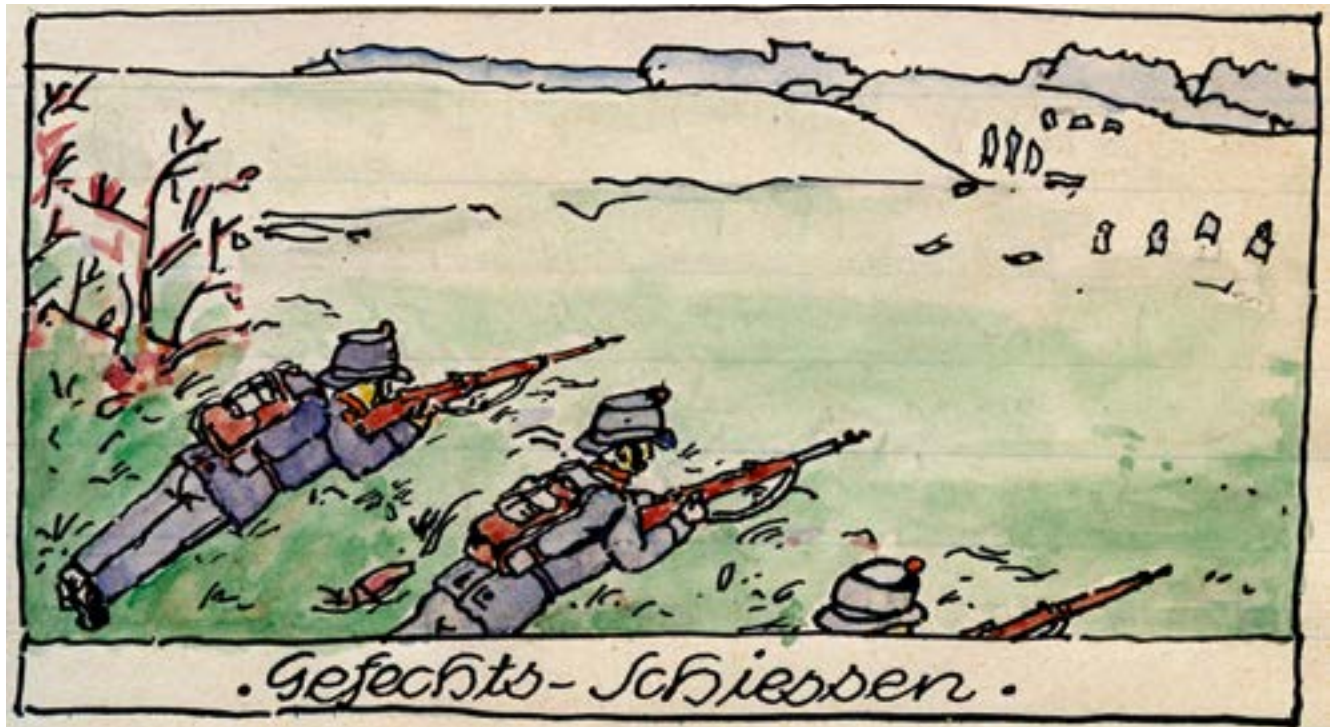
Während dem «grossen Urlaub» war ich zu Hause (vom 7. Oktober Samstag mittags bis 9. Oktober Montag mittags). War also von Samstag abends sechs Uhr bis Montag morgens um acht Uhr zu Hause.

Brief vom 19. Oktober 1916:

... Erstens will ich melden, dass ich nächsten Sonntag gerne in Interlaken bleiben werde und einmal so recht ausschlafe. Von unserem Marsch sind alle «umengekommen», aber etliche mit Blatern etc. Ich habe nicht viel gespürt während dem Marsch von sechs Uhr morgens bis halb elf Uhr bis Brienz, wo wir mit Gamellen abkochten und nachher dreiviertel Stunden freien Ausgang hatten. Kaufte mir ein «Schwarzes» und sandte Euch die Karte. Viertel ein Uhr marschierten wir von Brienz ab und gingen wieder den gleichen Weg zurück, weil es anfang zu schneien und noch jetzt schneit. Gefroren haben wir nid, heit numen nid Angst. Im ganzen sind es gegen 40 Kilometer. Beim Heimmarsch habe ich dann am linken kleinen Zehen eine «Blattere» erwütscht. Sie ist schon aufgegangen und macht jetzt nüt meh. Ein schöner Marsch war's gewesen und lustig dazu. ... von unserem Zug haben acht Mann das Schützenabzeichen «ausgeschossen». Ich bin der Zweite vom Zug. Wir haben am Montag unter sehr schlechten Bedingungen geschossen: da hat's ja auch fast geschneit bis auf Interlaken herunter. Emel de geregnet und geluftet. Dienstags war schönes Wetter. ... Die anderen Tage sind wir sehr viel gesprungen über's ganze Bödeli, nämlich «Gefechtsausbildung». Und gestern Gruppengefechtsschiessen auf Scheiben im Felde. Morgen auch. Nun noch eine Bitte: Macht mir ein weisses Säckli für's Brot dri z'tue. ... Ich mag es nicht so im Brotsack liegen lassen.

Bei dem Marsch nach Brienz hat uns ein Korporal gesagt, dass jeder das Rauchen lerne, auch wenn er's vorher nie getan habe, werde jeder zur Pfeife oder zum Stumpen greifen. Besonders, wenn man den ganzen Tag nichts zu Essen bekommt. Ich habe aber bis dahin nie das Bedürfnis gehabt. Zum Beispiel beim Brienziarmarsch kaute ich meine «Bundesziegel» so genannt vom Soldatenmund. Also die vom Bund gelieferten Einbach, die so hart sind wie ein Ziegel und im Munde längere Zeit zum Aufweichen nötig haben.

Auf dem Schiessplatz passierten auch allerlei Münsterli. Zum Beispiel musste man vor dem Schiessen Zielübungen machen, indem ein Gewehr



auf einem dreh- und verstellbaren Bock lag. Die Schussabgabe musste auch vorerst geübt werden ohne Patronen. Dazu gab es ein schönes Verslein, ungefähr so lautend: «Gewehr langsam hoch heben, rechter Arm schwingen, Achselhöhlung suchen, Gewehrkolben fest einsetzen, Kolbenhals fest umfassen, linkes Auge schliessen, schauen ob Visierplatte waagrecht, Druckpunkt fassen in einem Zug, Zeigfinger immer mehr krümmen, bis der Schuss losgeht - dem Schuss nachschauen, Abkommen melden: Ob rechts, links, oben oder unten, oder Schwanz [?] aufsitzend». Manchmal sagten wir zum «Gaudi»: «Gewehr langsam abkrümmen, und sich nicht bekümmern, dass ein Schutz loskratzt, in die Scheibe «Vaterland». Auch wurde zuerst blind geschossen. Bei solch einer Übung musste auch ein «Nicht ganz Heller» an den Zielbock. Der Herr «Lü-tenant» stuckete nun mit ihm über das Verslein, währenddessen schob er dem Füsilier unbemerkt eine blinde Patrone in den Lauf. Wie nun der Melker aus dem Emmental zu dem Satz kam: «... und sich nicht bekümmern, dass ein Schuss losgeht», und dabei abdrückte, erschreck er so

fest, dass er fast rücklings zu Boden fiel. Dabei stiess er die Worte hervor: «Das hesch d mer jetzt nid dumm greeset!» Der Leutnant frug ihn, seit wann sie auf Du und Du seien. Er antwortete nur noch «I verstah nüt!» und trottete davon.

Brief vom 23. Oktober 1916:

... Zuerst wird gefragt nach den «armen Füssen und Zehen». Die konnten gestern schön ausruhen und so gefährlich war's überhaupt nicht. Der Sonntag verlief auf folgende Art: Samstags um acht Uhr ins Bett. Sonntag morgen um sechs Uhr Tagwache, dann Cacao z'morgen und um acht Uhr wieder ins Bett bis um zwölf mittags. Unser Vier machten es so (vom Zimmer). Also 14 Stunden im Bett und geschlafen. Wenn ich das zu Hause machen wollte, so hätte ich dann noch etwa zwei Stunden gehabt zum «aufsein». Unser Drei gingen in eine Kaffeewirtschaft und bestellten uns ein richtiges Mittagessen mit Kaffee und Kuchen zum Dessert. Von dort wurde ein kleiner Spaziergang am Hange des Harderberges unternommen. Abends noch in die Molkerei; ein Liter Milch, Brot, Confitüre und Anken und um acht Uhr wieder ins Bett. S'«Chilet» dürfen wir jetzt emel anhaben, ohne dass man immer angebrüllt wird. Diese Woche wird auch vorbei gehen, obschon sie die «strengste» sein wird. Inspektion durch den Oberstdivisionär (Wildbolz) ob wir's Wert sind, in seine Truppen eingereiht zu werden. Heute und Morgen noch Gefechtsschiessen. Im Schnee. Nächsten Sonntag komme ich dann Feldgrau nach Hause. Nachher muss ich's «Göfferli» heimschicken und im Jura ist dann die ganze Haushaltig im Örgeli, das immer anhänglicher wird. (Haben jetzt noch Schanzwerkzeug gefasst.)

Brief vom 26. Oktober:

... Warum schreibt denn «Der» schon wieder, wenn «er» nächsten Sonntag heim kommen will? Ja ja. Heute Abend wurde uns eröffnet, dass nächsten Sonntag der Fahneneid stattfindet. – Mittags zwölf Uhr ist dann frei. Also komme ich leider am Samstag nicht nach Hause. Nun ist's halt e so und wir sind ja stramme Soldaten, dene macht alles nüt. Die Hauptsache ist, dass ich trotz allem angestregten Arbeiten gesund bleiben kann. Ich spüre doch, dass der letzte Samstag gut war für mich, wenn ich zwar gewusst hätte, dass ich von Interlaken aus nicht mehr Heim

gehen kann, wäre ich «schnurstracks» abgefahren. «Du allai bist Schuld dara ...» Achtung steht! fertig mit Jammern ...»

Heute Vormittag sind wir feldgrau eingekleidet worden. Es ging doch ziemlich schneller als die Einkleidung in Bern. Viel militärischer! Jetzt spielt unsere Musik jeden Abend den Zapfenstreich und zwei Mal in der Woche ein Paradekonzert. Es geht recht ordeli. Letzte Nacht bin ich fünf Stunden Wacht gestanden, von sechs bis acht Uhr und von vier bis sechs Uhr morgens, mit aufgepflanztem Bajonett bei Wind- und Regenwetter und im Wachtlokal war ich von zwei bis drei Uhr Wachtkommandant-Stellvertreter. Jetzt gehe ich aber sofort in mein warmes Bett (Sie haben schon die Zentralheizung in Funktion gesetzt.) ... «Verladen» werden wir sehr wahrscheinlich nächsten Mittwoch oder Donnerstag. Weiss es eben nicht. Grad jetzt habe ich für mir gsunge: «Muess gäng der Gring ufha und d' Ohre lampe lah!

Brief vom 30. Oktober 1916:

Meine Lieben. Dies wird mein letzter Brief von Interlaken aus sein. Wie Ihr dann sehen werdet, musste ich allerlei saubere Wäsche zurücksenden, Im «Örgeli» hatte nicht alles Platz. Am besten ist, wenn ich noch einen Postsack habe, da ich die schmutzige Wäsche in Zukunft immer sofort



abschicken werde. E chli arig ist's schon, nur noch von der «Hand ins Mul» zu leben mit der Wäsche. Werde dann von Münster aus so bald wie möglich die Adresse angeben. Heute hatten wir Inspektion durch den Oberstdivisionär. Da hiess es arbeiten. Unser Zug wurde sehr gut beurteilt, wie überhaupt die Rekrutenschule. Bei'r Gewehrinspektion hatten bis an drei alle tadellose Läufe. Der Hauptmann ist zufrieden mit uns und morgen Abend wird noch ein gemütlicher Kompanieabend abgehalten. Morgen Nachmittag werden die Matratzen geklopft und s' Zimmer geputzt, sowie die Kofferli gepackt. Da wird dann nicht mehr grosse Zeit sein, zu schreiben, besonders, da ich noch bei'r Fassmannschaft bin. Gestern (Sonntag) war um sechs Uhr Tagwacht, dann Inspektion auf dem Dreckplatz über Kleider und Geräte. Um elf Uhr marschierten wir auf die Höhenmatte mit Musik, um den Eid abzulegen. Es war sehr feierlich. Dann war ein grosses Defilee und um ein Uhr wurden wir entlassen. Wenn ich dann nur schnell z' Gartentöri i, nach Hause gekonnt hätte! So ging ich noch einisch go dampfschiffahren. Nach Brienz und mit der Bahn zurück.

So schloss die Rekrutenschule in Interlaken. Es wäre noch verschiedenes nachzutragen. Zum Beispiel die Lumpenstücklein, die am Abend vor Lichterlöschen verübt worden sind. Und dann die verschiedenen Charakter meiner Zimmergenossen, dem Chemiestudent, der zuletzt überall verhasst war und für mehr als fünfzig Franken Schulden hatte, die er nie bezahlte (bei mir auch noch für einen Franken). Dann ein Gondiswiler, schon etwa 28 Jahre alt, Kutschner von Beruf, in Deutschland geheiratet, seine Frau aber schon nach zwei Jahren verloren. Drittens ein 21jähriger Postangestellter, der mein bester Freund wurde anno dieser Zeit. Viertens ein Läheme, 32jährig aus den Schwarzenburgerbergen, der bei jeder grösseren Anstrengung zu gruchsen anfang, «i bi jetzt o u afe – alte!». Wenn er heim wollte, musste er noch etwa drei Stunden gehen von der letzten Station. So blieb ihm die Zeit von Samstag abends zehn Uhr bis Sonntag vormittags elf Uhr, zu Hause zu sein. Fünftens der «Müller», ein starker heissblütiger Gomser, aber sonst gutmütig. Links neben mir ein verheirateter typischer Emmenthaler aus dem Wasen – Holzschuhmacher – der immer, wenn ihm etwas gefiel «pic-fein» sagte. Rechts von mir ein armer Pferdeknecht, der immer etwas mit den Füssen hatte und später frei wurde. (Er hatte immer das Bett voll Tuback!) Dann ein 21jähriger



Maler, ferner ein 23jähriger Sattler, in Deutschland geboren und erst nach Kriegsausbruch zum ersten Mal in der Schweiz. Nachts knirschte er sehr viel mit den Zähnen im Schläfe und weckte mich gewöhnlich darob. Ein fast 30jähriger Hotelkellner, dessen Frau jeden schönen Nachmittag seinen Sprüngen etc. zuschaute. Als Letzter ein 20jähriger Melker (Steiner) von Aarwangen. (Jetzt im gleichen Zug mit mir im 39.)

Einige «Muster» die hauptsächlich unseren «Müller» angingen: Müllers Ausspruch bei jeder Anstrengung war: «I nid stärke Interlaken, ne nei!» Der Chemiestudent hatte unter seinem Pult immer ganze Fuder Brotreste zu liegen, die am Abend und hauptsächlich in der Nacht eine Maus anlockten. Als sie eines Abends wieder so knisterte, regte sich Müller überaus stark auf, nachdem er seine beiden Schuhe und andere Gegenstände in der Richtung des Geräusches geworfen hatte, natürlich nicht ohne viel Gerede. Plötzlich riss er sämtliche Brotreste auf den Boden, zog sich die Schuhe an (er war schon im Hemd), fing mit aller Wucht auf den harten Brotresten herumzustampfen, bis alles zu kleinen Brotkrumen war. Nun verschwanden sie unter der Bettdecke des Brotverschwenders, gewiss vier bis fünf Hand voll! Später kam dann der Herr Student, zog sich ab, legte sich in's Bett, flog aber sofort unter schallendem Gelächter aller Zimmergenossen in die Höhe, fragend, wer ihm das habe spielen können. Sofort brüllte Müller ihn an: «Das ist e Sauerei, wenn me Brot lot hert würde!». Es gab noch lange keine Ruhe, bis sich beide ihre Meinungen gesagt hatten.

Ein anderes Mal band er sich im Nachthemd einen roten Nasenlumpen um den Hals, Käppi auf und Sentüron um, Besen auf der Schulter. So ging er von Zimmer zu Zimmer und stellte, wo er konnte, einen Schläfer mitsamt dem Bett auf den Kopf. Zuletzt bildete sich ein ganzer Zug Schaulustiger hinter ihm. (Das Bett mit Inhalt im Vorplatz!)

Am 30. Oktober verliessen wir per Extrazug das schöne Berner-Oberland via Bern–Biel–Grenchen nach Münster, das uns als erste Station im Jura für zirka zehn Tage aufzunehmen hatte.

Aus einem Briefe vom 31. Oktober 1916:

... Ich weiss immer noch Verschiedenes zu berichten. Mitgenommen hatte ich 4 Paar Socken, 3 Hemden und 5 Nasenlumpen, 2 Paar Unterhosen. Mehr Platz ist halt keiner vorhanden und alles muss man im



Chuchischaft nachenkrätzen. Sogar eine Wolldecke hatten wir noch aufgebunden, die wir uns am Abend jeweilen nun um den «Buch» lieren. Letzte Nacht hatte ich noch sehr gut geschlafen; ich bin nur etwa drei Mal erwacht. Das will doch etwas heissen, weil's das erste Mal auf dem Stroh war. Aber s' Gleiche ist's nicht mehr wie in Interlaken. Wir sind unser 30 im Zimmer.»

Am letzten Abend in Interlaken hatten wir den Kompanie-Abend. Er verlief sehr gemütlich. Dabei wurden die Schiesspreise verteilt an die, die die besten Resultate hatten. Die drei Ersten bekamen Uhren (der Erste eine silberne) mit einer eingravierten Widmung. Und die nächsten Sechs bekamen je einen Helgen, wie der Meinige aussieht. Um zwölf Uhr war Schluss und um fünf Uhr morgens schon wieder Tagwache. Und dann Räumungsarbeiten bis gegen Mittag. So dass wir gestern Abend müde waren und nicht viel merkten, obs Stroh oder Lische sei.

Eine Soldatenstube haben sie hier, wo man billig und sauber etwas nachbessern kann, wenn das Essen nicht ganz recht ist. Zu klagen ist ja nicht. Heute hatten wir nun zum ersten Mal die Herren Aspiranten. Zwölf Stück pro Zug, nebst unseren Unteroffizieren und Zugführern. Wir sind nun, richtig gesagt, ihre Versuchskaninchen und sind schon heute «im Gebirg» herum gekrappelt. Hohe Tiere sind nun immer um uns, Obersten etc. Der General kommt dann auch noch! Am Nachmittag ist's dann dafür schöner. Da sind wir ohne das «Gschmöis», noch so, wie in Interlaken, anderthalb Stunden arbeiten und um halb vier Uhr wieder einrücken zum Reinigen. Um sechs Uhr frei bis halb zehn Uhr. Der Wind geht, und ich glaube, es kommt anderes Wetter. Da können wir de wieder eis putzen, wenn wir schon jetzt manchmal aussehen, wie die «Söi». Der Kalkdreck will auch fast nicht von den Kleidern und Schuhen. Sonst bin ich bis dahin gesund geblieben und hoffe so fort zu fahren, wenn nichts anderes kommt.

Fortsetzung in den nächsten Jahrbüchern.

Keramikfunde bei der Villa «Forsthaus» in Langenthal

André Masson

Betroffenheit

Viel Familiengeschichte ist mit der Villa an der Lotzwilstrasse verbunden! Meine Grosseltern Emil und Gertrud Zurlinden-Farner zogen 1927 mit ihren drei Kindern ein. Meine Mutter verbrachte hier ihre ganze Jugendzeit. Selber habe ich viele glückliche Kindertage im schönen Haus und Garten erlebt.

Die Villa wurde 1974 abgerissen, um Platz zu machen für ein Mehrfamilienhaus. Eine riesige Blutbuche wurde gefällt. 40 Jahre später erfolgt der Aushub für den zweiten Wohnblock – wiederum müssen Bäume weichen. Der ursprüngliche Park ist jetzt überbaut und ausgenützt, die Gelder sind investiert, die Entwicklung fordert eben ihre Opfer.

Traurig und die Seele voller Groll, pilgere ich im Frühjahr 2013 täglich zur Baugrube und sinniere über den Verlust aller Werte, und über die Unmöglichkeit eines ewigen Wachstums. Doch bald kommen Keramikfunde ans Tageslicht, welche über 100 Jahre lang unterirdisch geschlummert haben: Jetzt kann ich deutlich tiefer in die Erde und in die Vergangenheit graben, als nur bis zu den Grosseltern. Die Arbeit entschädigt mich reichlich für die Sehnsucht nach dem verschwundenen Haus meiner Grosseltern.

Handgemachte Tonröhren

Die Grosseltern waren immer stolz auf ihr «eigenes Wasser». Sie hatten eine private Wasserquelle und sahen das als besondere Spezialität an. Ich erinnere mich noch an die Spaziergänge zur «Brunnschtube» im Schorenwald, wo man das Wasser gurgeln hörte. Heute können wir uns nur noch schlecht vorstellen, was es früher bedeutet hat, wenn das Wasser zuverlässig bis zum Brunnen vor dem Haus geführt wurde.



Die Villa «Forsthaus» an der Lotzwilstrasse in Langenthal, Zustand von ca. 1970. Erbaut ab 1841 als «Villa Flora», umgebaut und mit neuem Dachstock versehen 1915. Südseite mit Veranda, Zierbrunnen 1915 und Terrasse, Nordseite mit Hauseingang (seit 1915 an dieser Stelle). Das Haus ist Zentrum eines grosszügigen Parkes.



Das Trinkwasser wurde in einer Leitung aus zusammengesteckten Tonröhren vom Hochrain hinter dem Dennli über ca. 1.5 km bis zum Forsthaus geführt. Die Tonröhren lagen im Boden des «Moosgrabens», der früher offen längs der Thunstettenstrasse bis zum Forsthaus führte, von dort weiter bis zur Mündung in die Langete, oberhalb des «Löwen».

Plötzlich lagen drei dieser alten Tonröhren direkt vor mir! Der aufmerksame Baggerführer der Firma Witschi hat das Besondere erkannt und hat die zerbrechlichen Tonröhren mit seiner enormen Maschine sorgfältig geborgen und fast unbeschädigt zur Seite gelegt. Herzlichen Dank! Diese Tonröhren wirken unregelmässig und sind offensichtlich von Hand hergestellt. Sie sind innen glasiert und waren beim ersten Fund kompakt mit Erde verfüllt. Bei einem späteren Fund waren die Röhren nur noch zur Hälfte mit Erde gefüllt, so dass die Orientierung unten / oben sofort klar war. Die jüngeren, später gefundenen Tonröhren aus der Maschinenpresse dagegen waren innen vollkommen leer und fast sauber.

Die Kantonsarchäologie hat auf eine Grabung verzichtet, sie hatte keine Mittel dazu. Zum Glück für mich – damit war der Weg frei, zu retten was noch zu retten ist. Wie sich gezeigt hat, waren 1989 beim Landesmuseum erst drei Fundstellen im Kanton Bern mit zusammen fünf derartigen



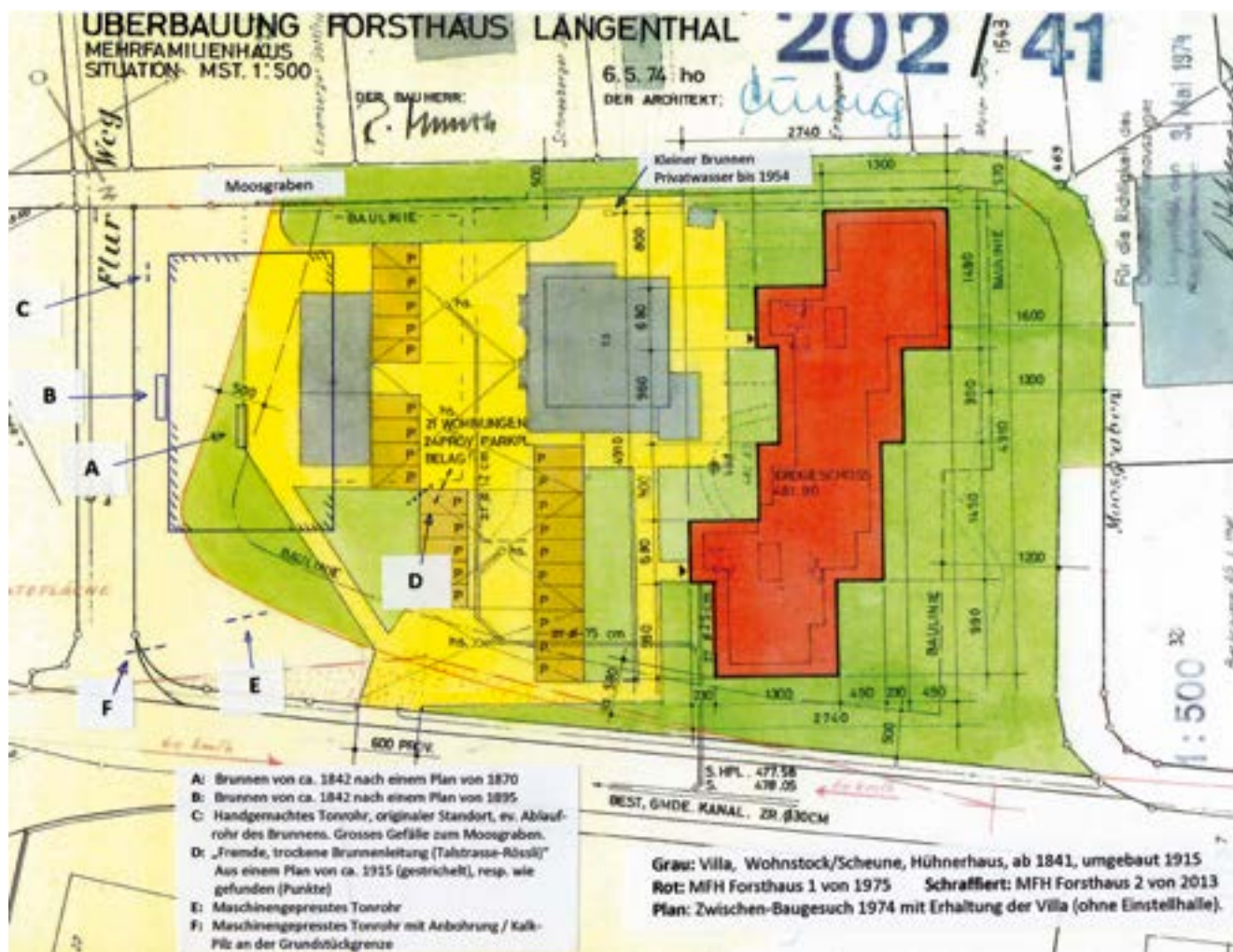
Handgemachte Tonröhren dienten seit römischen Zeiten bis in die Neuzeit als Wasserleitung. Innen sind sie glasiert. Holzkohlezeichen markieren «oben», wo die Röhren halb mit Erde verfüllt waren. Die längeren Röhren im Bild oben waren kompakt mit Erde verfüllt, d.h. die Leitung muss schon lange Zeit kaputt im Boden gelegen haben.

Röhren bekannt: Aarwangen, Bärswil, Bern (Könizwald). Gesamtschweizerisch waren damals 19 Fundstellen solcher Tonröhren verzeichnet.¹

Die «Villa Flora», wie sie zu Beginn noch hiess, wurde durch Emma und Jakob Seiler-Diruf ab 1841 erbaut (Kauf des Grundstückes).² Aus einem Kaufbrief von 1895 geht hervor, dass 1842, 1844, 1851 ein Quellenrecht im Hochrain Schoren und ein Brunnenleitungsrecht im Moosgraben festgeschrieben wurde. Das Wasser speiste den grossen Brunnen nördlich der Scheune, später auch den kleinen Brunnen zwischen der Küche und dem Moosgraben. Die Tonröhren sind rissig, spröde und bei Bewegungen des Bodens wenig dicht, so dass man sie nicht bis in das Haus führen konnte.

Ein einziges, kurzes Stück der alten, handgemachten Tonröhren wurde noch in der originalen Lage gefunden, direkt bei der neuen Autoausfahrt in den Flurweg. Dieses Rohr hatte eine ungewöhnlich starke Neigung von ca. 15° gegen den Moosgraben hin. Es wäre denkbar und von der Lage her möglich, dass das Rohr als Abfluss des Brunnens in den damals offenen Moosgraben diente. Allerdings war das Rohr am unteren, Brunnen-fernen Ende abgebrochen, und auch die umliegende Erde war dort bereits gestört, so dass die grosse Neigung ev. durch spätere Bodenarbeiten verursacht worden ist. Immerhin lag das Rohr noch intakt auf seiner Zement- oder Mörtel-Unterlage.

Bei der neuen Autoausfahrt und somit nahe beim Moosgraben wurden am meisten Funde gemacht (alte Backsteine ohne Löcher, diverse Ziegel, Schiefer, Ofenkacheln, etc.). Der Moosgraben führte bis zum Abbruch der alten Villa offen um das Forsthaus-Grundstück herum und stellte für Kinder einen wunderbaren Spielplatz dar – man konnte sich sogar verstecken unter einer kleinen Brücke, die zum Velohändler Leuenberger hinüber führte. Beim Neubau des Mehrfamilienhaus ab 1974 wurde der Moosgraben in eine grosse Röhre verlegt. Es ist möglich, dass schon in früheren Zeiten (Umbau der Villa 1915) alter Bauschutt in den Moosgraben gelangte. Das könnte dann beim Verlegen der Moosgraben-Röhre 1974 wieder ans Tageslicht gekommen sein... um ev. zum Verfüllen der grossen, alten Kompostgruben zu dienen, die genau in jener Ecke standen? Das ist alles bloss eine Vermutung, aber jedenfalls scheinen Schiefer, Falzziegel und Ofenkacheln älter zu sein, als der Epoche Zurlinden entspricht. Sie wurden weit weg vom Ort der ehemaligen Villa gefunden.



Plan mit den Bauten aller Epochen: Bei der Baueingabe 1974 verhinderte der Bundesbeschluss über Massnahmen gegen Missbräuche im Mietwesen (1972/73) vorübergehend den Abbruch der Villa. Ein unterirdisches Parkhaus war deshalb nicht möglich, die Autos sollten oberirdisch bleiben. Kurz nach der Baueingabe wurden die Bundesmassnahmen wieder gelockert, der Abbruch wurde bewilligt. Es blieb dieser seltsame Plan vom 6.5.1974 (Architekt: F. Hüniq). Norden ist links unten.

Die gerundete Grundstücksgrenze im Norden stammt von der aufwändigen Ortsplanung, die bei der Abstimmung vom 8. Juni 1975 Schiffbruch erlitten hat. Es wurde Platz für einen Umfahrungsring reserviert, mit Landabtausch gegen die entsprechende Fläche beim Moosgraben. Ein grosses Modell zur damaligen Vorstellung der Ortskern-Entwicklung steht noch im Museum Langenthal.



«Rössli» (Ecke, Talstrasse/Schorenstrasse) aus Alt Langenthal, 1932

Jüngere Tonröhren – die «Rössli-Leitung»

Die «Rössli-Leitung» war mir aus einem alten Röhren-Plan bereits bekannt, bevor ich sie gefunden habe. Oft stand ich am Rand der Baugrube: Hier ungefähr müsste sie angeschnitten sein... aber alles Suchen nützte nichts, die Leitung versteckte sich erfolgreich während vieler Wochen. Auf dem undatierten Plan aus Familienbesitz sind Wasser- und Kanalisationsleitungen eingetragen. Der Hauseingang ist bereits an der NE-Fassade eingezeichnet, während bis 1914 noch eine Umbauskizze mit dem alten Eingang vorliegt; deshalb ist dieser Röhrenplan eher auf den Umbau 1915 zu datieren, und nicht auf den 1912 bewilligten Anschluss an die Kanalisation. Von Hand ist die querende Leitung mit roter Tinte bezeichnet: «Fremde trockene Brunnenleitung (Talstrasse-Rössli)». Wie sich erwies, stimmte die im Plan eingetragene Stelle zwar gut, aber die Richtung der Leitung war ziemlich falsch geraten – deshalb habe ich mehrere Meter neben dem richtigen Ort gesucht.

Das «Rössli» war eine Wirtschaft gegenüber der Katholischen Kirche, nördlich anschliessend an das heutige Schulhaus Kreuzfeld V. Die Liegenschaft wurde zur Verbreiterung der Strasse 1928 von der Gemeinde gekauft und abgerissen. Es befand sich früher eine Brauerei³ in diesem Gebäude – das Wasser hätte dort eine grosse Bedeutung gehabt! Um ca. 1915 war die Wasserleitung vom Forsthaus her zum Rössli bereits ausser Betrieb und «trocken», aber man kannte immerhin noch den Ort, wohin sie das Wasser geführt hat.

Die Leitung besteht aus maschinell gepressten Tonröhren, innen mit Glasur. Auf der ganzen Baustelle wurde diese Leitung an drei unterschiedlichen Stellen angetroffen – überall war sie innen leer und beinahe sauber. Einige der Tonröhren tragen den langen Stempel: JH MEJER JN SCHOREN BEJ LANGENTHAL. Auf ca. zwei Metern dieser Leitung wurden drei Reparatur- oder Servicestellen gefunden! Es muss sehr aufwendig gewesen sein, eine Wasserleitung über Jahrzehnte in Betrieb zu halten. Das wurde handfest erlebt: Das Ausgraben aus dem dichten, starkem Wurzelwerk war alles andere als angenehm! Die Leitung ging direkt unter der gefällten Baumgruppe durch, die bis 2013 bei der heutigen SW-Ecke des neuen Hauses stand. Hier durch eine Wasserleitung bauen aus Tonröhren? Ganz unmöglich! Die Baumgruppe muss jünger sein als die Leitung.

Die eine der drei Reparaturstellen besteht aus einem eigens gemauerten Gehäuse: unten und seitlich wurde das Rohr umschlossen mit verbogenen, zu hoch gebrannten Dachziegeln. Die Hohlräume sind mit Steinen und Zement verfüllt. Ein längliches Loch von ca. 10 mal 3.5 cm wurde oben in die Tonröhre gestochen, gekratzt, gesägt – das Rohr ist dabei ganz geblieben und nicht zerbrochen! Am Schluss wurde oben alles mit Zement verfüllt, die mühsam und im Boden erstellte (Reinigungs-?)Öffnung liess sich somit nicht mehr ein zweites Mal verwenden. Gleich anschliessend und im Boden verblieben zeigte sich im Spiegel bereits die nächste Reinigungsöffnung.

Abgesehen von den eigentlichen Reparaturstellen sind zwei «Sollbruchstellen» erkannt worden, direkt an den Verbindungs-Muffen zwischen zwei Röhren. Die eine Stelle ist denn auch gerissen, als der Aushubbagger einen Meter daneben das Rohr zerbrochen hat. Die zweite Sollbruchstelle ist intakt geblieben. Offenbar war der Gedanke dahinter: wenn schon irgendwo die Leitung reisst, dann lieber schön, d.h. leichter reparierbar!

An der Grundstücksgrenze (Austritt der Leitung in die Lotzwilstrasse) hat jemand die Tonröhre oben fein angebohrt mit einem Loch von 5 mm Durchmesser. Es ist Wasser ausgetreten, und es bildete sich ein ganzer Kalkpilz oben auf der Leitung. Zum Glück wurde er beim Ausgraben rechtzeitig gesehen, so dass eine sorgfältige Bergung möglich war. Was war wohl Sinn und Zweck dieser Bohrung?

Zum Stempel der Röhren: Niemand weiss etwas davon, dass in Schoren je Tonröhren gebrannt worden sind. Ist es ein Hafner, der auf eigenen Namen in einer Ziegelei Tonröhren gebrannt und vertrieben hat? Auch in Roggwil⁴ habe ich auf einer Mulde mit Bauschutt eine Röhre etwas kleineren Durchmessers mit diesem Stempel gefunden – und in St. Urban ist bei Grabarbeiten ebenfalls eine derartige Röhre aufgetaucht.⁴

Im Grundbuch finden sich Angaben, die sich ev. auf die Rössli-Leitung beziehen. Ab 1874 wurde das Privatwasser der damaligen «Villa Flora» gemeinsam benützt durch Herrn Bützberger und den Fabrikanten Joh. Friedrich Müller-Blaser. Benötigte die gemeinsame Nutzung eine neue Wasserleitung? Zu Wohnort oder Berufsbranche von Müller-Blaser wurde bis heute nichts gefunden. Im Grundbuch Langenthal Bd. 36, p.490/491 wird im Kaufvertrag 1895 festgehalten, dass ein Vertrag vom 28. Aug.

Links eine grob gefertigte Reparatur zwischen Tonröhren mit je anderer Innenglasur. Beide Stirnflächen sind sauber angeschnitten und stecken in einem doppelt-konischen Überwurf-Rohr. Mitte: Rest des Original-Rohres, in die normale Muffe eingesteckt. Rechts eine sehr sorgfältig gestaltete Reinigungsöffnung: Mit einem Ziegel-Haus wird die Röhre ummauert, bevor sie geöffnet wird. Rechts anschliessend, im Boden verblieben, gleich nochmals eine Reinigungsöffnung (Idee der Reinigung als Interpretation).



«JN SCHOREN BEJ LANGENTHAL» ist keine Fabrik oder kein Brennofen bekannt, wo JH. (Johann?) MEJER seine Röhren herstellen konnte.



Die geborgene Reinigungsöffnung, auf den Kopf gedreht. Die Röhre ist durch die künstliche Öffnung nicht beschädigt worden. Selbst wenn es einen Riss gegeben hätte – die Ummauerung ist derart sorgfältig ausgeführt, dass die Dichtigkeit wohl trotzdem gegeben wäre.



Bei der Rössli-Leitung gab es vorgefertigte Sollbruchstellen: Vor dem Eintritt in die Muffe ist das Rohr ringsherum 2 mm tief eingefeilt oder angesägt worden. Beachte die nicht ganz geschlossene Einkerbung vorne, und die Farbänderung links bei der eingesägten Kerbe. Ganz oben klebt Zement von der Abdichtung in der Muffe. Die Muffe hat einen leicht grösseren Innendurchmesser, so dass ein leichter Knick in der Linienführung möglich ist.



1874 zwischen den beiden Besitzern der Quelle, Herrn Bützberger und Joh. Friedrich Müller-Blaser im Grundbuch nicht eingetragen sei. Am 15. Februar 1893 hat J.F. Müller-Blaser von der Burgergemeinde Schoren ein Nachgrabungsrecht im Quellengebiet des gemeinschaftlichen Brunnens gekauft, die Erbschaft Bützberger beteiligt sich zur Hälfte an den Kosten. Mit Brief vom 22. April 1895 verlangt Herr J.F. Müller-Blaser die Respektierung der Übereinkunft vom 26. Februar 1893 – etwas mit dem Wasser scheint nicht mehr richtig zu klappen.

Ob J.F. Müller-Blaser sein Wasser wirklich durch die Rössli-Leitung bezogen hat, bleibt offen. Die gefundenen Tonröhren sind mit der Rössli-Leitung identisch, denn die Lage stimmt mit dem alten Plan von ca. 1915 überein, und die drei Fundstellen «zielen» wirklich zum ehemaligen Rössli. Hätte der Fabrikant Müller-Blaser sein Wasser allerdings oberhalb des Forsthauses bezogen, so wäre er an der Rössli-Leitung nicht beteiligt gewesen.

Ziegel

Mehrere Bruchstücke von Dachziegeln sind zum Vorschein gekommen, Biberschwanz- und Falzziegel. Letztere hatten über dem roten Ton eine dunkle Schicht von 1 bis 3 mm aufgebracht, darauf die dünne, matt glänzende schwarze Engobe. Ein kleines Stück eines Falzziegels wies als Stempel verheissungsvoll einen Rahmen um die unlesbare Schrift auf: Hurra, womöglich liesse sich der Ziegel-Hersteller oder das ungefähre Datum ableiten aus diesem Rahmen? Leider nein – im Ziegelei-Museum in Cham war dieser Stempel nicht bekannt.

Der Zufall kam zu Hilfe – kräftig und zur rechten Zeit! Direkt unter dem Fenster meines Zimmers lagen Ziegel mit diesem Stempel (Magazin Geiser, Wiesenstrasse 17). Das Dach wurde im Dez. 2014 neu eingedeckt: Die Denkmalpflegerin erschien am Platz, der Dachdecker holte zwei Probiegel herunter – und es gab ganz grosse Augen: Exakt dasselbe Rähmchen wie beim Forsthaus-Bruchstück! Als Inschrift prangte im Stempel: HECTOR EGGER ZIEGELFABRIK NEBIKON. Die Baupläne zum Magazin Geiser wurden zusammen mit dem Wohnhaus um ca. 1890 gezeichnet durch Hector Egger (Vater; Staatsarchiv Bern).

Unter dem Kalkpilz ist die Tonröhre am obersten Punkt durchgehend angebohrt worden, genau an der Grundstücksgrenze. Jahrelang wird Wasser ausgetreten sein und hat zum Kalkpilz geführt. Ev. hat der Pilz zwei Wachstumsphasen erlebt.





Das Geiser-Magazin an der Wiesenstrasse 17 wurde im Dezember 2014 neu eingedeckt. Es lagen immer noch die über 100-jährigen Original-Ziegel auf dem Dach! Die Schrift im Ziegelstempel ist gleich umrahmt wie beim kleinen Bruchstück vom Forsthaus (vgl. Seite rechts).

Welch Überraschung! Hector Egger, Vater und Sohn, sind in Langenthal bestens dokumentiert, aber ihre Ziegelfabrik in Nebikon war bisher nicht bekannt. War es ein anderer Hector Egger? Erich Leuenberger, der Gemeindeammann von Nebikon, wurde in der Chronik «1100 Jahre Nebikon» rasch fündig.⁵ Es ist Eugen Hector Egger (Vater) aus Langenthal! Bevor er in das elterliche Geschäft eintrat, gründete er in Nebikon eine Ziegelei, unter Ausnützung der Wasserkraft. Die erste erhaltene Konzession des Kantons Luzern konnte er nicht erfüllen, weil er 1874/75 mit Baumeisterarbeiten am Tunnel Altbüron-Ebersecken der Centralbahn beschäftigt war. Die zweite Konzession gelang, die Fabrik wurde nach 1876 erbaut. 1878 hatten schon 45 Arbeiter ihr Auskommen in der Ziegelei. Der Lehm wurde ab 1880 mit einer Seilbahn herangeführt. 1891 stirbt Hector Egger, erst 49-jährig, bei einem Unfall in der ebenfalls von ihm gegründeten Ziegelfabrik Gettnau. Um 1895 nennt sich die Ziegelfabrik in Nebikon neu: «AG Mechanische Ziegel- und Backsteinfabrik Nebikon-Gettnau, vormals Egger & Cie». 1918 wird der Betrieb in Nebikon definitiv eingestellt.

Die Ziegel mit dem typischen Rahmen um die Schrift wurden also zwischen 1877 und 1895 produziert. Beim Verkauf 1895 der Villa Flora an Herrn Oppliger ist das Haus bereits mit Ziegeln gedeckt, das Schieferdach muss vorher verschwunden sein.

Kachelofen

Einzelne Stücke eines Kachelofens sind in der Baugrube gefunden worden. Die Keramikmeisterin Maja Fluri (Ausstellung Jegenstorf, 2013) erkannte die Glasur sofort: dieser Typ sei von Oesterreich her gekommen und habe sich weiter nach Westen bis nach Langnau ausgebreitet. Es sei dieselbe Glasur wie im Appenzellerhaus in Ballenberg – was sich exakt als zutreffend erwies!

Keines der Fundstücke zeigt Spuren von Zement oder Mörtel, besonders auch das lange Zierband nicht, das im Ofen stets direkt verfugt wird. Deshalb dürften alle gefundenen Bruchstücke vom Bau des Ofens stammen, und nicht von dessen Abbruch. Die innenarchitektonischen Pläne des Hector Egger vom Mai 1911 zeigen den neuen weissen, gekachelten



Beim zweiten Fund (Zugangs-Rampe zum Neubau) gab es einige Nebenfunde: zwei silbrig gewordene Glasscherben, Schieferstücke vom ursprünglichen Dach ca. 1842, sowie ein kleiner, gestempelter Splitter eines Ziegels. Mit Glück konnte der Ziegel als Hector-Egger-Ziegel identifiziert werden. Kleine Schiefer-Splitter sind 2013 überall auf der ganzen Baustelle gefunden worden.

Ofen im Salon, und vom Juni 1915 den Ofen im Esszimmer, ebenfalls im Grundton weiss (der Stübli-Ofen, neu gebaut 1942, war auch weiss). Es muss sich um einen älteren Ofen handeln, z.B. den Vorgänger eines Ofens im EG, oder einen aus dem Obergeschoss, der 1927 beim Einbau der Zentralheizung entfernt worden ist. Zu unseren Kinderzeiten ab ca. 1950 war kein solcher Kachelofen mehr anzutreffen.

Der Kachelofen im Appenzeller Haus in Ballenberg hat dieselbe Glasur wie ein Ofen im ehem. Forsthaus. Der Appenzeller Ofen ist datiert auf 1883. Drei der Fundstücke vom Forsthaus stehen auf dem Ofen. Stücke mit derselben Glasur sind 2010 auch bei der wissenschaftlichen Ausgrabung der Hafnerei Staub an der St. Urbanstrasse 40-44 gefunden worden.⁶



Eckdaten aus der Geschichte der Villa Flora (später Forsthaus)

1841: Grundstück gekauft durch Emma und Jakob Seiler-Diruf. Eine «mit Schiefer gedeckte Villa» wurde erbaut (vor 1843). Haupteingang: von der Lotzwilstrasse her, an der NW-Fassade.

1842/44/51: Quellenrecht Hochrain Schoren; Brunnenleitungsrecht im Moosgraben und Dennlimatte.

1851: Franz Anton Bucher aus Arbon kauft das Haus.

1855: Johann Bützberger (1820-1886), Nationalrat, Oberauditor, kauft das Haus. Vor 1900 neue Überdachung des Hauseinganges NW auf der ganzen Hausbreite; Anbau einer Eck-Veranda vor 1895.

1874: 28. Aug.: Vertrag zwischen J. Bützberger und Joh. Friedrich Müller-Blaser, Fabrikant in Langenthal, bezüglich der gemeinsamen Brunnenquelle.

1893: 15. Feb.: J.F. Müller-Blaser hat von der Burgergemeinde Schoren ein Nachgrabungsrecht im Quellengebiet Wispergwald des gemeinschaftlichen Brunnens gekauft. 5. Juni: Johan Strasner(?), Weichenwärter in Langenthal, stellt ein Revers zu Gunsten der Brunnenleitung aus.

1895: am 22. April verlangt J.F. Müller Respektierung der Übereinkunft vom 26. Februar 1893. Etwas scheint mit dem gemeinsamen Wasser nicht mehr zu klappen.

1895: 22.8.: Die Erben von Johann Bützberger verkaufen die Liegenschaft Herrn Johann Ulrich Oppliger allié Furrer. Villa, Scheune und Geflügelhaus sind bereits mit Ziegeln gedeckt. Im Kaufvertrag wird nur noch der kleine Brunnen erwähnt. Einen Tag vor diesem Grundbucheintrag ist eingeschrieben worden, dass Herr Johann Ulrich Oppliger-Geiser die ganze Chicorée-Fabrik den Herren Fritz Thomi und Karl Meister verkauft hat (gefertigt in Langenthal am 28. Juni 1895, eingeschrieben am 21. August 1895). Wie sind die Namen Furrer und Geiser zu verstehen – bloss einen Tag auseinander?

1911: Egger und Rebsamen zeichnen im Februar (vor dem Kauf) Pläne für Herrn von Erlach, Oberförster: «Umbau des Stalles bei der Villa Flora». Oben Zimmer, unten Pferdestall, Sattelkammer, Waschküche, Zimmer. Ende März: Pläne signiert mit Hektor Egger, Architekt (nicht Hector, wie sonst immer).

1911: 13. März: Kauf der Liegenschaft durch Fritz von Erlach. Ab jetzt Name «Forsthaus». Wahrscheinlich Biberschwanz-Ziegel (Bilder p. 49, Ref. 1). 23.5.: Hector Egger, Architekt, zeichnet erste Innenausbau-Pläne: Ofenecke im Salon.²

1912: 22.7.: Bewilligung zum Anschluss an die Gemeindekanalisation.

1914: Feb./März: Skizzen Hector Egger für den Umbau (eine Version, die nicht realisiert wurde). Im Februar immer noch eine Version mit dem Haupteingang von NW wie bisher, aber auch schon gedreht mit neuem Eingang von NE her (so ausgeführt).

1915: April: Pläne Hector Egger für Umbau: Küche auf vollen Grundriss ausgeweitet, Aufstockung und neues Dach, neuer Hauseingang, neue Veranda. Die Raumaufteilung im 1.OG (Anordnung Badezimmer, Ankleide, Schlafzimmer) muss später nochmals umgeändert worden sein, auch die geschwungene Treppe vom EG in das 1.OG (ev. nach 1927?). Sept./Oktober: Innenarchitektur-Pläne Hector Egger. Alle Pläne im Staatsarchiv. Die Fassadenpläne zeigen beim neuen Dach eher Biberschwanz-Ziegel (Hand-Skizzen).

1915 ca.: Auf einem undatierten Plan mit (neuen?) Wasser- und Kanalisationsleitungen ist ein kurzes, querendes Stück Leitung eingezeichnet, ev. beim Graben aufgefunden: «Fremde, trockene Brunnenleitung (Talstrasse-Rössli)». Der grosse Brunnen beim Stall ist im Leitungsplan nicht mehr verzeichnet, wie schon im Kaufvertrag 1895 nicht mehr erwähnt.

1927: 29.6.: Emil Zurlinden-Farner kauft die Liegenschaft, mit Quellenrecht, Brunnenleitungsrecht, Gehrecht (z.L. Gottfried Leuenberger). Im Kaufvertrag gilt das «Arbeiterwohnungserstellungsverbot» aus dem Jahr 1900 auch für das Villen-Grundstück selber (ab 1900 nur für die damals verkauften Matten an der Bleichi- und Mittelstrasse). Einbau einer Zentralheizung.

1941ff: Anbauschlacht Wahlen, beim Forsthaus mündlich überliefert. Eine Foto ist erhalten, welche angepflanzten Mais zeigt.

1954: Das Privatwasser beim kleinen Brunnen neben der Küche wird abgetrennt. Der Brunnen wird an das öffentliche Wassernetz angeschlossen (er steht heute neben dem Neubau). Die Villa selber dürfte schon früher öffentliches Wasser bezogen haben, ev. seit 1915(?).

1970 ca.: Die Musikschule Oberaargau kommt vorübergehend in das Forsthaus. Das «Hühnerhaus» (resp. der «Chüngelistall», späterer Name) hat gemäss Foto noch Falzziegel, die Villa schon lange Biberschwanz.

1972: 16.12.: Emil Zurlinden gibt René Masson die Vollmachten zur Forsthaus-Überbauung.

1974: 31.5.: Die Abbruchbewilligung wird erteilt. Eine grosse Blutbuche wird gefällt. Abbruch der alten Villa «Forsthaus». Neubau des Mehrfamilienhauses Forsthaus I.

2013: Neubau des Mehrfamilienhauses Forsthaus II. Weitere Bäume werden gefällt. Funde von Schiefer, Tonröhren, Ofenkeramik und Ziegeln (sowie wenig Metall und Flaschenglas) anlässlich des Aushubes.

Quellen / Fundstellen:

¹ Suter-Cutler Elisabeth: Vom Leitfossil zum Stiefkind der Archäologie. Das Problem der Datierung handgemachter Tonröhren. Stiftung Ziegelei-Museum Meienberg, Cham, Jahresbericht 1989. (Vgl. im Zusammenhang mit den Tonröhren ebenfalls die Jahresberichte 1988 und 1992). ² Jufer Max: Das aussergewöhnliche Langenthaler Jahrzehnt 1841-1851 der grossen Frau Emma Seiler-Diruf (1821-1886). Langenthaler Heimatblätter. Herausgeber: Stiftung zur Förderung wissenschaftlicher und heimatkundlicher Forschung über Stadt und Gemeinde Langenthal (ca. 2000). ³ Langenthaler Heimatblätter 2004, Simon Kuert: Metall-Textil-Porzellen-Frites und Chips. Beitrag Hans Baumberger, p. 171. ⁴ Fundstelle St. Urban: 631 210 / 230 580 Die Röhre ist heute im Ziegelei-Museum in Cham. Fundstelle Roggwil: Schmittenstrasse 15. Vor dem neuen Forsthaus liegen noch ca. 10 m der Rösslileitung im Boden. Bis zum folgenden Punkt wurde von Süden her ausgegraben: 5.40 m von der Fassade (rechtwinklig), 7.05 m von der Hausecke, 6.60 m vom Stamm der Säulentanne, 70 cm tief. Ab dort zum Turm der Kath. Kirche zielen, 1 m neben der Hausecke vorbei. ⁵ Marti Hans u.a.: Nebikon, 1100 Jahre 893-1993. p.177-179. ⁶ Archäologie Bern 2011, Andreas Heege, Langenthal St. Urbanstrasse 40-44, Die Hafnerei Staub und ihre Werkstatt. Abb. 38, 40, Text p. 247.

Bildnachweis

Eingangsfoto der alten Villa (ca. 1970) auf Seite 159 von Jean-Pierre Masson. Alle anderen Bilder vom Verfasser

Schieferkohlenabbau in Ufhusen 1940-46

Albert Wüest

Während Krisenzeiten wurden in der Schweiz im 20. Jahrhundert (1. und 2. Weltkrieg) Schieferkohlen als Brennstoff abgebaut und verwendet. In vergangenen Jahrbuchbänden (1985, 2001; Samuel Wegmüller) wurden die Schieferkohlen von Gondiswil beschrieben und über die von damals erlebten Geschichten berichtet. Direkt hinter Gondiswiler Gemeindegebiet liegt die Kantonsgrenze zur luzernischen Gemeinde Ufhusen. Nicht nur in Gondiswil sind zu Krisenzeiten Schieferkohlen abgebaut worden, auch im Gebiet Engelprächtigen im angrenzenden Ufhusen geschahen zu jener Zeit erhebliche Erdbewegungen und topographische Veränderungen. Bis zu 150 Männer waren zwischen 1940 und 1946 in Engelprächtigen gleichzeitig an der Arbeit, teilweise sogar in der Nacht.

Die Entdeckung

1894, beim Bau der Bahnlinie Wolhusen-Huttwil-Langenthal, wurden im Gebiet südlich und nördlich der Station Gondiswil örtliche Schieferkohlenvorkommen festgestellt. Schieferkohlen wurden gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch in Zell bei der Erweiterung des Turnplatzes westlich des Schulhauses vorgefunden. Solche Kohlenlager erreichten jedoch erst bei einer erheblichen Brennstoffknappheit eine abbauwürdige Bedeutung.

Kohlenabbau in der Zeit des Ersten Weltkrieges

Als sich kriegsbedingt ab 1917 eine Brennstoffknappheit einstellte, begann eine Ausbeutung vorerst in Zell, dann schwergewichtig im bernischen Gondiswil und bereits mit Erfolg auch im Gebiet Engelprächtigen Ost und Fuchsmatte Ost der Gemeinde Ufhusen.

Gesamthaft sollen in all diesen Gruben bis 1920 von diesem braunen, kohlenhaltigen Ersatz-Brennstoff gegen 110'000 Tonnen abgebaut wor-



Foto: Johann Schär

den sein, davon schon damals etwa 23'000 Tonnen im Gemeindegebiet Ufhusen. Nach publizierten Informationen wurden im August 1918 allein im Tagbau in Gondiswil gegen 100 Arbeiter mit einer täglichen Arbeitszeit von zehn Stunden mit einem durchschnittlichen Stundenlohn bis 97 Rappen beschäftigt.

Schon damals waren auch Dampfbagger in Betrieb. Selbst nach Beendigung des Krieges konnte noch weiter Schieferkohle verkauft werden, weil die Einfuhren ausländischer Brennstoffe noch längere Zeit knapp blieben. Dies im Gegensatz zum Ende des zweiten Weltkrieges, als die Einfuhren von besseren Brennstoffen sehr rasch wieder funktionierten.

Kohlenabbau während des Zweiten Weltkrieges

Als schon einige Jahre vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges die Zufuhr, insbesondere von Steinkohle aus Deutschland, sich verschlechterte oder zeitweise sogar ganz ausblieb, wurde die Nachfrage nach anderen Brennstoffen aktuell. In Zell erinnerte man sich an die erfolgreiche Ausbeutung von Schieferkohle während des Ersten Weltkrieges. Einige initiative Persönlichkeiten unter der Leitung von Amtsrichter Theodor Huber, Zell, formierten sich zu einem Konsortium zur Abklärung von erneuten Abbaumöglichkeiten von Schieferkohle, insbesondere im Gebiet Engelprächtigen. Dem Konsortium gehörten weiter an der damalige Gemeindegemeinschafter von Zell, Albert Wüest (der Onkel des Autors), der Advokat Dr. jur. Alfred Huber, Bern, und der Geologe Ingenieur Klaus Mengis, Luzern. 1937 stellte dieses Konsortium beim Regierungsrat des Kantons Luzern das Gesuch für ein Schürfsrecht in den Gemeinden Zell, Fischbach und Ufhusen.

Vorher wurden Sondierbohrungen im Gebiet Engelprächtigen durch den beauftragten Geologen, Dr. J. Hug, Zürich, erstellt. Sein Schlussbericht zeigte auf, dass ein Kohleflöz von ca. 400'000 m³ Mächtigkeit zu erwarten war.

Die Gesuchsteller verlangten eine Schürfkonzession auf 20 Jahre. Am 29. Oktober 1937 erteilte der Regierungsrat des Kantons Luzern die Schürfrechtskonzession mit ganz wesentlichen Verpflichtungen und Auflagen. Nach Ingenieur Mengis solle das Schieferkohlelager durch Tagbau mittels Bagger ausgebeutet werden.

Es erfolgten weitere Vorbereitungsarbeiten wie die Gründung der Aktiengesellschaft Braunkohlenwerk (BKW) Zell AG, ein Gutachten über die Qualität der Schieferkohle bei der Eidgenössischen Materialprüfungsanstalt in Bern sowie die Absprache mit den Grundbesitzern in Ufhusen. Auf der Suche nach einem finanzkräftigen Unternehmen im Brennstoffhandel konnte das Konsortium mit der bekannten Handelsfirma Kohleunion Geldner AG, Basel einen respektablen Produktions- und Abnahmevertrag abschliessen.

Die Kohleunion Geldner AG trat mit einer Mehrheitsbeteiligung dem Braunkohlenwerk Zell AG bei, stellte die nötigen Betriebskredite zur Verfügung und betrieb die Verarbeitungs- und Trocknungsanlage. Geldner



Fossilienfunde im Abbaubereich Engelprächtigen Ost, Ufhusen: Während des Ersten Weltkrieges fand man im blauen, sandigen Lehm über dem obersten Flöz Knochen einer kaltzeitlichen Fauna, darunter Mammut, Rentier, Riesenhirsch, Bison und Nashorn. Vom Mammut fand man Stosszahnfragmente, zwei Backenzähne, Schädelfragmente und eine Beckenhälfte in 16 Bruchstücken. Der oben abgebildete Mammut-Backzahn misst in der Diagonale 220 mm und befindet sich im Naturhistorischen Museum in Bern.

erhielt das alleinige Vertriebsrecht in der Deutschschweiz. Einer Genfer Vertriebsgruppe wurde mit separatem Vertrag ein Bezugsrecht für eine bestimmte Menge Schieferkohle für ihre Kundschaft in der Westschweiz ab der Grube Ufhusen zugestanden, namentlich 1000 Wagons à 10 Tonnen. Die BKW Zell AG durfte seinerseits Verbraucher der Umgebung, jedoch nicht Händler, direkt ab Grube beliefern. Diese Menge durfte 6000 Tonnen nicht übersteigen. Schon Ende August 1942 wurde festgestellt, dass ein wesentlich grösseres Quantum Erdmasse abgebaut worden war, zum Teil auch unnötig, als je einmal kalkuliert worden war. Das führte klar zu einer starken Verteuerung der Produktion. Mit den Abbaufirmen mussten Nachverhandlungen geführt werden.

Trocknungsanlage

1941 wurde an der Bahnlinie zwischen den Stationen Gondiswil und Hüswil, auf dem Grundstück Moosmatte, Hüswil, eine Aufbereitungs-, Trocknungs- und Sortierungsanlage für die Schieferkohle und den Verlad auf Eisenbahnwagen errichtet. Nebst Aufzugsrampe und Nasslager wurden eine Siloanlage und drei Trocknungstürme errichtet. Daneben entstanden ein Magazin, eine Transformerstation, eine Pumpstation, eine Mannschaftsbaracke und ein Büro. Die Trockentürme sollen mit Gasgeneratoren der OFAG-Zürich zur Erzeugung von Heissluft ausgerüstet worden sein. Für die Siloanlage sowie die Trockentürme waren 25 armierte Betonpfähle auf 8 m Tiefe erforderlich.

In Spitzenzeiten haben mehr als 150 Arbeiter in der Trocknungsanlage gearbeitet. 30 und mehr Eisenbahnwagen sollen von diesem Werk täglich an Industrieabnehmer in die ganze Schweiz geliefert worden sein. Leider wurde diese besondere Trocknungsanlage schon nach einem Jahr, am 11. Dezember 1942, durch einen Vollbrand weitgehend zerstört. Man vermutete eine Staubexplosion. Ärgerlich war, dass das Bundesbüro für Bergbau in Bern, für längere Zeit den Wiederaufbau verhinderte.



Vom damaligen Abbaugebiet
(Foto: Johann Schär) ist heute
nichts mehr zu sehen (Foto: Ueli
Reinmann)



Entstehung der Schieferkohle: Das Tal zwischen Huttwil und Zell war vor der letzten Vergletscherung (ehemals Würm) ein weites Sumpf-, Moor- und Überschwemmungsgebiet. An gewissen Stellen, wie nördlich der Station Gondiswil blieben viele organische Materialien, abgestorbene Bäume, Sträucher und Gräser mit einer Überdeckung liegen. Unter Druck und Luftabschluss entstand in etwa 50'000 Jahren durch den geotechnischen Prozess der Inkohlung Schieferkohle. Bei genügend Druck und Luftabschluss könnte daraus in einigen 100'000 Jahren sogar Steinkohle entstehen. Foto: Johann Schär

Geleiseanschluss zum Bahnhof Hüs wil

Der erforderliche Geleiseanschluss von der Trocknungsanlage zum Bahnhof Hüs wil wurde durch die Huttwil-Wolhusen-Bahn erstellt. Nötig war auch die gleichzeitige Erstellung einer Waage bei der Trocknungsanlage. Zudem heizte die Huttwil-Wolhusen-Bahn bis zur Elektrifikation 1945 ihre Lokomotiven mit Schieferkohle von Ufhusen. Der Bahntransport des Kohlengutes bekam schon 1941 eine starke Bedeutung. Aus einem Buchauszug des Stationsvorstandes Zell geht hervor, dass bis Ende November 1941 bereits ca. 2000 Tonnen nach diversen Bestimmungsorten transportiert wurden. Der Hauptteil ging nach Basel.

Betriebsergebnisse 1940-42

Das Abbaugebiet Engelprächtigen und das Hüs wiler Moos entwickelten sich zu einer Grossbaustelle, wo teilweise auch nachts gearbeitet wurde. Es sollen bis sechs kleine Lokomotiven mit ihrer Anhängerlast im Rangierfeld verkehrt haben.

Das Werk ermöglichte die Beschäftigung von vielen Arbeitern und Maschinisten. Zwischen dem Werk und Arbeitnehmerverbänden wurde 1943 ein Gesamtarbeitsvertrag unterzeichnet. Es wurde eine maximale Arbeitszeit von 55 Stunden pro Woche vereinbart. Für Nachtarbeit (20 bis 6 Uhr) und für Sonn- und Feiertagsarbeit galt ein Zuschlag von 50%. Der Handlangerdurchschnittslohn wurde auf Fr. 1.39 bei einem Minimallohn von Fr. 1.27 ab dem 18. Altersjahr festgelegt. Die Löhne stiegen später auf Fr. 1.40 bis Fr. 1.80. Das Unternehmen musste der Arbeiterschaft Verpflegungs- und Trockenräume sowie Velounterstände zur Verfügung stellen. Der Regierungsrat bewilligte das Führen zweier Barackenwirtschaften für die Arbeiterschaft. Diese Bewilligung wurde sogar für die Abgabe einer halbstündigen Zwischenmahlzeit am Vor- und Nachmittag ergänzt. Interessant ist, dass in dieser Bewilligung die Abgabe von alkoholischen Getränken beinhaltet war.



Feld mit abgebauter Kohle. Foto
ab Glasplatte (Fritz Bauer, Kauf-
mann aus Huttwil Jahrgang 1898),
zur Verfügung gestellt von Adrian
Berthoud aus Huttwil.

Wasserprobleme

Ärgerlich war die Wassermenge im Hanggebiet, die trotz Einsatz von drei Wasserpumpen dazu führte, dass unvorhergesehene Verschüttungen von Erdmassen entstanden, die oft das freigelegte Kohlengut wieder zudeckten. Zudem war das Terrain am Hang oft schwierig zu bearbeiten. Kohlenzüge entgleisten und mussten mühsam wieder auf die Schienen gebracht werden.

Wegen mangelnden Importen war die Schieferkohle trotz Qualitätsmängeln weiter sehr gefragt. Da Steinkohle kaum erhältlich war, wurde in vielen Industriebetrieben mit Ufhusenkohle nachgeholfen. Das grubenfeuchte Material war auch bei trockenem Wetter etwas schmierig. Der Wassergehalt galt als sehr hoch, was viel Arbeit zum Trocknen verlangte.

Das Grubenunglück

Einen schweren Schock erlitt das Werk am 21. Dezember 1942, als morgens um 8.10 Uhr eine enorme Erdmasse, die auf gegen 20'000 m³ geschätzt wurde, abrutschte.

Dank Alarm konnten von einer Einsatzgruppe von 48 Mann, 41 Arbeiter rechtzeitig ausweichen, während sieben Arbeiter noch rasch eine Baggermaschine aus der Gefahrenzone bringen wollten. Doch früher als man ahnte, kam voraus eine Druckwelle, und die Erdmasse sauste in die Tiefe und verschüttete sieben Arbeiter samt Baggermaschine. Mit lähmendem Schrecken musste die übrige Arbeiterschaft zusehen, wie ihre Arbeitskollegen begraben wurden. Unversehens eilte man zu Hilfe, und alles wurde angesetzt, in der Hoffnung, vielleicht den einen oder anderen noch lebend retten zu können. Es erschienen noch weitere Hilfsmannschaften, so eine militärische Einheit, die in dieser Gegend im Ablösungsdienst stand. Leider konnten die sieben Arbeiter nur noch tot geborgen werden. Bei den Verstorbenen handelte es sich um zwei Männer aus Eriswil, zwei aus Zürich und je einem aus Zell, Rohrbach und Huttwil.

Schon mehrere Male vorher waren Rutschungen kleinerer Art im Abbaugebiet vorgekommen, was die bauleitende Firma veranlasste, oberhalb

Autor Albert Wüest erklärt
den Kohlenabbau anhand
seines Modells.
Foto: Monika Wüest



Albert Wüest im Gespräch mit
den drei Zeitzeugen Alois Dubach,
Josef Müller und Paul Kupferschmid
anlässlich des Kulturtages Ufhusen
im Oktober 2013.
Foto: Monika Wüest



der Abbaustelle eine ständige Wache aufzustellen. Auch an jenem Morgen beobachtete die im Einsatz stehende Wache das Gelände und gab vor der grossen Rutschung den erforderlichen Alarm.

Betriebsergebnisse 1942-1946

Der Geschäftsverlauf für 1942/43 wurde noch als befriedigend bezeichnet. Die monatliche Produktion von 4000 bis 8000 Tonnen sei jedoch im November 1943 auf ca. 1000 Tonnen und im Januar 1945 auf ca. 400 Tonnen und im März 1945 sogar auf nur noch 84 Tonnen gesunken. Das Werk schrieb mehr und mehr rote Zahlen. Der Bergbaubetrieb wurde eingestellt, und die Liquidation des Werkes anlässlich der Generalversammlung vom 26. November 1947 eingeleitet. Die Einfuhren von erstklassigen Produkten seien ausserordentlich günstig angelaufen, und die Ufhuser Schieferkohle unverkäuflich geworden.

Das Braunkohlewerk hat im Gemeindegebiet Ufhusen über 230'000 Tonnen Schieferkohle aus- und abgebaut, getrocknet und verkauft. Das Werk verschaffte vielen Arbeitern der Umgebung sowie einigen Unternehmen einen willkommenen Verdienst. Eine grössere Anzahl Haushalte und Betriebe der Umgebung konnten ihre Heizprobleme günstig lösen.

Kohlenbedarf in der Schweiz

Heute hat die Kohle in der Schweiz als Energieträger nur noch eine untergeordnete Bedeutung, kaum noch mehr als ein Prozent des Gesamtenergieverbrauchs. Das war nicht immer so. Mit der Industrialisierung und dem schnellen Wachstum des Eisenbahnnetzes war die Kohle der wichtigste Energieträger der Schweiz und dominierte lange die Energieversorgung mit einem Anteil bis zu 80 Prozent. So war es auch noch weitgehend in der Zeit des Ersten und zu Anfang des Zweiten Weltkrieges.

Dazu kam, dass die Einfuhr von Steinkohle aus Deutschland, dem wichtigsten Kohlenlieferanten für unsere Industrie, weitgehend gesperrt, ja



Für den Kohlentransport wurden unterschiedliche PS-Varianten eingesetzt. Fotos: Johann Schär



Der Dampfbagger kam bereits im
Ersten Weltkrieg zum Einsatz.
Foto: Johann Schär

sogar als politisches Druckmittel gegen die Schweiz verwendet wurde. In dieser Zeit war die Nutzung von inländischer Kohle, trotz der schlechten Heizwerte, mindestens als Ergänzung zur Mangelware Steinkohle sehr gefragt.

Von der Abbauzeit der Schieferkohlen in Gondiswil, Ufhusen und Zell bleibt die Erinnerung an eine Zeit mit Bagger, Kohlenwagen, Schaufel und Pickel.

Quellenangaben

Braunkohlenwerk Zell AG (BKW)

- Protokolle des Verwaltungsrates des Braunkohlenwerk Zell AG ab 12. April 1940 inkl. öffentliche Beurkundungen – ab 11. Januar 1941 wird das Protokoll vom Sekretär der Kohleunion Geldner AG, Basel geführt
- Oben enthalten sind auch die Protokolle der Generalversammlungen der BKW mit Geschäftsbericht und Rechnungsabschluss bis 14. Juni 1951 sowie die öffentlichen Urkunden «Beschluss zur Auflösung der BKW vom 28.11.1951 und Beschlussfassung zur Auflösung im Handelsregister der BKW vom 2. Februar 1952»
- Originalkassabuch der BKW ab April 1941 bis Juni 1942
- Originallieferungsbuch BKW ab April 1940

Geologische Literatur

- Bieri Bruno, in Heimatkunde des Wiggertales 56, 1998
- Schelbert Urspeter, in Minaria Helvetic SGHB 19a(1999)
- Wegmüller Samuel, Exkursion vom 4. September 2000
- Wegmüller Samuel, im Jahrbuch des Oberaargaus 2001

150 Jahre Konzertchor Oberaargau

Wie ein singender Männerbund in die schönsten Konzertsäle kam

Ein Chor feiert: Am 19. September 2015 in der reformierten Kirche Langenthal und tags darauf im Kloster St. Urban führte der Konzertchor Oberaargau sein zweiteiliges Jubiläumskonzert auf: Mit «Lobgesang» von Felix Mendelssohn und «Gloria in D» von Antonio Vivaldi. Begleitet wurde der imposante Chor von der Kammerphilharmonie Europa, Dirigent ist Markus Oberholzer.

Lob und Glorie sind tatsächlich angebracht: Für den Dirigenten, der den Konzertchor Oberaargau seit über 20 Jahren musikalisch leitet und in dieser Zeit zu einmaligen Erlebnissen und diversen Höhepunkten führte. Aber auch für den Chor selber, der auf ein 150-jähriges Bestehen zurück schauen kann. Und auf seine lebendige Geschichte und sein aktuelles Singen sehr wohl stolz sein darf: Im vergangenen Jahr wurde er, zusammen mit drei anderen Chören, mit dem Kulturpreis Langenthal geehrt. Eine Auszeichnung, die dem Chorsingen jene Werte zuerkennt, die das gemeinsame Proben und einmalige Aufführungen mit sich bringen.

Zur Aufarbeitung seiner Geschichte hat sich ein Team aufgemacht, die diversen Ordner und Archivschachteln des Chores zu sichten und niederzuschreiben, was erwähnenswert schien. Entstanden ist eine spannende und unterhaltsame Jubiläumsschrift über die abwechslungsreiche, von Höhe- und Tiefpunkten durchzogene Geschichte des 150-jährigen Chores. Der Konzertchor Oberaargau möchte auch in Zukunft grosse geistliche und weltliche Werke aus verschiedenen Epochen aufführen. Ein nächster Höhepunkt folgt gleich im Jahr 2016: Der Chor wird nochmals die Carmina Burana von Carl Orff einstudieren und dieses spannende Werk im KKL Luzern und in der Rythalle Solothurn zur Aufführung bringen. Dazu und für alle anderen Erlebnisse eines gemeinsamen Singens sind neue Sängerinnen und Sänger jederzeit willkommen!

Für das Redaktionsteam: Esther Amrhein, Verena Arn, Renate Bigler, Hanspeter Jakob, Martin Lienhard, Hanspeter Trauffer, Urs Zurlinden.

1865 bis 1900: Vom Seminar zum singenden Männerbund

Ein frischer, freier Geisteshauch

«Es ist im Jahr 1865 eine für das Gesangswesen günstige Zeit. Der finstere Geist der Reaktion der fünfziger Jahre, der wie ein Alb auf dem Volksgeist haftete und der die Gesangsvereine und Gesangsfeste als Pflanzstätten des Freisinns hasste und denselben hindernd entgegentrat, ist verscheucht und ein frischer, freier Geisteshauch, der seinen Ausdruck namentlich im Gesang sucht und findet, durchweht das Vaterland.» So beginnt Gründungsmitglied Johann Nyfeler, Lehrer in Gondiswil, seine Zusammenfassung über die Entstehung des «Sängerbundes». Da aus diesen ersten Jahren keine Protokolle bestehen, berichtet er weiter: Der von seinem wichtigen Posten verdrängte Sängervater Johann Rudolf Weber nimmt seine frühere Stelle am Seminar Münchenbuchsee wieder ein und steht auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit: Als Musik- und Gesangslehrer am Seminar, als Komponist, als Kampfrichter an den meisten Kreis-, Bezirks-, Kantonal- und Eidgenössischen Gesangsfesten, als Redaktor der bis in die abgelegensten Täler des Kantons und teilweise der Schweiz verbreiteten Sängerschaft «Schweizerisches Sängerbund» übt er auf die Entwicklung und die Ausübung des Gesangswesens einen mächtigen Einfluss aus.

Doch bei den Gesangsvereinen, namentlich aber bei den Direktoren fehlt Verständnis und Können. Diesen Übelstand will er durch bessere musikalische Schulung der Vereinsdirektoren beheben. Im September 1865 bringt Weber am Seminar Münchenbuchsee den ersten vom Staate veranstalteten Gesangsdirektorenkurs der Schweiz zustande. Von den 85 Teilnehmern sind 80 aus dem Kanton Bern. Der Erfolg des achttägigen Kurses zeigt sich am Schluss im Chorgesang: anfangs in jeder Beziehung mangelhaft, am Schlusse aber so schön, so edel und so erhaben, dass Sänger und Zuhörer tief davon ergriffen sind.

Die Teilnehmer aus dem Oberaargau wollen diesen schönen Chor nicht wieder in nichts zerfallen lassen. So gründen sie einen Direktorenverein, und daraus entsteht der «Sängerbund des Amtes Aarwangen». Neben den eigentlichen Singproben will er den Dorfvereinen des Amtsbezirks ein Vorbild sein und den Vereinsdirektoren Schulung und Anregung bieten. Was sehr wohl ein erreichbares Ziel sein sollte, sind doch sämtli-





Vorherige Doppelseite:
Konzertchor am Jubiläumskonzert
in der Klosterkirch St. Urban im
September 2015
Foto: fotozone, Doris Kuert

Rechts: «Konzert» gegeben vom
Sängerbund des Amtes Aarwan-
gen, 18. November 1900, in der
Kirche zu Huttwil

CONZERT

gegeben vom

Sängerbund des Amtes Aarwangen

unter freundlicher Mitwirkung von Fräulein Hermine Pauli aus Kribsberg

Sonntag den 18. November 1900

in der Kirche zu Huttwil.

PROGRAMM:

1. O Schutzgeist alles Schönen, Männerchor	Mozart.
2. Sonate für Violine und Klavier Nr. 3, I. Satz	Beethoven.
3. Der junge Fährdrich, Männerchor	Schopier.
4. Tarselt für Sopran, Tenor und Bariton mit Klavierbegleitung aus dem „Liederschatz“	Wagner.
5. Die Nacht, Männerchor	Schubert.
6. a) Widmung	Schumann.
b) Abendlied	Reichke.
Lieder am Klavier, gesungen von Frä. Hermine Pauli.	
7. Mutterseelenallein, Männerchor	Braun.
8. Sonate für Violine und Klavier, Nr. 3, II, III, IV. Satz	Beethoven.
9. Schön Robraut, Männerchor	

10.

Ostermorgen.

Cantate für Männerchor, Sopran solo und Klavierbegleitung. Hütler.

Sopran: Frä. Hermine Pauli.

Kasseneröffnung 1½ Uhr; Anfang präzis 2 Uhr nachmittags.

Preise der Plätze:

Nummerierter Platz Fr. 1.50; Erster Platz Fr. 1; Zweiter Platz 70 Cts.

☞ Programm mit Text 10 Cts. ☛

Billet - Vorverkauf von Donnerstag den 15. November ab bei Herrn Bachbinder
Zumstein in Huttwil.

Nach dem Konzert gentliche Verabfolgung im Gasthof zum „Möhrer“.

Die Kirche ist geheiligt.

Verlag: Hütler, Huttwil

che Lehrer des Amtsbezirks, welche Webers Kurs mitgemacht haben, unter den Gründungsmitgliedern, und beinahe aus allen Gemeinden treten die Direktoren und besten Sänger dem Sängerbund bei. Die 37 Gründer sind 34 Lehrer, ein Pfarrer, ein Wirt und ein Landwirt. Alle Mitglieder sind mit Begeisterung für den Gesang erfüllt. Das Singen ist die Hauptsache, auf die äussere Form des Vereins wird nur wenig Gewicht gelegt: Das Aufstellen von Statuten hält man nicht für notwendig, und über die Verhandlungen wird kein Protokoll geführt. Auch die Sängerbundfahne fehlt. Wenn's an ein Fest geht, stellt man sich unter die Fahne des Männerchors Aarwangen.

Der Verein wird in Quartette eingeteilt, die daheim die aufgegebenen Chorlieder einstudieren, nach schönen Liedern sich umsehen und solche bei den Hauptübungen vortragen und dem Verein zum Studium vorschlagen. Ein Wetteifern sondergleichen entsteht unter den Quartetten. Jedes sucht die anderen mit schönen Liedern und Gesangsvorträgen zu überbieten. Unter solchen Umständen sind gewöhnlich die Übungen fleissig besucht, und der Verein leistet Tüchtiges. Schon 1866 am Kantonalgesangsfest in Herzogenbuchsee kommt er mit dem Lied «Der Mai ist da» in die vorderste Reihe der wett singenden Vereine (2. Rang). Deshalb wagt er es, sich in den eidgenössischen Gesangsverein aufnehmen zu lassen und 1868 am Eidgenössischen Gesangsfest zu Solothurn mit einem Wettgesang aufzutreten. Wiederum mit Erfolg: Von 45 Vereinen nimmt er den 8. Rang ein und erhält als Preis einen silbernen Becher. Was Weber als Präsident des Kampfgerichts bei der Rangverkündigung ausrufen lässt: «Den 8. Preis erhält ein Verein, der sich nicht träumen liess, in diesen Rang zu kommen!» Worauf der «Sängerbund» selbstverständlich in lauten Jubel ausbricht. Ein Sänger gerät in solche Hitze, dass er es für nötig findet, sich seiner Kopfbedeckung, eines währschaften Filzhutes, zum zweiten Mal zu entledigen und ihn bleibend den Fluten der Aare zu übergeben. Als das Delirium, in das er durch die Festfreude geraten war, nicht abnehmen will, legt er sich im Feststaat in der Nähe Solothurns in einen Bach, kriecht aus demselben wieder heraus, ruht sich nachher auf der Eingangslaube einer Mühle aus, um dann pudelnass mit seinen Kollegen weiter herum zu bummeln. Ein anderes Mitglied kann erst am folgenden Morgen, auf einem Marchstein bei Zuchwil sitzend, seine Gemütsruhe wiederfinden.

Viele Höhen und empfindliche Tiefen

Nach diesen Erfolgen tritt einige Ermattung ein. Die Direktoren wechseln, erst 1872 bessert sich der Zustand des Vereins wieder. Der «Sängerbund» beteiligt sich am Kantonalgesangsfest in Biel mit dem Wettlied «Wo ein Altar steht» und erreicht damit die 1. Rangstufe. Diesmal gerät der zweite Bass vor Freude in Ekstase, so dass er auf der Heimreise von Biel bis Langenthal Tenor singt und den Tenor zum Bass degradiert. Unter der Direktion von Sekundarlehrer Müller aus Langenthal hält sich der Verein auf der erstiegenen Höhe: Am Eidgenössischen Gesangsfest in Luzern erhält er 1873 die Gelegenheit, die herrliche «Siegesfeier der Freiheit» von Gustav Arnold, welche 1886 an der Sempacher Schlachtfeier zur Aufführung kommt, einzustudieren und im gewaltigen Festchor mitzusingen. Mit dem Wettgesang «Erhebt in jubelnden Akkorden» haben die Oberaargauer Glück: Von 56 Vereinen belegten sie den 19. Rang. Ein grosses Trinkhorn ist der Preis, reich mit Silber verziert, eine Gabe des «Liederkranz Bern». Wesentlich zum Erfolg trägt der schöne 1. Tenor bei. Ein Berichterstatte der «Grenzpost» meint, nicht jeder Verein verfüge über einen so goldenen Tenor, wie der «Sängerbund Aarwangen», der vom freundlichen und fruchtbaren Oberaargau im bekriesten Wagen nach der Feststadt Luzern gefahren sei. Wobei sich der Berichterstatte irrte: Der Verein reiste per Eisenbahn nach Luzern, wurde dann in Kriens einquartiert – und von hier aus fuhr er in einem bekriesten Wagen nach Luzern zu den Gesangsaufführungen und wieder zurück nach Kriens. Allerdings ist dieser Irrtum dem Verein nicht unangenehm. Er denkt daher auch nicht daran, ihn zu berichtigen. 1874 tritt Stillstand ein, man ruht sich auf den errungenen Lorbeeren aus. Dagegen wird 1875 für den Verein wieder ein Jahr des schönsten Erfolgs: Am Eidgenössischen Gesangsfest in Basel kommt der Sängerbund von 58 Vereinen in den 19. Rang und erhält nebst einem Diplom einen silbernen Trinkbecher. Das Diplom wird, wie bei früheren Anlässen, dem Direktor geschenkt, und der Becher den früheren Siegestrophäen beigelegt. Noch mehr Erfolg als der Sängerbund haben die übrigen Berner Vereine, mit Ausnahme Langenthals. Weshalb ein Zürcher bei der Preisverteilung betrübt festhält: «Die cheibe Berner nänd is alls vorweg».

Nach dem Basler Fest tritt Erlahmung ein. Und 1877 am Kantonalgesangsfest in Burgdorf erlebt der Chor mit seinem Wettgesang «Froh

wandre ich» ein wahres Fiasko. Die neu angeschaffte schöne Fahne, unter welcher man freudig ausgezogen ist und sieggekrönt heimzukehren gedachte, wird traurig gesenkt und von wenigen begleitet still heimgetragen. Viele Mitglieder sind vom Misserfolg so deprimiert, dass sie ihre Abzeichen sofort entfernen, damit diese sie nicht als Mitglieder des «Sängerbunds» verraten. Nach dieser traurigen Heimkehr tritt Direktor Müller zurück, und der Verein macht Miene, sich aufzulösen. Den Bemühungen der ältesten Mitglieder ist es zu verdanken, dass das nicht geschieht.

«Veredlung des gesellschaftlichen Lebens»

Im Jahr 1878 erreicht Präsident Johann Nyfeler, dass endlich die Verhandlungen des Vereins in einem Protokoll festgehalten werden. An den «Übungen», die meist an einem Samstagabend in diversen Wirtshäusern, teils auch an Dienstagen in Schulhäusern abgehalten werden, wird kurz über Ein- und Austritte berichtet, über die Anzahl Sänger, über die zum Studium vorgeschlagenen Lieder. Zudem wird 1879 die Einführung von Bussen beschlossen: wegen Abwesenheit 50 Rappen, ½ Std. Verspätung 20 Rappen. Und dem Direktor sei für jede Übung ein Salair von Fr. 4.- auszurichten – ungeachtet, ob dieselbe stark oder schwach besucht sei. Am 14. August 1880 legt Direktor Müller sein Amt vor Ärger über Verschiedenes nieder. Der wahre Grund zu diesem Schritte wird zwar auswärts vermutet, aber die meisten in den letzten Sitzungen gefassten schönen Vorsätze und Pläne scheinen sich in Wasser auflösen zu wollen. Verzweifelter Vermerk im Protokoll: «Behüte Gott den Sängerbund!». Anlässlich der Übung vom 27. November 1880 spricht sich Präsident Jufer über Mittel und Wege aus, wie «dem auf dem Sterbebette liegenden Sängerbund» wieder auf die Füße zu helfen wäre. Es fehle dem Verein hauptsächlich an eifrigen, pflichttreuen Mitgliedern, und man müsse ihn daher erstens durch Zuzug neuer Elemente verstärken und leistungsfähiger machen. Zweitens sollten die Mitglieder es sich zur Pflicht machen, die Übungen genauer und gewissenhafter zu besuchen und sich nicht wegen jeder Kleinigkeit daran hindern lassen. Als Mittel, dieses Ziel einigermaßen zu erreichen, empfiehlt er strenge Handhabung der Bussen. Pfarrer Ammann ist der Ansicht, man solle das Bächlein jedenfalls nicht ganz versiegen lassen, und den Verein aufrecht erhalten, mögen

Protokollauszug von 1888: «Verhandlungen keine, da nur 4 Mitglieder anwesend sind, die nun doch die Zeit nützlich zubringen wollen und sich deshalb zu einem Kreuzjass aufraffen»



auch noch so wenige seiner Fahne treu bleiben. Vorerst müsse man nun sofort einen anderen Direktor wählen und sodann die noch bestehenden Schulden des Vereines beseitigen.

Es folgen Jahre mit wechselnden Erfolgen und wenigen Teilnehmern. Am 18. Dezember 1886 werden neue Statuten vorgelesen und ohne Bemerkung genehmigt. Sie sollen in einer Auflage von 100 Exemplaren bei Buchdrucker Schürch in Huttwil gedruckt werden. Ein Auszug:

§ 1.

Der im Jahr 1865 durch eine Anzahl Lehrer und Gesangsfreunde gegründete «Sängerbund des Amtes Aarwangen» stellt sich zur Aufgabe: Förderung des Volksgesanges, Veredlung des gesellschaftlichen Lebens, Pflege des vaterländischen Sinnes und ächter Collegialität.

§ 7.

Wer als Aktiv- oder Passivmitglied dem Sängerbund beizutreten wünscht, hat sich an den Präsidenten oder an ein Mitglied des Vorstandes zu wenden.

Die erstern haben sich vor der Aufnahme einer Prüfung über ihre musikalische Befähigung durch den Direktor zu unterziehen. Zur Aufnahme ist die Zustimmung von wenigstens 2/3 der anwesenden Aktiven erforderlich.

Trotz «sehr schlecht besuchter Übungen» bereitet sich der Chor 1888 auf das Kantonale Fest in Delsberg vor. «Jetzt heisst's: Alle Mann auf

Deck!» Der Festbericht zum 1./2. Juli umfasst dann ganze sechseinhalb Seiten und beschreibt ausführlich und blumig Reise und Aufenthalt mit dem Vortrag. Bis hin zur Rangverkündigung: «Sängerbund Aarwangen, (als einziger Verein dieser Kategorie) mit Lorbeer! Bravo! Bravo!! Bravo!!!...» Später schreibt der Berichterstatter: «Am Bahnhof Langenthal bengalischer Empfang und Ehrenwein. Fackelzug zur Brauerei (die Fackeln waren aber eher in den Köpfen). Gratisbier und Gratisreden und Gratisheiterkeit..., dann ein Schluss-Bummel nach Hause zu seinen Penaten (*Anm. = Haus- und Schutzgeister*) und siehe, es war aus! PS: Sollte der Berichterstatter einige bedeutende Lücken offen gelassen haben, so lässt er hier noch Platz offen und bittet, diejenigen, die im Falle sind, Ergänzungen anzubringen, dies hier tun zu wollen.» Es folgen eineinhalb leere Seiten – scheinbar war alles gesagt.

Hingegen spricht an der Übung vom 23. Oktober 1890 der Präsident Klartext und macht die zahlreich anwesenden Mitglieder auf die Möglichkeit der am 26. Oktober vorzunehmenden Nationalratswahlen aufmerksam und «wünscht, dass auch die Mitglieder des Sängerbundes nach Kräften das Ihrige dazu beitragen möchten, dass der Obergeraargau wieder in die Reihe der freisinnigen Landesteile sich stelle und der Vorschlag der Freisinnigen durchdringen möchte». Die Situation sei günstiger denn je, und es sei Pflicht jedes Sängerbündlers, energisch für die Sache des Freisinns zu arbeiten. Diese Anregung wird, wie selbstverständlich, sehr sympathisch aufgenommen. Daneben ist immer wieder Organisatorisches zu erledigen: Am Sonntag, 31. Januar 1892 soll in Huttwil ein Konzert abgehalten werden. An die Direktion der L-H-B (Langenthal-Huttwil-Bahn) wird ein Gesuch gestellt «um Einschaltung eines Extrazuges Langenthal-Huttwil auf den Vormittag des 31. Jan., damit den Mitgliedern des S.B. der Besuch der Konzert-Vorprobe in Huttwil zu angemessener Zeit möglich werde. Da die Mitglieder genötigt sind, in Huttwil zu Mittag zu essen, so soll mit Herrn Herren z. Mohren in Huttwil das Nähere vereinbart werden betr. ein Mittagessen zu Fr. 2.- per Mann mit 1 Fl. Wein zu zwei Mann. Der Beginn des Konzertes wird auf nachmittags halb 2 Uhr festgelegt. Das Programm soll im Inseratenteil der Amtsanzeiger von Aarwangen und Trachselwald eingerückt werden». In den kommenden Jahren werden weiter Bezirksfeste und Kantonale Gesangsfeste besucht und regelmässig eigene Konzerte durchgeführt.

Der unfleissige Besuch der Übungen sollte sich bitter rächen... Immer wieder müssen Konzerte abgesagt werden, sogar Übungen fallen dahin. Selbst ein Familienbummel fällt ins Wasser. An der Hauptversammlung vom 16. Juli 1898 sind gerade noch 17 Mitglieder anwesend. Weshalb ein neuer Versuch zur Motivation der Sänger beschlossen wird, indem die Übungen stimmenweise abgehalten werden. Und jedem Mitglied soll ein Übungsplan zugesandt werden. An der Vorstandssitzung vom Dezember 1898 folgt dann die ernüchternde Einsicht: Die Einzelübungen sind auch ins Wasser gefallen. An der Übung vom 7. Januar 1899 sind wieder bloss 16 Sänger erschienen. «Das ist doch ein Elend und eine Schande für den Sängerbund.» Dieser Nachlässigkeit muss ein Ende gemacht werden. Die Übungen sollen als ein Inserat im Amtsanzeiger bekannt gemacht werden. Der Herausgeber des Anzeigers erklärt sich bereit, das Inserat wenn irgendwie möglich auf der dritten Seite in der Ecke rechts oben erscheinen zu lassen.

1900 bis 1930: Vom reinen Männer- zum gemischten Chor

«Versuchsweise mit weiblichen Kräften»

Während fast vierzig Jahren ist der Sängerbund ein reiner Männerchor, der an seinen Konzerten mehrstimmige Lieder und Gesänge für Männerchorbesetzung aufführt. Im Jahr 1902 bringen Musikdirektor Ernst Reichel und der Vereinspräsident die Idee in eine Vorstandssitzung ein, einmal einen Versuch mit einem gemischten Chor zu wagen. Es erstaunt nicht weiter, dass dieser Vorschlag bereits im Vorstand nicht nur ein positives Echo findet. Immerhin wird beschlossen, bei den Frauenchören des Amtsbezirks eine Liste zirkulieren zu lassen und eine vorberatende Kommission zu bestimmen, welche die Angelegenheit prüfen und allenfalls einen Antrag für die Vereinsversammlung formulieren solle.

Wie den Protokollbüchern zu entnehmen ist, wird nach lebhafter Diskussion in der Kommissionssitzung vom 26. August 1902 folgender Antrag für die Vereinsversammlung formuliert: «Der Sängerbund bleibt bestehen und existiert als Männerchor weiter. Versuchsweise ladet man zu Konzertzwecken weibliche Kräfte ein, um am nächsten Konzert auch gemischte Chornummern aufführen zu können.» In der daraufhin einbe-

rufenden Vereinsversammlung vom 30. September kommt es unter den 33 anwesenden Vereinsmitgliedern zu einer angeregten Diskussion. Das Protokoll hält fest: «Herr Pfarrer Rohr aus Rohrbach zollt dem Direktor das Lob, dass letzterer kein Pedant sei, und nicht um Kränze zu erwerben, sondern um der hehren Kunst willen mit uns singe. Er möchte sich deshalb nicht hinter Frauen verstecken und ist deshalb gegen Beiziehung von Frauenstimmen.» Und an anderer Stelle: «Herr Scheidegger, Lehrer in Melchnau, ist auch nicht einverstanden mit dem 2. Alinea des Kommissionsantrages. Der Sängerbund soll als Männerchor bestehen; dass sich ein gemischter Chor neben demselben gründe, sei dem Sprechenden gleichgültig, nur soll man nicht die alten Sängerbündler zwingen wollen, gem. Chor zu singen.»

Diese emotionalen Einwände veranlassen den Präsidenten zu einem versöhnenden Votum: «Herr Präsident Howald erklärt, auch ihm liege das Wohl des Sängerbundes am Herzen, und er möchte nicht durch einen übereilten Beschluss betr. gem. Chor beim Sängerbund das Todesurteil unterzeichnen, doch sei er den vorgeschlagenen Gem. Chor-Aufführungen nicht abgeneigt.» Und der Dirigent fügt eine Präzisierung an: «Herr Direktor Reichel erklärt, dass es sich nicht darum handle, behufs eines Konzertes Frauenstimmen zu Hülfe zu rufen, sondern sie einzuladen zum gem. Gesang. Er wünscht, das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten, und möchte doch wenigstens versuchen, ob es möglich wäre, gem. Chor-Nummern aufs Konzertprogramm zu nehmen.»

Die darauf folgende Abstimmung ergibt eine knappe Zustimmung zum Kommissionsantrag. In der Folge probt Direktor Reichel im Wechsel jeweils mit den Frauen oder den Männern, Gesamtproben gibt es erst kurz vor den Konzerten. Die Wende findet schliesslich rasch und unverhofft statt: An den beiden Konzerten des Jahres 1903 sind bereits mehr Frauen als Männer beteiligt! Vorläufig werden aber noch keine Lieder für Frauenchor aufgeführt, sondern nur solche für Männer- und gemischten Chor. Ein Jahr später wird der Damenchor offiziell als «Gliederchor» des Sängerbundes aufgenommen. Die Damen haben von da an dieselben Rechte und Pflichten wie die Herren, geniessen sogar das Privileg eines etwas kleineren Jahresbeitrages (Herren: Fr. 5.-, Damen: Fr. 3.-). Die Proben finden nun meist gemeinsam statt.



Weissenstein 1920:
 «Hier ist zu sehen mit viel List,
 was einmal nicht zu ändern ist.»
 «Auf der Alm, da gibt's ka Sünd»

Der 28. Mai 1920 sollte die Vereinigung der Geschlechter bildhaft bestätigen. An diesem Tag wandern Männer und Frauen auf einem Vereinsausflug einträchtig auf den Weissenstein, die Männer in Kleidung mit Krawatte, die Frauen in weissen Röcken. Das Foto von diesem Ausflug trägt die vieldeutige Bildunterschrift: «Auf der Alm, da gibt's ka Sünd!» Spätestens da sind die alten Vorurteile vergessen...

«Unseliger Krieg! – Wo bleiben die Ideale?»

Äussere Einflüsse beeinträchtigen die Proben und Konzerte zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Zunächst einmal das Wetter: Am 24. Mai 1908 sollte das Kreisgesangfest in Lotzwil stattfinden. In der Nacht zuvor fällt aber überraschend so viel Schnee, dass das Festzelt einzustürzen droht und das Fest deshalb verschoben wird. Sekretär Christian Eymann schreibt in seinem Bericht, «Es schneite die ganze Nacht und am Sonntag-Morgen lag eine tiefe Schneeschicht auf Feld und Wald. Sorgenvoll schaute der Landmann auf die niedergeknickte Saat, auf das flachgedrückte Gras, auf die zerbrochenen Bäume in Hofstatt und Wald. Sprechen wird man von diesem Schneefall noch, wenn unsere Enkel in Silberlocken den Tod erwarten. Kein Wunder daher, wenn unser Gesangfest, wie noch manch anderes Fest, auf den Auffahrtstag verschoben wurde.» Offenbar droht von den Schneemassen sogar Gefahr. Jedenfalls hält das Protokoll fest: «Es sei noch erwähnt, dass mancherorts infolge der Schneemassen die Festhütten zusammenbrachen, während die Festhütte in Lotzwil sich trotzig den Stürmen entgegenwarf und standhielt.»

Und dann hinterlässt natürlich auch der erste Weltkrieg seine Spuren im Sängerbund. Im Jahre 1915 will der Chor eigentlich zum 50-jährigen Bestehen ein Oratorium aufführen. Das Projekt scheitert kläglich, da ein grosser Teil der Männer von Juni bis Oktober 1915 im Aktivdienst ist. Deshalb werden die Proben für vier Monate sistiert und beginnen erst im November wieder, dafür gleich zweimal in der Woche: dienstags und freitags. So gelingt es trotz der erschwerten Umstände, noch kurz vor Ende des Jubiläumsjahrs, am 26. Dezember 1915, ein Jubiläumskonzert durchzuführen – allerdings kein Oratorium, sondern eine umfangreiche Auswahl von Liedern und Arien.

Im Dezember 1916 wird das neue Theater in Langenthal feierlich eröffnet. Für die Chöre ein besonderes Ereignis: Der geräumige Übungssaal im zweiten Stock des markanten Gebäudes wird fortan zum Probelokal mehrerer Vereine, auch des Sängerbundes, der bisher im Restaurant Löwen geprobt hatte. Doch auch hier zeigen sich die Auswirkungen des Krieges: Wegen Kohlenmangels darf der Übungssaal im Winter 1918 nur auf zwölf Grad geheizt werden. Trotzdem werden die Proben weiterhin konsequent abgehalten. Auch das Konzert im März 1918 sollte eigentlich

auf der Bühne des neuen Theaters stattfinden. Doch dieses muss wegen der anhaltenden Kälte geschlossen bleiben. Der Sekretär des Chores, Christian Eymann, äussert sich dazu in seinem Konzertbericht vom 3. März 1918 mit den emotionalen Worten: «Zurück zum Alten! Wo schon so oft die Weisen der Sängerbündler erklangen, in der Kirche zu Langenthal, traten wir wieder auf. Theater geschlossen! Kohlennot! Wirkungen des grössten Verbrechens! ... Noch neu ist die einfache statt dreifache Chorgattung. Folge des Krieges! Die wirklich aktiven Sänger nehmen ab. Teuerung, Not allüberall. Vorm Jahr noch alle drei Chorgattungen, im Herbst 17 noch zwei, gegenwärtig noch eine! Wenn's so weiter geht, wird's ganz still sein überm Jahr! Unseliger Krieg! – Wo bleiben die Ideale?»

Ein neuer Dirigent und «gerötete Wängelein»

Während mehr als 50 Jahren stehen auf den Konzertprogrammen des Sängerbundes vor allem Lieder und Gesänge, zuerst für Männerchor, dann auch für gemischten Chor. Das ändert sich mit dem Dirigentenwechsel im Jahr 1922: Nach der Demission des langjährigen Musikdirektors Heinrich Genhart wird der erst 30-jährige Ernst Kunz aus Olten zum Nachfolger am Dirigentenpult gewählt. Er wirkt dann während 28 Jahren als Leiter des Chores. Trotz seines jugendlichen Alters hat er schon viele Erfahrungen gesammelt: Nach der Ausbildung an der Akademie für Tonkunst in München ist er Korrepetitor bei Bruno Walter an der Münchner Hofoper und dann Kapellmeister in Rostock und Breslau, bevor er 1919 in die Schweiz zurückkehrt und das Amt als städtischer Musikdirektor in Olten antritt. Später macht er sich auch als Komponist einen Namen. Zwei seiner Oratorien werden vom Sängerbund/Lehrergesangsverein Oberaargau uraufgeführt: Das «Weihnachtsoratorium» (1924) und «Vom irdischen Leben» (1931). Zur ersten Probe mit dem neuen Dirigenten heisst es im Protokollbuch vielversprechend: «Am Schluss der Übung Freude und allgemeine Befriedigung sowie Befühlen der geröteten Wängelein.»

Die Begeisterung scheint sich rasch herumgesprochen zu haben, treten doch im gleichen Jahr über 30 neue Sängerinnen und Sänger dem Sän-

1924

Der Sängerbund des Amtes Aarwangen (Lehrergesangverein) bringt am 20./21. Dezember 1924 das Weihnachtsoratorium seines Dirigenten Ernst Kunz zur Uraufführung. Das Werk findet weitherum Beachtung. Frankfurter Zeitung: «Eine bedeutende Neuerscheinung». Kölnische Zeitung: «Man wird dem unbegleiteten Hirtenchor, dem Osanna, den Zwiegesängen, dem gross angelegten Mühseligkeit – um nur einiges zu nennen – nicht viel Gleichwertiges aus dem zeitgenössischen Schaffen an die Seite zu setzen haben....»

gerbund bei, so dass der Chor nun ungefähr 80 Aktivmitglieder zählt. Auf Vorschlag des neuen Dirigenten beschliesst man, im Frühjahr 1923 zum ersten Mal ein grosses Oratorium aufzuführen: Händels «Messias». Die Aufführung wird zusammen mit dem Stadtorchester Olten und namhaften Solisten eingespielt. Prompt werden die Konzerte in Langenthal und Olten zu einem grossen musikalischen Erfolg, wie eine sprachlich amüsante Konzertkritik im «Oltner Tagblatt» von 27. März 1923 bezeugt: «Die Aufführung ... war eine vorzügliche, wobei besonders der Chorgesang hervorzuheben ist, der dank des reichen und gut geschulten Chormaterials in der Lage war, allen gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Angenehm überrascht war man über die Interpretationsfähigkeit solcher Musikwerke durch das Oltner Stadtorchester, das doch als Dilettantenorchester angesprochen werden muss.»

Im nächsten Jahr werden gar zwei Oratorien aufgeführt: Im Frühjahr Haydns «Schöpfung» und in der Adventszeit als Uraufführung das vom Dirigenten Ernst Kunz komponierte Weihnachtsoratorium.

Damit vollzieht der Chor endgültig einen Paradigmenwechsel: Die Pflege des Liedgutes wird nun ergänzt durch Aufführungen grosser Oratorien. Da Ernst Kunz zugleich das Stadtorchester und den Lehrergesangverein Olten, später auch den Lehrergesangverein Zürich leitet, ergeben sich neue Möglichkeiten für gemeinsame Konzerte, die in den folgenden Jahren auch rege genutzt werden.

Die Neuorientierung hat jedoch auch negative Folgen für den Verein: Die Finanzen geraten zum ersten Mal in der Geschichte des Sängerbunds aus dem Gleichgewicht, da das Honorar des neuen Dirigenten mit Fr. 1200.- pro Jahr dreimal so hoch ist wie beim Vorgänger, und fast alle Oratorienaufführungen ein Defizit ergeben. Es kommt so weit, dass der Verein vorübergehend zahlungsunfähig ist und kurzfristig das Dirigentenhonorar nicht begleichen kann. Mehrere Vorstandsmitglieder und beide Rechnungsrevisoren reichen daraufhin ihre Demission ein: Man hatte über die Verhältnisse gelebt und beschliesst deshalb, den Mitgliederbeitrag zu erhöhen (auf Fr. 10.- für Aktive, Fr. 5.- für Passive). Ausserdem wird an alle Haushalte des Amtes Aarwangen ein Brief mit der Bitte um finanzielle Unterstützung verteilt. Zudem sollte nur noch jedes zweite Jahr eine Aufführung mit Orchester stattfinden, dazwischen aber Konzerte mit Orgel- oder Klavierbegleitung oder für Chor a cappella. So können die

Vereinsfinanzen wieder einigermaßen ins Lot gebracht werden. In diese Zeit fällt auch die erste Namensänderung des Chores: Nachdem schon vorher auf einigen Konzertprogrammen und in Konzertkritiken neben dem Namen «Sängerbund» die Bezeichnung «Lehrergesangverein» zu lesen gewesen war, beschliesst man im Jahr 1929, den Chor offiziell in «Lehrergesangverein Oberaargau» umzubenennen – sicherlich ein passender Name, war doch von Beginn an der weitaus grösste Teil der Mitglieder Lehrer.

1930 bis 1965: Vom einfachen Liedgut zum grossen Oratorium

Die Reiselust wird geweckt

Auf den 26. Januar 1935 treffen sich die Sängerinnen und Sänger zu einer ganz besonderen Hauptversammlung: Musikdirektor Ernst Kunz überrascht die Anwesenden mit einer Einladung des Bürgermeisters von Budapest zu einer Konzertreise. Die Stadt stellt ein 95 Mann starkes Orchester in Aussicht. Die anwesenden Mitglieder des Lehrergesangvereins sind sofort hell begeistert. Geplant ist eine Reise vom 7. bis 14. April mit einem Sonderzug ab HB Zürich über Salzburg nach Wien, eine Übernachtung im Hotel und tags darauf Weiterreise in die ungarische Hauptstadt. Am 11. April ist die Aufführung von Verdis «Requiem» in der hauptstädtischen Redoute vorgesehen. Am anderen Morgen steht ein Besuch der Königlichen Burg auf dem Programm, am Nachmittag folgt die Abfahrt mit dem Sonderdampfer der «Königl. Ungar. Flussschiffahrtsgesellschaft» nach Budafok, wo die Staatskellerei «mit Weinkostprobe» auf Einladung des «Königl. Ungar. Landwirtschaftsministeriums» zu besichtigen ist. Der Pauschalpreis für die 8-tägige Reise: 136 Franken.

Die Reise bleibt nicht ohne Nebengeräusche. An der HV vom 8. Mai folgen prompt kritische Einwände: «Herr Max Müller, Rohrbach, warnt vor Konzertreisen. Die Ungarnfahrt hat viel Staub aufgewirbelt. Wir wollen für uns schaffen.» Es folgt eine ausführliche Diskussion zum Thema, denn bereits steht ein Reise nach Rom an, auch Bologna und Paris sind im Gespräch. Ein Jahr später, an der Januar-Versammlung von 1937, ist ein auf den Herbst terminiertes Konzert des Schweizerischen Lehrergesangsvereins an der Weltausstellung in Paris traktandiert. Die



1935

Dem Auftritt des Chors am 11. April 1935 in Budapest mit Radioübertragung im ungarischen Radio ist ein so grosser Erfolg beschieden, dass noch 10 Jahre später zum Jubiläum Hilfspakete nach Ungarn gesendet werden. Das Dankesschreiben zeugt davon.

Begeisterung ist wiederum riesig, mit 44 zu 1 Stimme wird die Reise beschlossen. Die Ernüchterung erfolgt nach einem Beschluss der Präsidentenkonferenz in Zürich, aus Kostengründen auf Paris zu verzichten. Die Reise hätte Fr. 10'000.- gekostet – bei Fr. 5000.- Einnahmen. «Weitere Gründe wie politische sollen den Beschluss noch beeinflusst haben», vermerkt das Protokoll. Die Alternative, eine Paris-Reise nur der drei von Kunz dirigierten Vereine Oberaargau, Olten und Solothurn, wird letztlich vom Vorstand abgelehnt. Mit dem Vermerk: «Wir trauern deshalb nicht sonderlich, als sich auch finanzielle und technische Schwierigkeiten häufen und das Konzert abgesagt werden muss.»

Doch die Reiselust ist geweckt. Ein Jahr später, an der 73. Hauptversammlung vom 5. Mai 1938 im «Trinksaal» des Hotels Bären, wird quasi als Ersatz für Paris noch für 1938 eine Reise nach Italien in Aussicht gestellt: «Es würde je ein Konzert in Mailand, Bologna und Florenz oder Rom in Frage kommen.» Wiederum ist das Echo positiv, spontan melden sich 41 Interessenten für das Italien-Abenteuer. Die Auslagen pro Tag betragen «schätzungsweise 18 Fr.». Doch bereits an der Vorstandssitzung vom 17. Juni folgt die Ernüchterung: «Bericht über die Italienreise. Sie findet nicht statt.» Die Erkenntnis habe sich durchgesetzt, «dass der Zeitpunkt des Konzertes nicht ganz ideal ist. Es konzertiert in der selben Woche ein deutscher Chor in den gleichen Städten.» Was auf weise Vorausahnung auf die Ereignisse des nächsten Jahres hindeutet.

«Tenöre rar und kostbar wie Zucker»

Der Zweite Weltkrieg sollte die Aktivitäten des Lehrergesangsvereins auf diversen Ebenen beeinflussen. Doch vorerst steht ein erfreuliches Ereignis an: Ein Konzert «im Rahmen des Schweizer. Lehrertages» am 9. Juli in der Tonhalle Zürich. Den äusseren Rahmen bildet die grosse Landesausstellung 1939 in Zürich. Musikdirektor Ernst Kunz hat dafür wiederum die zwei Vereine von Olten und Solothurn mit den Oberaargauern vereint – diesmal noch ergänzt mit den Zürchern. Auf dem Programm stehen sieben Stücke von ausschliesslich Schweizer Komponisten, geprobt wird jeden Freitag um 17.30 Uhr im Übungssaal des Stadttheaters, die Noten müssen von jedem Mitglied persönlich im Musikhaus von Passivmitglied Schneeberger in Langenthal gekauft werden.



1931

Aus den vielen Konzerten mit Werken von Händel, Bach, Beethoven, Schubert und andern ragt wieder eine Uraufführung des Dirigenten Ernst Kunz heraus. Am 21./ 22. Nov. 1931 wird sein Werk «Vom irdischen Leben» ur-aufgeführt.

1939

Schon 1939 singt der Lehrergesangsverein Oberaargau in der Tonhalle Zürich. Mit den Chorwerken lebender Schweizer Komponisten muss das ein anspruchsvolles Programm gewesen sein.

Der gelungene Auftritt in Zürich zusammen mit befreundeten Chören motiviert wiederum zum Blick über die Landesgrenze hinaus: Die Vereinigung Schweizerischer Lehrergesangsvereine plant für das Pfingstwochenende vom 11. bis 13. Mai 1940 eine Konzert-Reise nach Mailand. Als Höhepunkt ist eine Aufführung der Matthäus-Passion von Johann Sebastian Bach unter Leitung von Ernst Kunz in der Scala vorgesehen. Für die Oberaargauer ist in der III. Klasse, Wagon No. 3 reserviert, Abfahrt ab Olten um 06.25 Uhr. Die Kosten für die Einzelrückreise für Chiasso-Olten liegen bei Fr. 5.50, in der II.Klasse bei Fr. 7.50, dazu für Mailand-Chiasso 2.-, beziehungsweise 2.50. Zu beachten sind ferner die Devisenvorschriften, wonach höchstens 200 Lire in Banknoten à 10 Lire nach Italien mitzubringen sind. Direktor Kunz weilt bereits für Orchesterproben in Mailand – «da brach bekanntlich der Sturm im Westen los». Wegen der plötzlichen Generalmobilmachung wird die Reise «im letzten Augenblick» abgesagt und «liquidiert», die bereits entstandenen Unkosten von Fr. 1040.- auf die Chöre und die Reiseteilnehmer aufgeteilt.

Der Weltkrieg und der Aktivdienst bleiben selbstredend nicht ohne Folgen für den Chorbetrieb. «Der Ablösungsdienst riss da und dort empfindliche Lücken in die ohnehin nicht hohe Zahl der Tenöre und Bässe», ist im Jahresbericht von 1942 nachzulesen. Bestellte Noten treffen nicht ein: «Kriegsbedingte Verspätung!», so hiess es. Eine gemeinsam mit Olten und Solothurn geplante, grosse Aufführung des Kunz-Requiems platzt schliesslich nach etlichen Proben: «Wir standen plötzlich vor dem Nichts. Was tun?» Auch die später wieder aufgenommenen Proben am Requiem von Kunz bereiteten viel Mühe: Dieses Werk sollte eine wahre «Via dolorosa» werden. Bei Proben mit gerade noch 28 Mitgliedern für die Matthäus-Passion steigt der Frust – und der Jahresbericht von 1944 sorgt sich ernsthaft: «Tenöre rar und kostbar wie Zucker in unserer Kriegswirtschaft und Bässe ein kleines Trüpplein getreuer. Sopranistinnen sind genügend und im Alt dominiert – man entschuldige – die Quantität.»

Vielversprechende Wende, «klingende Kehlen»

Die ungenügenden Probenbesuche und die angespannten Finanzen sollten zu zwei Dauerthemen werden in den ersten Nachkriegsjahren. Am Sängertag vom 6. Juni 1947 in Madiswil nehmen gerade mal 20

Mitglieder teil, was zum erbosten Eintrag im HV-Protokoll führt: «Wirklich mager! Es wäre besser, solche Beschlüsse nicht zu fassen, wenn viele, die dafür gestimmt haben, nicht einmal erscheinen.» Auch die miserablen Probenbesuche führen zu Unstimmigkeiten und Frust: «Der Vorstand wird keine Mühe und Arbeit scheuen, Proben, Konzerte usw. zu organisieren, wenn er nur der Gefolgschaft der Mitglieder sicher ist – oder wäre!»

Der Jahreswechsel 1949/50 bildet gleich mehrfach einen Wendepunkt: Einerseits wird erstmals ein Konzert, die Solothurner Aufführung des Kunz-Oratoriums «Vom irdischen Leben» auf einen Tonträger aufgenommen. An der HV vom 24. Januar wird die «Stahlbandwiedergabe» abgespielt: «Während 2 Stunden hörten wir uns selbst singen, was nicht etwas Alltägliches ist.» Die Wiedergabe des Konzertes «gelang recht gut», vermerkt das Protokoll, «doch war das Anhören nach 1-2 Stunden etwas ermüdend.» Zudem schleicht sich leichte Enttäuschung ein: «Die Apparate vermochten vor allem die vielgestaltigen und gewaltigen Chor- und Orchesterklänge nicht originalgetreu wiederzugeben.»

Auf Ende 1949 geht zudem eine Ära zu Ende: Ernst Kunz demissioniert, zu seinem Nachfolger wird Wilhelm Schmid, Musikdirektor von Burgdorf, gewählt. Mit dem Abgang des legendären Kunz löst sich auch die Konzertgemeinschaft mit Olten, Solothurn und periodisch mit Zürich auf. Doch es eröffnen sich neue Perspektiven. Die erste Probe mit Schmid am 14. Februar 1950 hinterlässt jedenfalls einen viel versprechenden Eindruck: «Es war ein glücklicher Start.»

Zwei Jahre später ist im Jahresbericht 1952 von einem vielversprechenden Neuanfang die Rede: 31 Proben, 4 Extraproben und 3 Aufführungen! Unterstützung aus Burgdorf und freundliche Mitwirkung des Kinderchors Langenthal unter Robert Favre, Roggwil. Was eine Gemeinschaft von zuletzt «über 100 älteren und jüngeren, klingenden Kehlen» ergibt. Prompt wird Händels Messias in Langenthal und Herzogenbuchsee zum Erfolg. «Und dann das seltene Wunder: Nicht nur ein musikalischer, sondern auch finanzieller Erfolg: Mit fast 1000.- Überschuss ist es ein nie gesehener Rekord seit Bestehen des L.G.V.!» Gemeinsame Auftritte mit dem Kinder- und Jugendchor sollten leider spätestens ab 1978 nicht mehr möglich sein, da die Herren Dirigenten ihre durchaus eigenwilligen Vorstellungen durchsetzen wollen.

Was singen bewirkt

Gemäss wissenschaftlichen Studien wirkt Singen stimmungsaufhellend und beruhigend. Es hat verschiedene Einflüsse auf körperliche Vorgänge. Hauptsächlich beeinflusst das Singen den Parasympathikus. Dieser ist zusammen mit dem Sympathikus für das vegetative Nervensystem zuständig. Es reguliert die unwillkürlichen Abläufe in unserem Körper, wie Atmung, Herzschlag, Durchblutung, Schlaf. Der Sympathikus aktiviert, der Parasympathikus beruhigt diese Zustände. Singen aktiviert unseren Parasympathikus, was den Blutdruck und den Puls verlangsamt, die Skelettmuskulatur entspannt und uns beruhigt. Es dient dem Stressabbau und ähnelt in den Wirkungen den Effekten eines Entspannungszustandes der durch Meditation hervorgerufen wird. Beim Singen wird die Kehlkopfmuskulatur intensiv gebraucht. Diese ist mit dem Vagusnerv verbunden, der direkt ins Hirn gelangt und das Vegetative Nervensystem beeinflusst.

Haben Sie gewusst: Singen stärkt das Immunsystem. In einem Forschungsprojekt wurden bei Sängerinnen und Sängern eines Chores vor und nach der Probe ein Speicheltest gemacht, bei dem das Immunglobulin A bestimmt wurde. Immunglobulin A ist ein Antikörper, der in unserem Körper Keime in den Schleimhäuten des Mundes und des Darms abwehrt und sie neutralisiert, damit sie nicht tiefer in den Körper eindringen können. Nach dem Singen war der Wert des Immunglobulin A markant gestiegen. Das gleiche geschah bei Kindern, die Krebs hatten. Wurde mit ihnen gesungen, stiegen ihre Immunglobulin-A-Werte und sie hatten eine bessere Immunabwehr. Umgekehrt funktioniert es aber auch: Wenn man sich ein paar Minuten heftig ärgert, geht die Produktion des Immunglobulin A für sechs Stunden zurück. Dabei macht es einen grossen Unterschied, ob man selbst singt oder «nur» zuhört. Das blosses Hören von Musik lässt das Immunsystem kalt.

Erst seit kurzer Zeit weiss man: Unser Herz verfügt über ein eigenes Nervensystem. Dieses kann auf musikalische Tempi reagieren und synchronisieren. Wenn wir längere Zeit miteinander singen, stellt sich allmählich ein gemeinsamer Herzrhythmus ein. Eine neuere Studie von schwedischen

Forschern belegt, dass auch der Herzschlag beim gemeinsamen Singen beeinflusst wird. Durch das koordinierte Ein- und Ausatmen passt sich der Herzschlag der Sänger an, ihr Herz schlägt sozusagen im Gleichtakt. Wenn wir singen, beginnt das natürliche Vibrato zu schwingen und zwar mit einer Frequenz von 4 bis 7 Schwingungen pro Sekunde. Unsere Resonanzräume öffnen sich und das Vibrato kann direkt auf das Gehirn einwirken und den Thetazustand aktivieren. Dieser Zustand entsteht bei langsamen Gehirnwellen von 4 bis 7 Herz. Die langsamen Gehirnwellen verbessern die Kommunikation der beiden Gehirnhälften, erhöhen die Lern- und Erinnerungsfähigkeit und fördern assoziatives und kreatives Denken.

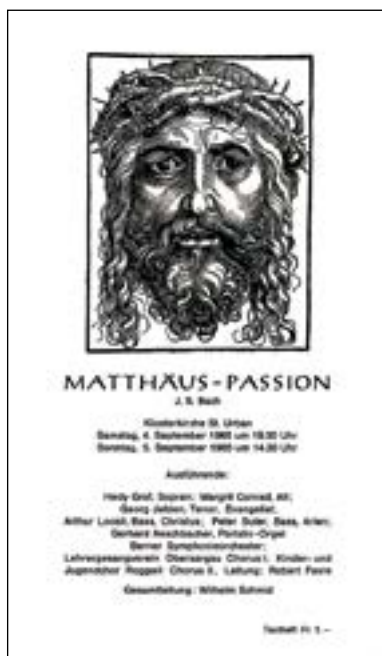
1948

Für die Sängerinnen und Sänger des Chors ist es gewiss ein Höhepunkt, mit berühmten Solisten zu singen, z. B. mit Maria Stader und Ernst Häfliger.

«Lebenswärme in die leicht verkalkten Blutbahnen»

Die Finanzen sind und bleiben eines der zentralen Themen der Chorgemeinschaft: Nach jeder Aufführung mit grösserer Besetzung droht ein Loch in der Vereinskasse. Daran kann auch Walter Läng nichts ändern, der während 21 Jahren, von 1962 bis 1983 den Verein mit viel Geschick, Engagement und Humor präsidiert. So formulierte er nach einem defizitären Bach/Beethoven-Konzert im Jahresbericht 1962 unbeirrt die Durchhalteparole: «Wir bleiben nach wie vor ein Verein mit idealer Zielsetzung, der sich immer wieder phönixartig aus der Asche defizitärer Veranstaltungen emporschwingt! Wohl ziehen wir unsere Lehren, aber einzig aus pessimistischen finanziellen Erwägungen heraus dürfen wir uns die Schwingen unserer Tatenfreudigkeit nicht zurückstutzen lassen.» Eine Konsequenz war immerhin, auch bescheidenere Konzerte zu veranstalten. Wie der Auftritt in der «Nebenaus-Kirche» von Rüegsau - inklusive Mittagessen auf der Lueg mit Bernerplatte und Braten und weiteren Stationen auf der Heimreise in der «Sonne» von Affoltern und schliesslich im Hirserenbad. Ein Programm, das den leutseligen Läng zum Eintrag veranlasst: «Ich glaube, dass es nicht unklug ist, derlei bescheidene Unternehmen in unser Vereinsjahr einzustreuen, da es unserem eher etwas kühlen Verein eine gewisse Lebenswärme in die zeitweise leicht verkalkten Blutbahnen einimpft!» Schliesslich bleibt Läng die Hoffnung, dass der Verein «breitere Wurzeln schlagen könnte und aus seinem etwas abgehobenen Sonderdasein heraustretend eine weitere Öffentlichkeit zu ergreifen» sucht.

Allerdings hat der Gang in die Öffentlichkeit seine Tücken: Auch ein allenfalls kritisches Echo will ertragen sein. Am 17. Juni 1973 nimmt der Chor am Kreisgesangsfest in Wiedlisbach teil. Und zwar mit einer von Musikdirektor Alban Roetschi zusammengestellten kanonischen Kantate mit 5-stimmigem Schlusssatz von Paul Peuerl. Was die beiden Experten zu einem wenig schmeichelhaften Bericht veranlasst: «Der Lehrergesangsverein hat so viele Qualitäten auszuspielen, dass man bedauerte, ihn nicht mit einem technisch-musikalisch anspruchsvolleren Werk zu hören. Die Gestaltung ging vom Text aus, war durchaus spürbar und einleuchtend. Trotzdem macht der an sich untadelige Vortrag einen etwas hausbackenen Eindruck. Vermehrte Brillanz und Lebendigkeit hätten nicht geschadet.» Die Kritik der Experten veranlasst Präsident Walter Läng umgehend



1965

Zum 100. Jubiläum singt der Chor am 4./5. Sept. 1965 die Matthäus-Passion von Johann Sebastian Bach in der Klosterkirche St. Urban. Das Protokollbuch vermerkt, dass dies das letzte grosse Konzert unter dem Dirigenten Schmid war.

zur bissigen Bemerkung: «Da man weiss, dass gewissen Berufsmusikern gelegentlich ein grössenwahnartiger Hang zum Spintisieren eignet, nehmen wir dieses dialektisch-spitzfindige Gemecker durchaus nicht tragisch – fühlen wir uns doch in unserer musikalischen Wirksamkeit längst über Lob und Tadel erhaben.»

1965 bis 2015: Vom Lehrergesangsverein zum Konzertchor

Grosser Chor mit grossen Auftritten

Während zwei Jahrzehnten sollte eine Persönlichkeit den Chor prägen: Alban Roetschi. Der Komponist und Musikpädagoge wird 1966 zum Probedirigieren eingeladen. Bei einem Gespräch im Herbst 2014 im gemütlichen Wohnzimmer der Seniorenresidenz Dörfli in Solothurn erzählt er schmunzelnd: «Als ich nach Hause kam, fragte mich meine Frau, wie es gegangen sei. «Jesses Gott», sagte ich zu ihr. «Sie können gut Noten lesen, singen aber schlecht.»» Er habe eigentlich nicht damit gerechnet, noch einmal etwas von diesem Chor zu hören. Doch zwei Wochen später erfährt er am Telefon vom damaligen Präsidenten Walter Läng, sie hätten ihn gewählt. «Machsch es emol», habe er sich gesagt. Und dann bleibt er 20 Jahre...

Für ihn, der zuerst noch kein Auto hatte, ist Langenthal weit weg. Er fährt in der ersten Zeit mit dem Zug, das braucht viel Zeit. Der Chor hat ihn jedoch rasch akzeptiert und es herrscht eine gute Stimmung. «Der Präsident war sehr herzlich und hat mir geholfen, wo er nur konnte.» Der neue Dirigent führt Stimmbildung ein. Sein Ehrgeiz ist es, die Stimmqualität des Chors zu verbessern, was ihm auch gelingt. Das Problem sind die fehlenden Tenöre, bei den Proben sind oftmals nur drei dabei. An einen der Tenöre erinnert sich Roetschi noch gut: «Er wollte immer die lateinischen Texte auf Deutsch singen und hat sie dann selber übersetzt.» Der Lehrergesangsverein ist Roetschis erster grosser Chor. Einer seiner heimlichen Wünsche ist es schon lange, einmal mit einem Chor den «Elias» von Mendelsson aufzuführen. «Obwohl man damals sagte, dieses Werk könne man nicht aufführen.» Er tut es trotzdem, zusammen mit dem Orchester Winterthur. Nach dem Konzert gibt es sehr gute Kritiken, man rühmt Roetschis Mut. Er selber erinnert sich nicht ohne



Konzert in der Klosterkirche
St. Urban, 1970

Stolz: «Es war wohl das erste Mal seit dem Krieg, dass Elias in der Schweiz wieder aufgeführt worden war. Und erst noch ungekürzt, es ging mehr als zwei Stunden.»

«Notgedrungen» habe er jeweils seine verschiedenen Funktionen unter einen Hut bringen müssen: die Arbeit als Musiklehrer, als Chorleiter und als Komponist. Komponiert habe er eher wenig, doch er fing schon als Bub damit an. «Ich wusste aber damals noch gar nicht, was ich da machte.» Das Musizieren hat er hingegen im Blut: Zuerst spielt er Geige, später dann Klavier und «so nebenbei» auch noch Klarinette und andere Blasinstrumente. Rückenbeschwerden zwingen ihn letztlich, seine Tätigkeit beim Konzertchor zu beenden. Zuvor wird er jedoch noch als Dirigent zum Cäcilienverein berufen und leitet eine Weile beide Chöre. «Das Oratorium von Händel führten wir zweichörig auf, das war wunderbar!» Sein Sohn Adalbert löst ihn schliesslich beim Lehrergesangsverein ab. «Nach der Pensionierung lernte ich endlich richtig Klavier spielen», sagt Roetschi lachend. Er spiele täglich, und sei glücklich, dass er den Flügel auch in die Seniorenresidenz mitnehmen konnte. «Ich brauche das. Ich muss Musik machen können, das ist mein Rosenkranz.»

Seine letzte Komposition, ein Klavierkonzert, wird zu seinem 90. Geburtstag aufgeführt. Alban Roetschi verstirbt am 19. Februar 2015 im Alter von 92 Jahren, nur sechs Tage nach seiner Frau Margrit.

Heimatlosigkeit und Überfremdungsgefühl

In den beiden letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts stellt der Lehrergesangsverein die Weichen zu einem umfassenden Chor mit dem Potential zu ganz grossen Auftritten. Einen Beginn macht die Vorstandssitzung vom 24. April 1989, als eine erste Annäherung an den «Wasserämter Singkreis» diskutiert wird. Erstmals taucht die Idee einer «Öffnung unseres Oratorienchors durch Änderung der Strukturen und des Namens» auf. Ein Jahr später ist ein erster Schritt dieses Wandels vollzogen, indem keine Lehrkraft mehr im Vorstand sitzt. Was intern zu Unruhe und Verunsicherung führt. Stellvertretend für die damalige Stimmung schreibt der ehemalige Vizepräsident Jakob Willimann «Zur aktuellen Situation des Lehrergesangsvereins Oberaargau im Jahre 1994» über die vielen neuen Sänger, die rund die Hälfte der damaligen Aktiven ausmachen: «Dieser Sprung nach vorne bzw. Sprung vom kleinen Chor zum grossen Chor ist aber nicht einfach

1975

Die Aufführung von Mozarts Requiem am 30. Aug. 1975 in St. Urban muss ein Höhepunkt der Ära Alban Roetschi gewesen sein.

Vereinspräsident Walter Läng schreibt im Protokollbuch darüber:

«Dass dieses Konzert ein einmalig grossartiger Erfolg war, ist uns allen noch in wärmster Erinnerung. Auch wenn die Kritik eines gelbschnäbeligen Schreiberlings behauptete, wir hätten ein «Programm mit schlechthin unvereinbaren Werken» dargeboten, empfanden wir es, ganz im Gegenteil, geradezu als genial konzipiert.»

1986

Abschiedskonzert Adalbert Roetschi.

13./14. Sept. 1986 Elias in Herzogenbuchsee und Solothurn

zu verdauen. Für viele «altgediente» Mitglieder brachte der Wechsel in Leitung und Grösse eine schwere Belastung, verbunden mit einer gewissen Heimatlosigkeit, eine Art Überfremdungsgefühl macht sich breit.» Und zur Zusammenarbeit mit den neuen Sängerinnen und Sängern hält Willimann fest: «In den Proben wird man manchmal nur kurz mit einigen (ungenügenden) Informationen abgefertigt, zu einem gemütlichen Kennenlernen-Schwatz ist keine Zeit ...» Was ihn zur beunruhigenden Analyse bringt: «Im Augenblick fehlt unserem Chor also gewissermassen die Identität, die Persönlichkeit. Wir sind in eine Art Chorpupertät geraten und wissen nicht recht, was wir – ausser gemeinsames Singen – denn nun eigentlich miteinander anfangen sollen.»

In diese verunsicherte Stimmung hinein fällt der Einstand des neuen Dirigenten Markus Oberholzer mit dem Mozart-Requiem in der Kirche Langenthal am Samstag, 17. September 1994 und tags darauf in Herzogenbuchsee. Der Pressebericht sollte für den Chor und seinen neuen Mann am Dirigentenpult wie Balsam sein: «Als eigentlicher Star der Aufführung legitimierte sich der Lehrergesangsverein Oberaargau... In Langenthal versprühten der Chor und sein Leiter die ganze Dimension von berührender Innigkeit (herrliche Piani) und entfesseltem Inferno. Der Chor liess keine Ermüdungserscheinungen hören, fesselte mit dynamischer Gestaltungskraft, präziser Intonation und ausgewogenen Stimmen.»

Reisen nach Budapest und nach Rom

Der Erfolg mit dem Mozart-Requiem beflügelte den Chor und lässt ihn neue Pläne schmieden für eine Reise nach Budapest. Gesagt, getan: Im Oktober 1994 zum ersten Mal und im Oktober 1998 gleich noch einmal reist der Lehrergesangsverein nach Budapest. Die Konzertreisen sollten einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Verena Arn erinnert sich:

Nach zwei Aufführungen des Mozart Requiems in unserer Region mit dem Donau-Sinfonieorchester Budapest, reisen die Chormitglieder erwartungsfroh nach Budapest. Es werden fröhliche Tage, ausgefüllt mit Proben, Ausflügen, gemütlichem Beisammensein und zwei Konzerten, eines in der Matthiaskirche, das andere im Dunapalota. Unvergesslich bleibt der Ausflug in die Puszta! Es gibt Spanferkel und genügend Tokajer! Auf der Heimfahrt wird es still im Bus, ein Nickerchen ist fällig. Szenenwechsel: Ankunft im Hotel, das kleine Schwarze liegt bereit, Fahrt



2007

Besondere Ansprüche an den Chor stellte das Werk von Michael Tippett, «A Child of our time» am 8./9. September 2007.

Das «Langenthaler Tagblatt» schreibt: «Die grosse Gesangs-gemeinschaft (Konzertchor Obergeraargau und Singkreis Wasseramt) ergab einen Klangkörper, der feinnervig und wenn nötig eruptiv bei stimmlicher Klarheit gestaltete. Beide Chöre brillierten mit ihrem geschulten Tongedächtnis für dieses nicht alltägliche moderne Werk.»

zur Kirche und schon beginnt das Konzert. Die Kehlen sind geschmiert, wir finden, es töne gut, wir geniessen den Auftritt – unser Dirigent umso weniger... So kommt es, dass auf unserer nächsten Budapest-Reise nur noch ein Ausflug geplant wird, und sicher nicht an einem Aufführungstag! Diesmal dürfen wir zweimal mit der Gounod-Messe auftreten, zuerst in der Laszlo-Kirche, dann im Dunapalota. Der Car holt uns im Hotel ab, bleibt im Stau stecken, und wir treffen ganz knapp vor Beginn des Konzertes in der Kirche ein. Ohne Einsingen stellen wir uns im Chor der vollbesetzten Kirche auf, das Konzert beginnt. Volle Konzentration ist gefordert – und es gelingt. Die Zuhörer sind begeistert – und wir auch. Nach dem Konzert geht's ins Café New-York. Ungarische Geigenklänge empfangen uns, und schon sind die Geiger an unseren Tischen, spielen «ds Burebüebli» und bald schon ist der Konzertchor im Tanzschritt unterwegs. Spät in der Nacht verlangen auf Gäste wartende Taxifahrer horrend Preise. Ein stadtkundiger Sänger ruft kurz entschlossen zum Marsch auf und so kommt es, dass wir, schwarz gewandet, eine Stunde durch die schlafende Stadt Budapest in unser Hotel wandern, etwas müde zwar, aber beschwingt und glücklich vom Erlebten. Am letzten Abend sind wir vom Orchester zu einem Konzert im Dunapalota eingeladen. Ein buntes Programm begeistert uns. Da tönt, ausser Programm, Musik aus der Zauberflöte – Papageno tritt auf, singt. Da kommt Bewegung in die Reihen des Konzertchores, wir erkennen in Papageno unseren Dirigenten Markus Oberholzer. Wir freuen uns sehr an diesem gelungenen und schönen Geschenk an uns.

Das gemeinsame Erleben bleibt unvergesslich, und wir werden uns immer dankbar an diese wunderbaren Tage der zwei Budapester-Konzertreisen erinnern.

Im Oktober 2009 startet der Chor zur längst geplanten und damals im Vorfeld des 2. Weltkrieges letztlich abgesagten Konzertreise nach Rom. Ein Auszug aus der Mittelland Zeitung beschreibt die «Klingende Reise in die ewige Stadt».

Eine Umfrage im Chor Ende 2008 zeigt, dass die Mehrheit des Chors von der Idee einer Konzertreise nach Rom begeistert ist. Weil bekanntlich viele Wege nach Rom führen, treffen die Sänger per Flugzeug, Car und Zug in der Stadt am Tiber ein, wo sie ein volles Programm erwartet: Proben, Führungen, eigenes Erkunden der Stadt mit ihren berühmten

Der Konzertchor vor dem Petersdom, nach einem Auftritt in einer Messe beim grossen Altar.
Foto der Romreise von 2009



Bauwerken, Kirchen und Brunnen. Alle geniessen die sommerliche Wärme und ab und zu auch das Dolcefar niente. Zum Highlight wird die Aufführung der Credo Messe. «Als die letzten Töne des Agnus Dei in der einmaligen Akustik der Chiesa di San Paolo entro le Mura verklungen waren, war ich einen Moment traurig, weil dieses lang herbeigesehnte Konzert nun vorbei war,» erzählt eine Sängerin, «bestimmt erhalten nur wenige Chöre solch eine Chance. Mit diesen Worten lässt sich dieses einzigartige Erlebnis kaum beschreiben.» Auch das internationale Publikum zeigt sich ergriffen von der Darbietung und bedankt sich mit stehenden Ovationen. Erwartungsfroh und offen zeigt sich auch der Chor, als er im völlig überfüllten Bus eine halbe Stunde unterwegs ist zur Hauptprobe. Vergessen sind Hitze und Gedränge, als durch die offenen Türen der Kirche die wunderschöne Musik von Mozart erklingt. Der Petersdom gehört zu den grössten sakralen Bauwerken der Welt. «Mich beeindruckte die Kombination mit der vormittäglichen Führung St. Petersplatz und Petersdom und die spätere Teilnahme am Vespergottesdienst. Das war ein einmali-



Künstlerin Margrit und Komponist
Alban Roetschi, Solothurn.
Foto: Hanspeter Bärtschi,
az Solothurner Zeitung, 12.8.2014

ges Gefühl, als wir vom Coro neben den Touristen, Pilgern und Abschränkungen vorbeigeführt und neben der Orgel platziert wurden,» schwärmt ein Sänger. Als Überraschung für den Chor spielt ein Organist der Schweizer Garde. Nach dem Gottesdienst überquert man die Engelsbrücke und wirft nochmals einen Blick zurück auf den Petersdom. Blutrot versinkt die Sonne hinter der Kuppel des Doms. Dieses wunderschöne Bild wird wohl ewig in den Herzen der SängerInnen haften bleiben, und an die Konzertreise in der Ewigen Stadt erinnern.

Mit den Carmina unterwegs in die schönsten Konzertsäle

Ein in dieser Zeit veröffentlichtes Inserat fasst den neuen Geist im Chor zusammen: «Wir sind nicht nur Lehrer, alle Sangesfreudigen sind herzlich willkommen in unseren Proben.» Der Paradigmen-Wechsel führt letztlich 1999 zum heutigen Namen: Konzertchor Oberaargau.

2006 bietet Manfred Obrecht, langjähriger Leiter der Oberaargauer Brass Band (OBB), dem Konzertchor an, bei den traditionellen Weihnachtskonzerten in Rohrbach und Langenthal mitzuwirken. Diese Zusammenarbeit wird im folgenden Jahr wiederholt und öffnet dem Chor neue Tore: Zusammen mit dem Singkreis Wasseramt darf der Konzertchor unter dem Namen Classic Festival Chor im März 2008 zum ersten Mal im KKL Luzern auftreten. Unter der Leitung von Manfred Obrecht und begleitet von der Philharmonie Baden-Baden singt der Chor Opernchöre verschiedener Komponisten. In der gleichen Besetzung und mit einem ähnlichen Programm gibt es zwei Jahre später einen zweiten und mit einem Weihnachtskonzert 2012 einen dritten Auftritt im KKL.

Apropos Weihnachten: Im Frühjahr 2009 sind aus der Linksmähderhalle Madiswil ganz ungewohnte Klänge zu hören: «Stille Nacht» im April! Der Grund: Manfred Obrecht produziert im Hinblick auf die nächsten Weihnachtskonzerte mit der OBB und dem Classic Festival Chor eine CD mit dem Titel «A Christmas Celebration».

Die Carmina Burana von Carl Orff sind für den Chor ein besonders erfolgreiches Stück. Schon die Aufführung von 1999 in der Markthalle Langenthal findet überwältigenden Anklang. Das «Langenthaler Tagblatt» titelt am 13.9.1999: «Vaganten in der Markthalle» und schreibt: «...Ihre Aufführung von Orffs Originalfassung der «Carmina Burana», angereichert mit szenischem Spektakel von Plätzen, Schänken und Liebeshöfen, wurde

Classic Festival Chor in der Victoria Hall Genf, anlässlich der Dezembertournee Postfinance 2011



Markus Oberholzer, Dirigent
des Konzertchores seit 1993
Foto: Marcel Bieri (Berner
Zeitung BZ), 2013



vom Publikum begeistert aufgenommen.» Dieser Erfolg wird mit den Aufführungen vom 6. /7. Nov. 2010 in der Rythalle Solothurn getopt. Und am 4. Dez. 2011 schreibt «Der Sonntag»: «In der Champions League dabei». Gemeint ist der Konzertchor Oberaargau. Auf Einladung von «Postfinance» kann der Chor zusammen mit dem Singkreis Wasseramt die Carmina Burana in den schönsten und besten Konzertsälen der Schweiz vor vollen Rängen singen: Im Kultur- und Konzertzentrum Luzern, in der Victoria Hall in Genf, im Casino Bern und Basel und in der Tonhalle Zürich. Die «Basler Zeitung» schreibt am 19. Dez. 2011: «Dabei konnte Baleff (der Dirigent der Philharmonie Baden-Baden) ganz auf die Qualitäten des hauptsächlich mit Laien besetzten Chors zählen, der sich durch Ausgewogenheit in den Stimmgruppen, Sicherheit in Intonation und Rhythmus sowie durch sorgfältige Textartikulation auszeichnete.»

Die Zukunft der altherwürdigen Gemeinschaft singender Oberaargauerinnen und Oberaargauer scheint gesichert. Eine kürzlich durchgeführte Umfrage unter den Chormitgliedern hat ergeben, dass der Konzertchor Oberaargau weiterhin grosse geistliche und weltliche Werke einstudieren möchte. Die nächsten Aufführungen der Carmina Burana im KKL Luzern und in der Rythalle Solothurn sind bereits fest eingeplant.

Neuerscheinungen



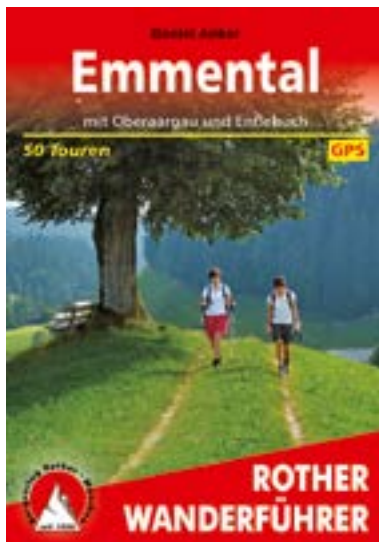
300 Jahre Schloss Thunstetten

Eine hübsche, kleine und – meiner Ansicht nach – fast zu bescheidene Festschrift erschien im Frühsommer 2015 anlässlich der 300-Jahrfeier des Schlosses Thunstetten. Auf knapp 50 Seiten erfährt man von damals bis heute die interessante und bedeutungsvolle Geschichte des 300-jährigen französisch-barocken Sommersitzes. Der reich bebilderte Foto- und Textband ist ein gelungenes, fein gestaltetes und schön gedrucktes Werk, welches diesem Kulturgut von nationaler Bedeutung sicher gerecht wird. Allerdings, noch empfehlenswerter als die Publikation, ist ein echter Besuch im Schloss Thunstetten.

300 Jahre sind drei Mal 100 Jahre – Zeitabschnitte ausserhalb unseres gelebten Alltags. Denkt man! Der Autor dieses Buchs, Max Jufer, sieht das freilich zu recht ganz anders: Mit seinen 93 Jahren hat er uns erneut eine seriöse Publikation geschenkt.

Daniel Gaberell

48 Seiten, Format 22,5 x 23 cm, Pappband und Fadenheftung, Merkur Druck AG, ISBN 978-3-905817-64-5, Fr. 28.-



Wanderführer Emmental mit Oberaargau und Entlebuch, 50 Touren

Warum denn in die Ferne schweifen, wenn das Schöne liegt so nah? Dies sagte sich auch Daniel Anker, er hat schon viel von der Welt gesehen und hat Wanderführer zu Kalifornien, Langedoc-Roussillon, Côte d'Azur, Tessin, Lac Léman, Waadtländer und Freiburger Alpen, sowie dem Berner Oberland verfasst. Sein neustes Werk beschreibt 50 Touren durch das Emmental, den Oberaargau und das Entlebuch. Der praktische Führer im Taschenbuchformat ist ein Muss für Denjenigen, welcher am Wochenende den «Chlapf» getrost in der Garage stehen lässt, vor die Haustüre tritt, um sein Glück in der Region zu suchen, um es mit grosser Wahrscheinlichkeit dort auch zu finden! Das reich bebilderte, und gut struk-

turierte Büchlein beschreibt die schönsten Routen durch die drei aneinander liegenden Regionen. Die integrierten Karten, Hinweise zu Sehenswürdigkeiten, kulinarischen Erlebnissen und Angaben zum «Anstrengungsgrad» geben dem Wandernden alles was er für seine Glückssuche benötigt. Bleibt lediglich, dem Rucksack die obligaten Ovo-Riegel, Tutti Frutti und einen süffigen Früchtetee hinzuzufügen.

Andreas Greub

Daniel Anker: Wanderführer Emmental mit Oberaargau und Entlebuch, 50 Touren. Bergverlag Rother, 208 Seiten mit 141 Farabbildungen, 50 Höhenprofilen, 50 Wanderkärtchen im Maßstab 1:50.000, 1:75.000, 1:100.000, 2 Übersichtskarten im Maßstab 1:400.000 und 1:800.000, GPS-Daten zum Downloaden, im Format 11,5 x 16,5 cm, kartoniert mit Polytex-Laminierung, ISBN 978-3-7633-4451-2, Fr. 19.90



Kochkulturen im Oberaargau – Übere Täuerrand

Afghanistan, Sri Lanka, Iran, Peru, Kenia, Brasilien, Thailand und Litauen – Köchinnen und Köche aus diesen Ländern haben, zusammen mit Sandra Antonietti, 86 Speisen an acht Kochabenden im «Waldhof» in Langenthal zubereitet. 160 Personen haben sich für die Kochkurse im Jahre 2013 angemeldet – ein Grosserfolg, ohne Zweifel! Dass nun daraus ein Kochbuch entstand, ist eigentlich nur logisch. Pedro Lenz verfasste ein feines Vorwort, und die Gestaltung des Grafikbüros P'Inc ist ein Wurf.

Ausdrucksstarke Fotos von Menschen und Speisen machen einen hungrig und wecken Lust auf fremde Länder und Kulturen. Und die klar strukturierten Rezepte und Texte über die Köche und Köchinnen würzen die farbigen Buchseiten – bravo!

Danke der Jungen Wirtschaftskammer Oberaargau (JCI Oberaargau), die diese regionalen Kochkulturen ermöglicht und organisiert hat.

Daniel Gaberell

160 Seiten, 18,2 x 26,5 cm, Pappband, Fadenheftung, erschienen im Kulturbuchverlag Herausgeber.ch, nach einer Idee der JCI Oberaargau, Fotos von Simon Habegger, gedruckt bei der Merkur Druck AG, ISBN 978-3-905939-31-6, Fr. 38.-



Valentin Binggeli
**Mutter Doras
letzte Liebe**

herausgeber.ch

Mutter Doras letzte Liebe

Eine schöne Sammlung von längeren und kürzeren Geschichten schenkt uns Vali Binggeli zum Bücherherbst 2015. Nicht in Mundart, wie man vielleicht erwarten könnte, sondern in Hochdeutsch, mit dem typischen Duktus des Autors, der lieber mal einen Punkt mehr setzt als üblich und dadurch prägnante Sätze und Aussagen im tatsächlichen Sinn auf den Punkt bringt.

Es sind zum Beispiel Dorfgeschichten von damals, welche wunderbar bis in die heutige Zeit hinein passen. Figuren werden gezeichnet und erfunden (allerdings: vielleicht streift das eine oder andere auch Biografisches des Autors, wer weiss?), und je mehr man über diese Charakteren liest, desto mehr entsteht ein inneres Bild dieser Person, und die meisten werden einem dadurch sympathisch.

Und es sind Gedanken von heute, zum Beispiel jene über das Kranksein und das Pflegepersonal im Spital, die der Autor als konkrete Erlebnisse zum Anlass nimmt, um sich anschliessend – als hätte er die Zügel losgelassen – zusammen mit dem Leser auf eine philosophische Reise zu begeben.

Es sind keine moralischen Texte, die uns der Autor vorlegt, aber es handeln einige Geschichten davon, wie die Protagonisten nach Lehrstunden des Lebens zu einer guten Einsicht gelangen – manchmal ganz offensichtlich, hie und da unterschwellig, beinahe im Verborgenen.

Die Neuerscheinung wird, wie bereits bei früheren Werken des Autors, illustriert vom Künstler Max Hari – diesmal sind es Holzdrucke.

Daniel Gaberell

228 Seiten, Format 13 x 19,5 cm, Broschur, Kulturbuchverlag Herausgeber.ch, lektoriert von Peter Glatthard, gestaltet von Werner Sutter, ISBN 978-3-905939-32-3, Fr. 27.-



Dicke Post, Kolumnen

Zwischen 2005 und 2012 schrieb Peter Marthaler Kolumnen für das «Langenthaler Tagblatt». Die Schweizerische Mobiliar hat 27 davon in einem Bändchen herausgegeben. Marthaler ist in Langenthal aufgewachsen und hat den Bezug zu seiner Heimat nie verloren. Er arbeitete als Reporter und Moderator beim Schweizer Radio, später wurde er bekannt als Korrespondent des Schweizer Fernsehens. In dieser Rolle realisierte er oft auch Beiträge über Langenthal und den Oberaargau. Nach der TV-Zeit war Peter Marthaler Mediensprecher bei der Swiss, ab 2005 zehn Jahre lang Medienkommunikator bei der Schweizer Mobiliar Versicherungsgesellschaft.

In seinen Kolumnen greift Marthaler meist alltägliche Situationen auf. Mit Humor, Witz und Ironie erzählt er von Gegebenheiten, die ihm aufgefallen sind. Sein kritischer Blick entlarvt dabei so manche Tätigkeit, die in der heutigen Gesellschaft zur Gewohnheit geworden ist. In vielen Kolumnen vergleicht er diese mit den entsprechenden Tätigkeiten von früher. Immer wieder erinnert er sich dabei an Orte, Personen und Situationen aus Langenthal und Umgebung. So beschreibt er etwa den früheren Schulweg, der neben dem Kino Capitol beim Hufschmied vorbeiführte, wo es nach verbranntem Horn roch, oder neben der Brauerei Baumberger, wo man erfuhr, was dort mit Hopfen und Malz geschah. Marthaler streut seine Erinnerungen ans frühere Langenthal und an damalige Dorforiginale geschickt in seine Texte aus der heutigen Zeit. In seinen Kolumnen ist Marthalers Skepsis über heutige Banalitäten und scheinbar unverzichtbare technische Fortschritte immer wieder herauszuhören. So etwa, wenn er über Handy-Gespräche, SMS-Aktivitäten, Power-Point-Probleme oder Internet-Einkäufe sinniert. Die kurzen Geschichten lassen den Leser schmunzeln, aber sie geben auch den Anstoss, über die heutige Gesellschaft und deren Tun nachzudenken.

Herbert Rentsch

Dicke Post, Kolumnen von Peter Marthaler, 71 Seiten, Broschur, Stämpfli Verlag Bern, ISBN 978-3-7272-1154-6, Fr. 29.-



Das unfaire Lebenslaufrad

Der Autor Dieter Widmer ist im Oberaargau bekannt. Er lebt in Wanzwil und arbeitete lange Zeit bei verschiedenen Berner Zeitungen. Er verantwortete das Informations- und Medienwesen in einem grossen Energieunternehmen und setzte sich in verantwortungsvoller Position in verschiedenen Oberaargauer Pflegeinstitutionen ein. Lange Zeit gehörte Dieter Widmer auch dem Grossen Rat an, den er auch präsidierte. Auch hat er selber erlebt, wie unfair die Politik sein kann. Der Titel seines ersten Romans lässt zwar Anspielungen auf dieses Erleben vermuten, indes hat das Geschehen des Romans mit Widmers Lebensgeschichte nichts zu tun. Die Hauptpersonen sind alle frei erfunden, die Handlung allerdings platziert der Autor an Orten, die mit seinem Leben verbunden sind: Langenthal, Hindelbank, Bern und Burgdorf.

Da ist einmal der erfolgreiche Immobilienhändler Martin Marmet aus Langenthal. Er geniesst das Leben in seiner Villa beim Hirschpark bis zu dem Tag, an dem er unverschuldet, ohne jegliche Vorwarnung in eine Krise fällt. Seine Frau Felicitas, eine erfolgreiche Finanzunternehmerin, soll ihren Geschäftspartner Klaus Remund, der sie um Millionenbeträge betrogen hat, durch einen Auftragsmord umgebracht haben. In einem Indizienprozess wird sie zu 13 Jahren Haft verurteilt. Martin Marmet muss zusehen, wie seine Frau in der Haftanstalt Hindelbank innerlich und äusserlich zerfällt. Aufgrund von neu aufgetauchten Entlastungsfakten lässt das Obergericht Felicitas nach einem halben Jahr frei. Der Prozess muss neu aufgerollt werden. Marmet begegnet nach der Freilassung einer zerbrochenen Ehefrau. Sie nimmt sich schliesslich an ihrem Lieblingsort im Tessin, in Ponte Brolla, das Leben. Der Abschiedsbrief, den sie hinterlässt, klärt auch das Geheimnis des Telefonanrufs mit dem Auftragsmörder auf, welcher zur Verurteilung von Felicitas geführt hatte. Marmet seinerseits lernte nach der Verhaftung von seiner Frau in Bern Eva Derungs, eine geschiedene Modedesignerin, kennen. Er brauchte ihre Nähe, um die unverschuldete Lebenskrise durchzustehen. Es entwickelt sich eine Liebesbeziehung, die sich nach dem Selbstmord von Felicitas vertieft. Aufgrund ihrer Vergangenheit können sich die beiden allerdings nicht entschliessen, auf Dauer zusammenzuleben, obschon es eigentlich der Wunsch von beiden ist.

Die Stärke des Buches von Dieter Widmer ist die äusserst spannende Geschichte des Mordes an Klaus Remund. Es gelingt dem Autor, durch das Ineinanderflechten der verschiedenen Beziehungsebenen und Geschehensabläufe den Leser stets bei der Stange zu halten. Jedenfalls bis der Mord aufgeklärt ist und Felicitas wieder frei ist. Der Leser, welcher die Spielplätze des Romans kennt, erlebt die Handlung auf eine ganz besondere Weise: Mitten in seiner vertrauten Umgebung laufen unfaire Lebenslaufräder. Nicht nur bei Felicitas und Martin Marmet ... Wir warten gespannt auf den zweiten Roman von Dieter Widmer, den er bereits in Arbeit hat.

Simon Kuert

Roman von Dieter Widmer, 317 Seiten, 2015, Heimdall Verlag, Rheine
ISBN: 978-3-939935-87-2, ca. Fr. 30.-



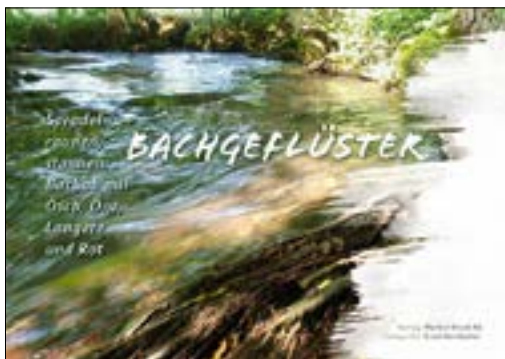
TIMELINE – Die besondere Ahnengalerie

Das Buch ist Ausstellungskatalog, Baudokumentation und ein historischer Abriss über die Schulgeschichte im Kreuzfeld in Einem. Der Historiker Emanuel Tardent beschreibt in einem gut recherchierten Beitrag die Geschichte der Sekundarschule Langenthal im 19. und 20. Jahrhundert. Eine reich bebilderte Galerie über 25 Seiten dokumentiert die Sanierung des Schulhauses (mit einem Text des Architekten Tom Rickli).

Der Kern der Publikation aber befasst sich mit der Dokumentation von 30 Kästen über markante Persönlichkeiten, die in irgend einer Form für das Schulzentrum Kreuzfeld 4 in den vergangenen Jahrzehnten prägend waren. Die Kästen und Vitrinen sind im ganzen Schulhaus verteilt als Dauerausstellung zugänglich. Reto Bärtschi, der künstlerische Leiter des Kunstprojektes TIMELINE: «Entstanden sind in Zusammenarbeit mit den Schülerinnen und Schülern des Schulzentrums Kreuzfeld 4 (K4) Kompositionen, die uns Geschichten erzählen.»

Daniel Gaberell

160 Seiten, Hardcover, 20 x 23 cm, Fotos von Brigitta Tardent, Texte von Schulklassen, Lehrern u.a., Kulturbuchverlag Herausgeber.ch, ISBN 978-3905939-30-9, Fr. 38.-



Bachgeflüster an Ösch, Önz, Langete und Rot

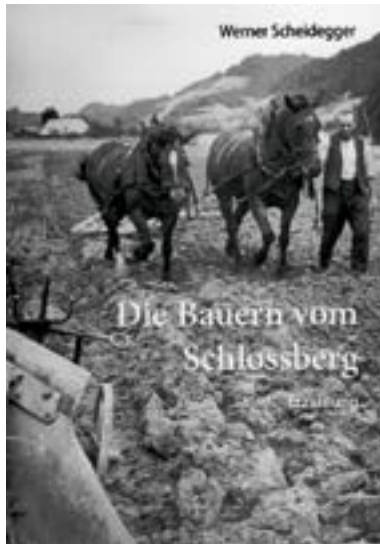
Nach der Emme hat sich der Fotograf Ernst Burkhalter aus Wynigen den Oberaargauer Bächen angenommen. Er sei den Bächen verfallen, sagte er vor drei Jahren, als er sein Buch über die Emme vorstellte. Er wohnt im Emmental und entdeckte dessen Hauptfluss, als er sich zu Fuss zu Freunden nach Brienz aufmachte.

Doch Wynigen, wo er wohnt, gehört zwar zum Verwaltungskreis Emmental, sein Dorfbach, der Wynigenbach, entwässert allerdings nicht in die Emme, sondern in die Ösch, deren alter Lauf bei Wangen direkt in die Aare mündet. Ja, genau genommen fliesst Wynigerwasser sogar noch tiefer durch den Oberaargau. Bevor der Chappelebach zum Wynigenbach wird, teilt er sich auf und speist ebenso die Önz, die später bei Riedtwil den Mutzbach, bei Bolldigen Stouffebach und Altache sowie bei Nieder-önz den Seebach aufnimmt. Die Bachverzweigung in Wynigen ist eine öde Betonrinne. Das kann man ebenfalls dem Buch von Ernst Burkhalter entnehmen. Denn wie bereits an der Emme beschränkt er sich jetzt nicht auf die stimmungsvollen Landschaften, sondern setzt die Bäche auch dort ins Bild, wo sie der Mensch in ein enges Korsett gesteckt hat.

Doch auch wenn Ernst Burkhalter seine Fotopirsch in den Oberaargau ausgedehnt hat: Ganz kann er seine Herkunft aus Wynigen nicht verbergen. Während er Ösch und Önz bis in die feinsten Verästelungen ihrer Zuflüsse verfolgt, beschränkt er sich an Langete und Rot auf den Hauptstrang. Wyssbach und Mättenbach, Ursenbach, Rotbach und Wyssache findet man in seinem Buch ebenso wenig wie den Melchnauer Dorfbach und die linksufrigen Zuflüsse der Aare aus dem Jura. Folgerichtig taucht der Name Oberaargau im Titel des Buches denn auch nicht auf. Er heisst «Bachgeflüster. Sprudeln, raunen, staunen: Bachab mit Ösch, Önz, Langete und Rot». Der Schönheit von Ernst Burkhalters Fotos tut diese Einschränkung natürlich keinen Abbruch.

Jürg Rettenmund

208 Seiten, 21 x 30 cm, Hardcover, Fadenheftung, inklusive Übersichtskarten und erweiterten Bildlegenden, mit einem Vorwort von Christian Leibundgut, Merkur Druck und Verlag AG, ISBN 978-3-905817-66-9, Fr. 39.-



Madiswil hat jetzt einen Schlossberg

Martin könne keine spektakulären Leistungen vorweisen, schreibt der Madiswiler Werner Scheidegger in seiner neuesten Erzählung «Die Bauern vom Schlossberg» auf dem hintern Umschlag des Büchleins. Martin habe «Gras gemäht, Kühe gefüttert und gemolken, Korn gesät und gedroschen, Kartoffeln gepflanzt und gegraben, im Dorf das eine oder andere Amt bekleidet, wie die meisten seiner Zeitgenossen auch».

Mit dieser Charakterisierung stellt Werner Scheidegger sein Licht etwas gar unter den Scheffel. Denn je weiter man den letzten Teil seiner Familiengeschichte liest, desto mehr entdeckt man verwandte Züge zwischen Werner Scheidegger und Martin. Werner Scheidegger beschreibt hier offensichtlich sein eigenes Ringen und das seiner Vorfahren in einer sich rasch wandelnden Welt. Und er selbst hat weissgott mehr gemacht als Gras gemäht. Er war ein Pionier des Biolandbaus, hat die Biofarm in Kleindietwil gegründet und 26 Jahre lang aufgebaut und geleitet.

Anders als in seinen Erinnerungen aus dem Dorfleben von Madiswil, «Die alten Strassen noch», schreibt Werner Scheidegger diesmal in Schriftsprache, und er vertraut auch weniger der Kraft der in Worten gestalteten Bilder und Eindrücke, sondern gerät ins Sinnieren über den Prozess und die Veränderungen, denen sich seine Protagonisten und ihre Familien ausgesetzt sehen, und in denen sie sich zurechtzufinden suchen. Er kehrt damit nicht nur sprachlich zu den Randnotizen zurück, in denen er sich in seinem ersten Büchlein Gedanken zum Zeitgeschehen machte. und die diesem Werk den Titel gaben.

Das liest man mit Gewinn, denn Werner Scheidegger hat zwar auch Gras gemäht, dabei aber die grösseren Zusammenhänge nie aus den Augen verloren.

Jürg Rettenmund

Die Bauern vom Schlossberg. Menschen im Spannungsfeld zwischen Tradition und Moderne. Erzählungen von Werner Scheidegger, 160 Seiten, 15 x 21 cm, Broschur, Selbstverlag, Fr. 18.-

Autorinnen und Autoren des Oberaargauer Jahrbuches 2015

Vorwort: Martin Fischer (*1953) ist seit 1998 Präsident der Jahrbuchvereinigung und Mitglied der Jahrbuchredaktion.

Jeremias Gotthelf in Inkwil: Drs. phil. Ruedi Graf, Marianne Derron und Norbert D. Wernicke sind ehemalige Mitarbeiter der Historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke Jeremias Gotthelfs (HKG, Institut für Germanistik, Uni Bern). Gemeinsam edierten und kommentierten sie in diesem Rahmen die Politische Publizistik Jeremias Gotthelfs (erschieden 2012/13). Zurzeit bemühen sie sich – nicht um die Fertigstellung einer Schule, sondern um den Abschluss von Gotthelfs Pädagogischer Publizistik.

Nachruf Hans Moser: Valentin Binggeli (*1931) aus Bleienbach, ist Geograf und Verfasser zahlreicher Bücher (Sachbücher und Belletristik). War während fast 50 Jahren Mitredaktor des Oberaargauer Jahrbuches.

Beitrag zum 300-jährigen Bestehen des Schloss Thunstetten: Simon Kuret (*1949), Ausbildung zum Lehrer, Studium der Theologie und Geschichte, war Pfarrer in Madiswil und baute als Projektleiter die kirchliche Unterweisung in der Reformierten Berner Kirche neu auf. Seit 1998 ist er als Beauftragter der Forschungsstiftung Stadtchronist in Langenthal. 2001–2013 Pfarrer in Langenthal. Mitglied der Jahrbuch-Redaktion.

Portfolio über das Stadttheater Langenthal: Fotos von Hans Hunziker (*1949), Fotograf und pensionierter Lehrer, arbeitet und wohnt in Lotzwil. Er dokumentiert seit vielen Jahren das Geschehen rund um Langenthal mit der Kamera. Er leistet einen wertvollen Beitrag zur Dokumentation der kulturellen Vielfalt in unserer Region. Die Fotografien in diesem Portfolio zeigen den Zustand des Stadttheaters vor seinem Umbau im Jahr 2016. Andreas Greub von der Jahrbuch-Redaktion kümmerte sich um die Gestaltung des Stadttheater-Portfolios.

Dem Biber auf der Spur: David Gerke (*1985) ist Projektleiter bei der Pro-Natura-Aktion «Hallo Biber! Mittelland». Er ist dort für Renaturierungen und Aufwertungsprojekte zuständig und hat das Bibermonitoring im Kanton Bern im Winter 2014/15 geleitet. Bereits beim eidgenössischen Bibermonitoring von 2008 wirkte der Solothurner mit, in dem er diverse bernische und solothurnische Gewässer kartierte.

Die Lushütten Alp: Regina M. Heiniger-Leuenberger (*1955) ist die Urkelin von Friedrich Zürcher-Schütz und Genossenschafterin der Lushütten Alp. Zum bevorstehenden Jubiläum hat sie die Geschichte und Entwicklung der Alp aufgearbeitet. Die Publikation erscheint im Sommer 2016. 1999 hat sie zusammen mit dem Museum für Kommunikation die Briefe ihrer Urgrossmutter Regina Leuenberger-Sommer an ihre Kinder unter dem Titel «Meine Vielgeliebten» (Chronos-Verlag, Zürich) publiziert.

Aufsatzhefte von Johann Meister und die Huttwil-Eriswil-Bahn: Jürg Rettenmund (*1959), Historiker (lic. phil. 1) in Huttwil. Redaktor bei der BZ Langenthaler Tagblatt in Langenthal, langjähriger Redaktionsleiter (bis 2014) und heute Mitglied der Jahrbuch-Redaktion.

Taucher beim Elektrizitätswerk Wynau: Walter E. De Polo ist der Enkel von Eminio. Sein Beitrag trug er aus Publikationen des EW Wynau und des Erbauers Siemens & Halske in Berlin sowie aus Erinnerungen von Verwandten, von Aktionären und von Werksmitarbeitern zusammen. Sein Vater war ebenfalls während 30 Jahren Mitarbeiter im EW Wynau.

Keramikfunde in der ehemaligen Villa «Forsthaus»: André Masson (*1946). Aufgewachsen in Langenthal, Studium an der ETH. Kurze Zeit war er als Umweltschutz-Wanderlehrer tätig, länger als aktiver AKW-Gegner (Graben begraben) mit eigenem Messnetz rings um die Reaktoren. 30 Jahre lang bemühte er sich, die Zuger Jugend für die Physik zu

begeistern – so wie er selber von den feinen Schwingungen des Zugersees begeistert wurde. Späte Ehe, das Zusammenziehen erfolgte mit dem Eintritt ins AHV-Alter.

Schieferkohlenabbau in Ufhusen: Albert Wüest (*1932) wuchs in Ufhusen auf und zog später nach Kriens. Er beschäftigt sich seit Langem mit der Ufhuser Geschichte und veröffentlichte im Jahr 2000 zusammen mit seinem Bruder Alfons das Heimatbuch «Ufhusen: einst und heute – Land und Leute».

150 Jahre Konzertchor Oberaargau: Verfasser sind Esther Amrhein, Verena Arn, Renate Bigler, Hanspeter Jakob, Martin Lienhard, Hanspeter Trauffer und Urs Zurlinden.

Weitere Mitglieder der Jahrbuchredaktion

Daniel Gaberell (*1969) leitet die Geschäftsstelle und die Redaktion des Oberaargauer Jahrbuches. Er betreibt das Oberaargauer Buchzentrum OBZ in Riedtwil, wo auch das Jahrbuch eine neue Heimat fand.

Der Lotzwiler Andreas Greub (*1968) betreut jeweils das Portfolio und Artikel aus den Themenbereichen Kunst und Kultur.

Der im Oberaargauer Jura lebende Ueli Reinmann (*1974) ist für die naturkundlichen Beiträge im Jahrbuch zuständig.

Herbert Rentsch (*1952) aus Herzogenbuchsee ist Redaktor bei der Berner Zeitung BZ in Bern. In seinem früheren Berufsleben arbeitete er als Lehrer an der Schule Herzogenbuchsee.

Fredi Salvisberg (*1957) lebt in Subigen und kümmert sich, wenn er nicht gerade am Theaterspielen ist, um die Finanzen beim Jahrbuch des Oberaargaus.

Esther Siegrist (*1962) aus Langenthal hält mit ihrem administrativen und organisatorischen Geschick die Jahrbuchredaktion verlässlich zusammen.

